

# DIE WELTWOCHEN



4 1944071006904  
42

## Ansturm der Eritreer

Wie sich die Schweiz in eine Asylfalle manövrierte. *Von Alex Reichmuth*

## Liebeserklärung an meinen behinderten Sohn

*Fernsehmoderator Nik Hartmann über das Glück einer ungewöhnlichen Familie.*

F O L L O W   Y O U R   O W N   S T A R



*the Rolling Stones*

EL PRIMERO CHRONOMASTER 1969  
TRIBUTE TO THE ROLLING STONES



**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865



# Excellence Gourmetflussfestival ab Fr. 275.–

## Schweizer Spitzenköche an Bord der Excellence Queen



**Christian Geisler**

1 Michelin Stern, 17 Punkte Gault Millau und neu ausgezeichnet als Aufsteiger für das Jahr 2015  
Der Kunsthof, Uznach

Reisedatum / Buchungscode:

Route 2 / eqstr10\_ku 03. – 04.11.2014



**Christian Kuchler**

1 Michelin Stern, 17 Punkte Gault Millau, Entdeckung des Jahres 10, Aufsteiger des Jahres 14  
Gasthof Hirschen, Eglisau

Reisedatum / Buchungscode:

Route 2 / eqstr13\_ku 10. – 11.11.2014



**Dennis Puchert**

1 Michelin Stern, 16 Punkte Gault Millau, jüngster Sternekoch der Schweiz  
Hotel Rigiblick, Restaurant Spice, Zürich

Reisedatum / Buchungscode:

Route 1 / eqbas14\_ku 11. – 12.11.2014



**Roland Schmid**

1 Michelin Stern, 17 Punkte Gault Millau  
Gourmetrestaurant Äbtstube, Grand Resort Quellenhof, Bad Ragaz

Reisedatum / Buchungscode:

Route 1 / eqbas17\_ku 17. – 18.11.2014



**Antonio Colaianni**

1 Michelin Stern, 17 Punkte Gault Millau  
Restaurant Mesa, Zürich

Reisedatum / Buchungscode:

Route 2 / eqstr19\_ku 24. – 25.11.2014



**Andreas Blattner**

Talentierte Newcomer  
Restaurant Künstlercantina, Müllheim (TG)  
c/o Bildhauerschule Urs Strähli

Reisedatum / Buchungscode:

Route 1 / eqbas20\_ku 25. – 26.11.2014

### Ihr Reiseprogramm Route 1

**Tag 1** – Komfort-Busanreise von Ihrem gewählten Schweizer Einsteigeort nach Basel. Zeit zur freien Verfügung in der Kunst-/Kultur- und Shoppingstadt Basel. Abfahrt mit der «Excellence Queen» in Richtung Strassburg. Entspannter Nachmittag an Bord bei Kaffee und Kuchen. Abends Begrüssung durch einen Chef de Cuisine des Excellence Gourmetfestivals 2014. Anschliessend geniessen Sie Köstlichkeiten von Meistern ihres Fachs, erläutert von einem Kenner gehobener Küche, kredenzt in der stilvollen Ambiance des Luxusliners Excellence Queen.

**Tag 2** – Strassburg. Gemütliches Frühstück à la Excellence und Zeit, die romantischen Gassen, das Münster und die Fachwerkkulissen der Elsass-Metropole zu erkunden. Bootsrundfahrt auf dem Flüsschen Ill. Rückfahrt in die Schweiz.

### Ihr Reiseprogramm Route 2

Reise in umgekehrter Richtung: Strassburg – Basel.

### Preise & Leistungen

An-/Rückreise ab/bis Ihrem gewählten Einsteigeort | 2 Tage Excellence-Flussfahrt mit der Excellence Queen | Excellence Gourmetfestival 2014: Gourmet-Abend mit mehrgängigem Menü eines Spitzenkochs | Excellence Frühstücksbuffet | Bootsrundfahrt in Strassburg | Gebühren & Hafentaxen | Reiseleitung

### Nicht eingeschlossen

Buchungsgebühr (Fr. 20.–, entfällt bei Internet-Buchung), Getränke, persönliche Auslagen, Trinkgelder, Annullierungskosten-Versicherung

### Arrangementpreis pro Person

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis*
2-Bett-Kabine Hauptdeck, 13 m <sup>2</sup>	435.–	275.–
2-Bett-Kabine Mitteldeck, frz. Balkon, 16 m <sup>2</sup>	485.–	335.–
2-Bett-Kabine Oberdeck, frz. Balkon, 16 m <sup>2</sup>	525.–	375.–
Mini-Suite Mitteldeck, frz. Balkon, 17 m <sup>2</sup>	545.–	395.–
Mini-Suite Oberdeck, frz. Balkon, 17 m <sup>2</sup>	605.–	455.–

### Abfahrtsorte und Zeiten

Wil 07:15 | Winterthur-Rosenberg 07:45 | Zürich-Flughafen 08:15 | Burgdorf 08:45 | Baden-Rüthof 09:00 | Basel SBB 10:00 | Fribourg-St. Léonard 07:30 | Bern 08:00

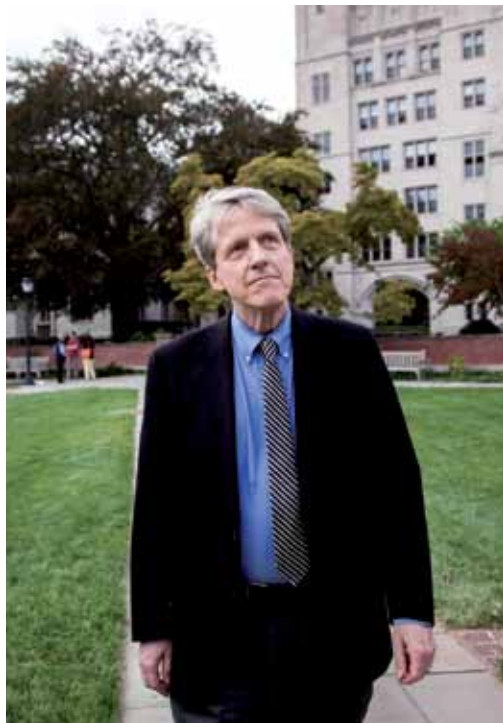
### Information & Buchung

Reisebüro Mittelthurgau Fluss und Kreuzfahrten AG, Oberfeldstrasse 19, CH-8570 Weinfelden, Tel. 071 626 8585. **Online-Buchung auf [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)**



## Intern

Am 29. September wurden im New Yorker Central Park die amerikanischen Nobelpreisträger geehrt, darunter auch Robert Shiller. Ihre Namen sind seither im Nobel-Monument beim Museum of Natural History in Stein gemeisselt. Shiller, der sich in den engen Zirkeln der Wirtschaftswissenschaften als konträrer Denker und in der breiten Öffentlichkeit als Krisenprophet einen Namen gemacht hat, erklärte am darauffolgenden Tag unserem Mitarbeiter Pierre Heumann im Yale Club, warum er sich Sorgen um den Frieden machte. Die gegenwärtige Lage erinnere ihn stark an 1937, begründet Shiller seine Angst vor einem dritten Weltkrieg. **Seite 50**



**Krisenprophet:** Nobelpreisträger Shiller.

Viele Menschen kennen das Gefühl: einfach ins Leere treten, springen – von einem Turm, einem Berg, einer Klippe. Sie sind nicht lebensmüde oder depressiv, es ist nur dieser unerklärliche Sog der Tiefe. Auch unsere Autorin Antje Joel überfällt dieses Phänomen immer wieder, zu ihrer Beängstigung. Sie ist ihm nachgegangen und hat festgestellt: Ein Drang zu springen, ist der Beweis für den Drang zu leben. **Seite 54**

Religion vergiftet alles, schürt Kriege, erzeugt Terrorismus und andere Formen des Wahnsinns. Diese Sichtweise sei plausibel, weit verbreitet und falsch, schreibt die Religionsforscherin Karen Armstrong in einem Essay für die *Weltwoche*. «Sehr oft haben modern denkende Herrscher Säkularisierung in ihrer schlimmsten Form betrieben und sie ihren Untertanen dadurch gründlich verdorben.» Als besonders extreme Beispiele nennt Armstrong Atatürk und den Schah von Persien. **Seite 44**

«Goldkriege», betitelt der Zürcher Bankier Ferdinand Lips sein Buch, das er 2001 in New York herausgab: «Gold Wars – The Battle Against Sound Money as Seen From a Swiss Perspective». Er erzählte darin eine abenteuerliche Geschichte, und er erklärte sie auch Markus Schär, als ihn der Redaktor 2002 besuchte: Die Amerikaner wollten in den neunziger Jahren verhindern, dass es wegen der aufgebläh-



«Goldkriege»: Bankier Lips (1931–2005).

ten Geldmenge zu Inflation kam; deshalb verkauften sie Gold, um den Goldpreis tief zu halten, und zwar Gold, das die Schweizer bei ihnen lagerten. Das Aufblähen der Geldmenge führe aber letztlich immer zu Krieg, sagte der Experte im Sommer 2002. Im März 2003 brach der Irakkrieg aus. Lips starb 2005. Inzwischen lässt sich zeigen, dass seine Geschichte wohl stimmt. **Seite 34**

Als Untertan des Schahs ist der Schriftsteller Amir Hassan Cheheltan geboren. Jahrelang stand er auf der Todesliste der iranischen Hardliner, viele seiner Werke sind verboten. Cheheltan hat die *Weltwoche* in seiner Teheraner Wohnung empfangen. Zum Schlimmsten gehöre das Verbot der Sinnlichkeit. Was immer mit der Liebe zwischen Mann und Frau zu tun habe, dürfe in der iranischen Literatur eigentlich nicht vorkommen. «Absurd», findet Cheheltan. «Worüber sonst soll man denn schreiben?» Mit dem Gespräch schliesst Urs Gehrigger seine Depeschen-Serie aus dem Iran. **Seite 62**

Kolumnist Hansruedi Kamer befindet sich auf einer China-Reise. Seine nächsten weltpolitischen Betrachtungen lesen Sie ab 30. Oktober wieder.

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeber:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigger, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Martin Kappler (Assistent)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# Ist bei Ihrer Hypothek alles im Lot? *UBS Hypo Check.*



Jetzt Termin für UBS Hypo Check  
vereinbaren: 0800 884 556  
[www.ubs.com/hypotheiken](http://www.ubs.com/hypotheiken)

Als Besitzerin oder Besitzer einer Liegenschaft stehen Sie immer wieder vor wichtigen Entscheidungen. Hier hilft Ihnen der UBS Hypo Check. Wir beraten Sie fundiert und kompetent rund ums Thema Hypotheken. Sei es in Bezug auf eine geplante Renovation, eine anstehende Erneuerung der Hypothek oder Steuerfragen. Dank dieser ganzheitlichen Betrachtung können Sie Ihren Aufwand minimieren und Ihre Finanzierungslösung gleichzeitig optimieren.

Best Bank in  
Switzerland



# Im Nebel

**Ein neues Europa-Manifest irritiert: Muss man sich um die Schweizer EU-Turbos Sorgen machen?** Von Roger Köppel

Zur Erinnerung: Am 9. Februar 2014 hat eine Mehrheit der Kantone und der Stimmberechtigten die von der SVP lancierte «Volksinitiative gegen die Masseneinwanderung» mit einem glasklaren Volksentscheid überraschend angenommen. Überraschend deshalb, weil die meisten Bundesräte, die meisten Parteien, die meisten Intellektuellen, die meisten Zeitungen, die meisten Kirchen und alle Wirtschaftsverbände sowie Think-Tanks während Monaten eindringlich vor der Annahme dieser als schädlich, als Wohlstandsvernichtend, als anti-europäisch und als unschweizerisch taxierten Initiative gewarnt hatten.

Selbst der vom Bundesrat zur Minderung der Erfolgchancen verfügte Abstimmungstermin kurz nach der Jahreswende konnte nicht verhindern, dass sich der Souverän zum blanken Entsetzen aller Nichtbefürworter auf das aus ihrer Sicht brandgefährliche, ja selbstmörderische Abenteuer einer Zuwanderungsbeschränkung durch Kontingente einliess. Kontingente gelten seither im offiziellen Bundesbern als «undurchführbar». Wären sie das wirklich, hätte der kluge Tory-Politiker Boris Johnson diesen Montag wohl kaum die Einführung von EU-Kontingenten auch für Grossbritannien gefordert.

Die betonharte Front der Initiativgegner scheint bis heute nicht in der Lage, sich mit dem Gedanken abzufinden, dass der Volksentscheid zur Beendigung der Personenfreizügigkeit tatsächlich umgesetzt werden sollte. Die Abstimmungsverlierer arbeiten zusehends schmallippiger daran, das aus ihrer Warte kreuzfalsche Ergebnis umzubiegen.

Werden sie Erfolg haben?

Ich weiss es nicht. Ich hoffe es nicht. Aber ich bin sicher, dass sich ihre Erfolgchancen am letzten Wochenende nicht markant verbessert haben. In der Sonntagspresse wurde ruchbar, dass eine neue politische Kampfformation unter dem Namen «Die Schweiz in Europa» beabsichtigt, gegen «Selbstisolierung» und für einen «an Tatsachen orientierten Europa-Dialog» in den Ring zu steigen. Mögliche Anhänger könnten bereits an der Herausforderung scheitern, die unaussprechliche Internetadresse [www.ch-in-europa.ch](http://www.ch-in-europa.ch) auf ihren Computern richtig einzutippen.

Die mit dem Primeur belohnte Zeitung bemühte sich dennoch tapfer, bei ihren Lesern den Eindruck zu erzeugen, dass hier aus patrio-



«Die Tiefbesorgten sind tief verwirrt.»

tischen Urquellen eine neue politische Schicksalsbewegung hervorbricht. Ein nüchterner Blick auf Programm und Personal allerdings lässt eher die Vermutung als berechtigt erscheinen, dass es sich bei dieser Neugründung um eine alles in allem papierig-nostalgische Veranstaltung von beschränkter Durchschlagswirkung handelt.

Ihr Ziel scheint vor allem darin zu bestehen, den unmittelbar daran Beteiligten ein Selbstbild zu bestätigen, das sie über europapolitisch andersdenkende Schweizerinnen und Schweizer moralisch hinweghebt, insbesondere über die Sympathisanten oder Mitglieder jener Partei, die zwar das Kritikobjekt der Verlautbarung



ausmacht, aber mit keiner Zeile namentlich erwähnt wird.

Um es ganz ehrlich und mit allem Respekt vor dem sicher ernstgemeinten staatsbürgerlichen Engagement der Appellanten zu fragen: Glauben die «über 100 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur» tatsächlich, den Kampf um die europapolitische Seele der Schweiz mit Sätzen wie diesen zu gewinnen: «Wie immer man die Beziehungen zur EU gestalten will, bedacht werden muss, dass in einem Markt von kontinentalen Dimensionen alles mit allem zusammenhängt.» Oder: «Ein Land ist nicht deshalb souverän, weil es sich das Recht herausnimmt, äussere Bindungen selektiv abzulehnen. Es muss vielmehr selber in der Lage sein [...], sich an der Ausarbeitung kollektiver Strategien zu beteiligen und seine Interessen in den übergeordneten Willensbildungsprozessen geltend zu machen.» Es dürfte den Absendern nicht leichtfallen, mit solchen Formulierungen in die Herzkammern der mehrheitlich EU-kritischen Normalschweiz vorzudringen.

Erhellend ist der laut Medien «dramatische Appell zur Rettung der Bilateralen» allerdings insofern, als er ungewollt ehrlich die Unfähigkeit der hier versammelten Blocher- und SVP-Kritiker aufzeigt, sich auf eine für den Durchschnittsleser greifbare Position zu einigen ausser eben die kollektive Abneigung gegen Blocher. Die «tief besorgten Bürgerinnen und Bürger» streichen vielmehr fett heraus, dass ihr Aufruf ausdrücklich *kein* Plädoyer für eine bestimmte Politik gegenüber der EU bedeute. Das Bemühen um einen an «Tatsachen orientierten Dialog» endet folgerichtig in der nebelhaften Beschwörung von Pauschalbegriffen wie «Interdependenz», «Grundwerte» oder «Bilateralismus», die nicht näher definiert werden.

Fast ganz am Schluss schält sich dann aber doch noch das eigentliche, verschämt unterverkaufte Motiv heraus: «Letztlich kann nur die volle Mitwirkung» – an der EU – «der Schweiz jenen Einfluss auf die europäischen Politiken und auf das europäische Recht geben, der dem Gewicht des Landes entspricht.» Beitritt also ja, aber nicht jetzt, lieber später, obschon es eigentlich schon heute richtig wäre.

Der Aufruf der EU-Turbos hebt mit der Diagnose an, dass die «Politik der Schweiz» gegenüber ihren europäischen Partnern «in Verwirrung» geraten sei. Möglicherweise trifft das Gegenteil zu. Der Appell der Tiefbesorgten ist das unfreiwillige Dokument ihrer eigenen tiefen Verwirrung in der Europapolitik.

Die Schweizer Beitrittsverfechter plädieren für einen Beitritt, zu dem sie weder richtig stehen können noch wollen. Wobei ihnen mittlerweile sogar die taktische Verschleierung dieser Absicht misslingt, die sie nicht zu haben vorgeben und trotzdem offenbaren. Nicht die Gegner, sondern seine Befürworter drohen zur grössten Gefahr für das politische Projekt eines Schweizer EU-Beitritts zu werden.



# EINE IKONE GEWINNT AN GRÖSSE

DIE NEUE NAVITIMER 46 mm



RÖSSELET  
1911

Uhren & Schmuck, 6300 Zug



«Gender-Gap»: Malala Yousafzai. Seite 59



Verscherbelter Goldschatz: Seite 34



Superstar mit Brille: Nana Mouskouri. Seite 72



Religion und Gewalt: Seite 44

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

13 Kommentar Metrosexuelle Justiz

13 Im Auge Elizabeth Holmes, Jung-Milliardärin

14 EU Das Vorbild

14 Uni Zürich Sarasins Lücken

15 Personenkontrolle Condrau, Mörgeli, Fisch, Mudry etc.

15 Nachruf Rabbi Hyman Krustofski

### 16 Der falsche Krieg

Die westliche Intervention im Irak und in Syrien ist ein Fehler

18 Die Deutschen Die Schande

18 Wirtschaft Alibaba und die Absahner

20 Mörgeli Die Schweiz als Kriegsverlängerer

20 Bodenmann Dank Alpeninitiative mehr Kapazität

21 Medien Alte Tanten, junge Tanten

21 Gesellschaft Fünfundsiebzig

22 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

### 24 Ansturm der Eritreer

Der riesige Zustrom aus dem afrikanischen Land

### 28 Geld für alles und jeden

Wo der Bund ohne Leistungsabbau sparen kann

### 30 Lizenz zum Kassieren

Ausländer mit B-Bewilligung beziehen unnötig Sozialhilfe

### 32 Liebeserklärung an den behinderten Sohn

Nik Hartmann über sein zerebral behindertes Kind

### 34 Raubgold

Wie die Schweizer ihr Gold an die Amerikaner verloren

37 Sozialhilfe Replik von René Zeyer

38 Grünliberale Rechnen mit Bäumle

### 40 Wer nicht spielt, ist krank

Erfolgsgeheimnis der Zocker

42 Lehrplan 21 Reform ohne Auftrag

### 44 Der Mythos der religiösen Gewalt

Religion an sich ist unkriegerisch

### 50 Weshalb Schnee instabil wird

Nobelpreisträger Robert Shiller über Wirtschaftskrisen

### 54 Lust am Abgrund

Der unwiderstehliche Impuls, einfach loszulassen

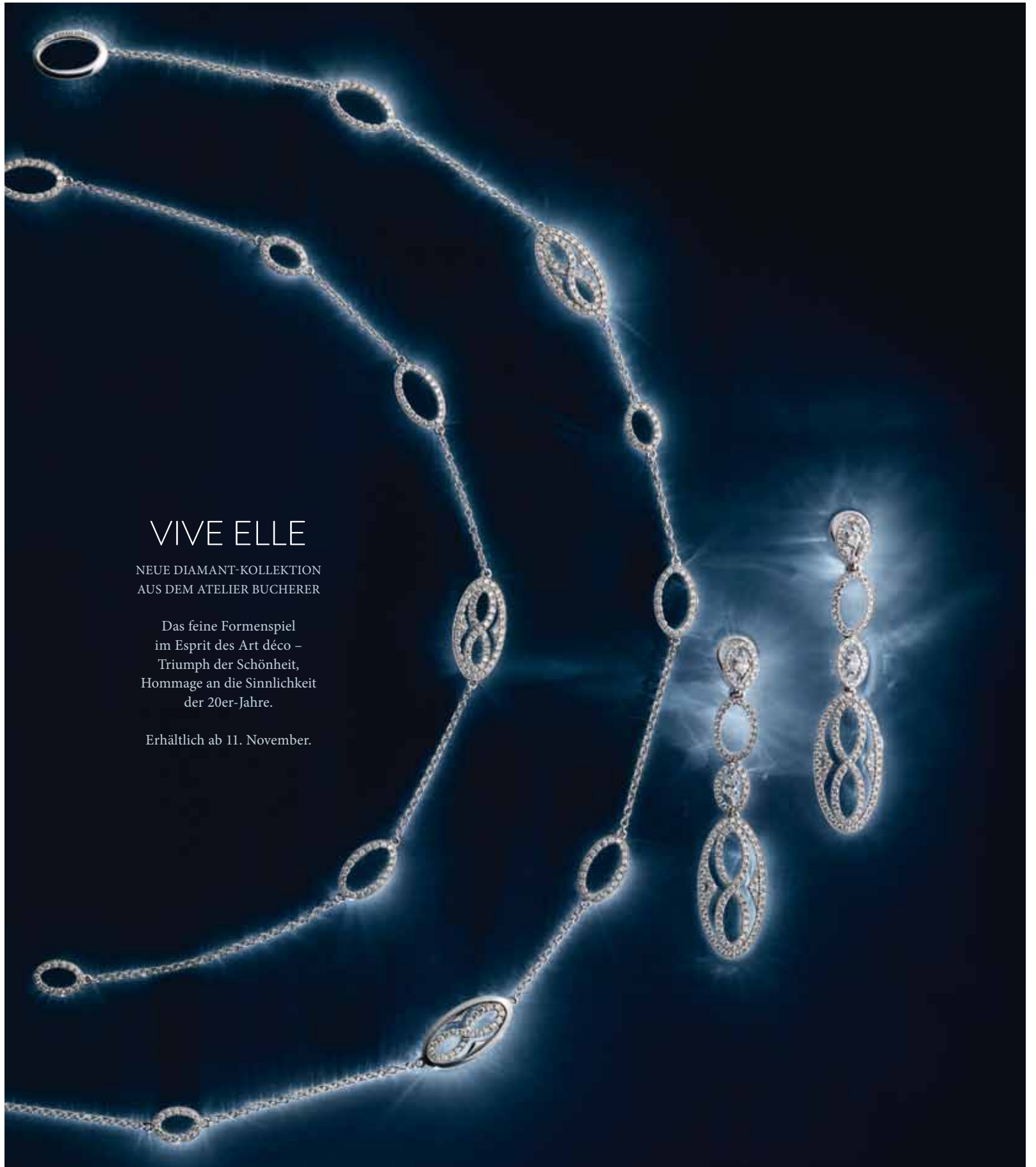
### 56 Das Schweigen der Schwestern

Alice Schwarzers Kampf für gemässigte Musliminnen

59 Nobelpreis Warum so wenige Frauen?

61 Essay Fussbälle statt Bomben





## VIVE ELLE

NEUE DIAMANT-KOLLEKTION  
AUS DEM ATELIER BUCHERER

Das feine Formenspiel  
im Esprit des Art déco –  
Triumph der Schönheit,  
Hommage an die Sinnlichkeit  
der 20er-Jahre.

Erhältlich ab 11. November.

# BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)



«Freiheit ist das Wichtigste»: Autor Chehelan. Seite 62

## Interview

### 62 «Eine Revolution ist mehr als genug»

Amir Hassan Chehelan gehört zu den prominentesten Stimmen der iranischen Literatur. Schonungslos legt er in seinen Romanen die Psyche der Perser frei

## Stil & Kultur

### 66 Stil & Kultur Michelle Hunziker

### 68 Bestseller

### 68 Seltsamer Sog

Einblick in die Schreibtechnik des Schweizer Autors Peter Stamm

### 71 Kultur Eine Maus als Emotions-Kraftwerk

### 72 Das Fräulein aus Korfu tut einfach gut

Die geheimnisvolle Sängerin Nana Mouskouri wurde 80

### 73 Jazz Charlie Haden/Jim Hall

### 74 Top 10

### 74 Serien «True Detective»

### 75 Fernseh-Kritik Miss-Schweiz-Wahlen

### 76 Autos werden zu Helden

Auf den Bildschirmen blüht uns ein smart inszenierter PR-Krieg

### 78 Namen Steinböcke auf Seide

### 79 Hochzeit Valentyna Khomichova und Reto Zingg

### 79 Thiel Religionspolizei

### 80 Wein Domaine Vlassides (Zypern): Private Selection 2011

### 80 Zu Tisch Welcher Wein passt zum Essen?

### 81 Velo Stromer ST2 Comfort

### 82 MvH trifft John Malkovich, Hollywood-Star und Modedesigner

## Autoren in dieser Ausgabe

### Nik Hartmann



Mit Sendungen wie «Fensterplatz» und «SRF bi de Lüt» ist der Fernsehmoderator in der Schweiz zu einem Publikums- liebling geworden.

In seinem persönlichen Text erzählt er, wie er und seine Frau mit der Tatsache umgehen, dass ihr bald sechsjähriges Kind zerebral behindert ist. Seite 32

### Karen Armstrong



Die Britin gehört zu den weltweit führenden Religionswissen- schaftlern und ist Autorin von vielen Bestsellern. Für die *Weltwoche* schreibt sie, warum es fatal ist, alles Religiöse

gemeinhin als kriegerisch, intolerant, irrational und rückwärtsgerandt zu betrachten. Seite 44

## Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Billag-Mediensteuer**  
Jetzt läuft die  
Unterschriftensammlung
- **Pauschalbesteuerungs-Initiative**  
Alle Steuerabzüge sind  
ernsthaft in Gefahr
- **EuroSkills 2014**  
Die Schweiz holt  
sieben Medaillen



[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

**strellson**



**ZUM GLÜCK SIND  
SCHWEIZER  
POLITIKER NICHT  
SO KORRUPT.**



Beth K.

## #SagesderSchweiz

Teilen auch Sie der Schweiz etwas mit. Entweder auf [SagesderSchweiz.ch](https://www.sagesderschweiz.ch) oder via Hashtag. Und schon bald könnte Ihre Botschaft in einem Inserat wie diesem stehen. Weitere Teilnahmeanfos gibt's auf der Website.



## Metrosexuelle Justiz

Von Alex Baur — Opferaktivisten verlangen eine neue Definition von Sexualdelikten: Jeder Übergriff soll zur Vergewaltigung werden. Die Folgen wären verheerend.



Subjektives Empfinden des vermeintlichen Opfers.

Wer behauptet, zu Oralsex gezwungen worden zu sein, muss sich zumindest erklären. Vielleicht trifft der Vorwurf zu, man kann sich den Vorgang einfach schlecht vorstellen, sofern der Täter dem Opfer nicht gerade ein Messer an die Kehle oder eine Pistole an die Schläfe hält. Abgesehen davon wird nirgends so viel gelogen und fantasiert wie beim Sex, und das trifft leider auch auf Strafuntersuchungen zu. Jede dritte Anzeige in diesem Bereich enthält gemäss einer umfangreichen deutschen Studie aus dem Jahr 2005 klare Hinweise auf eine falsche Anschuldigung.\*

Echte Opfer wie falsche Täter sind gleichermaßen der Gefahr eines Justizirrtums ausgesetzt. Folglich braucht es gerade im Sexualstrafrecht besonders sorgfältige Ermittlungen, aber auch differenzierte Gesetze. Die Tendenz geht aber in die Gegenrichtung. Zeugen werden unter krasser Verletzung der Unschuldsvermutung vorschnell zu Opfern erklärt und Angeschuldigte zu Tätern gestempelt. Eine direkte Konfrontation zwischen den Parteien wird heute von Gesetzes wegen systematisch vereitelt, obwohl dies insbesondere bei umstrittenen Sachverhalten oft der einzige Weg zur Wahrheitsfindung ist.

Darüber hinaus fordern Opferaktivisten nun, die Unterscheidung zwischen verschiedenen Formen sexueller Gewalt aufzuheben: Alles ist Vergewaltigung und soll entsprechend bestraft

werden. Gemäss den Zeitungen *Tages-Anzeiger* und *Bund*, die das Anliegen kampagnenmässig propagieren, hat die «rückständige» und «archaisch paternalistische» Schweiz wieder mal Nachholbedarf, soll ein helvetischer «Sonderfall» dem internationalen Standard angepasst werden. Und dieser unterscheidet nicht mehr zwischen hetero-, trans- oder homosexuellen Übergriffen. Die Justiz soll gleichsam metrosexuell werden.

### Bloss eine Konzession an den Zeitgeist?

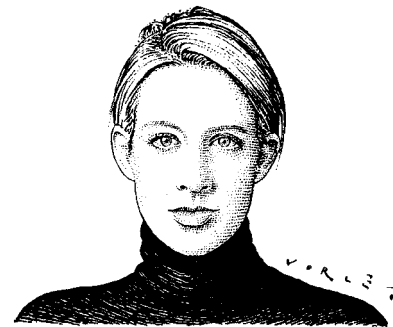
Gemäss geltendem Schweizer Recht kann nur eine Frau Opfer einer Vergewaltigung sein, der Täter ist zwingend ein Mann. Salopp ausgedrückt: Der Tatbestand (Art. 190 StGB) ist nur dann erfüllt, wenn das Opfer zumindest theoretisch schwanger werden könnte. Jede andere Form von sexueller Gewalt wird unter dem Titel sexuelle Nötigung (Art. 189 StGB) verfolgt. Die Unterscheidung ist insofern eher akademischer Natur, als die Höchststrafe (zehn Jahre Gefängnis) dieselbe ist.

Anders als bei sexueller Nötigung ist bei einer Vergewaltigung zwar eine Mindeststrafe von einem Jahr Gefängnis vorgeschrieben, da Bagatelldfälle ausgeschlossen werden. Daraus lässt sich indes keineswegs schliessen, dass eine Vergewaltigung prinzipiell als gravierender eingestuft wird. Entscheidend sind, unbeschadet des Geschlechtes, die Tatumstände und das Ausmass der ausgeübten Gewalt. Insofern könnte man die Aufhebung der Unterscheidung als symbolische Konzession an die Homosexuellen und den herrschenden Zeitgeist betrachten.

Doch die Opferaktivisten wollen mehr. Sie erhoffen sich höhere Strafen, vor allem aber noch mehr moralischen Druck auf die Justiz. Wenn jede Grobheit und jeder Druckversuch, und sei er noch so diffus, automatisch zur Vergewaltigung wird, braucht man nicht mehr viel zu begründen und zu beweisen. Dann gilt nur noch das subjektive Empfinden des vermeintlichen Opfers. In einem Verfahren wegen sexueller Nötigung müssten sich Betroffene heute «möglichst genau erinnern» und «bis ins Detail erklären», beklagte sich eine Therapeutin gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Das sei seine Zumutung. Faktisch fordert sie deshalb eine Umkehr der Beweislast. Die Verurteilung Unschuldiger wird dabei billigend in Kauf genommen.

\* «Vergewaltigung und sexuelle Nötigung in Bayern», 2005 [www.polizei.bayern.de/content/4/3/7/22\\_kriminalitaet\\_sex\\_noetigung.pdf](http://www.polizei.bayern.de/content/4/3/7/22_kriminalitaet_sex_noetigung.pdf)

## Ein Tropfen Blut



Elizabeth Holmes, Jung-Milliardärin

Sie fürchtet sich vor nichts. Ausser vor Spritzen. Deshalb brach Elizabeth Holmes mit neunzehn Jahren ihr Medizin- und Chemie-Studium an der Stanford University ab und begann einige Meilen entfernt, im Silicon Valley, den praktischen Kampf gegen die Phobie vor dem Gestochenwerden. Ihren Professor nahm sie gleich mit, als Geldbeschaffer ihres Start-up-Unternehmens. Sie entwickelte einen Labortest, der mit einem einzigen Blutstropfen als Sample auskommt statt mit all den manchmal foltermässig abgezapften Ampullen – ohne Nadeleinstich, nur mit einem schmerzlosen kurzen Ritzen der Fingerkuppe. Das milde Prozedere wird auch schon an Schweizer Kliniken angewandt. Elizabeth ist mit dreissig in den Olymp der Jungmilliardäre aufgestiegen, als einzige Frau unter den Pages, Zuckerbergs & Co, aber nicht mit dem Zauberstab der Massenverführung und Geldvermehrung, sondern mit diesem revolutionären genetischen Laborprozess. Der Test kostet noch ein Zehntel der bisherigen Tarife und könnte allein in den USA die Gesundheitskosten im nächsten Jahrzehnt um 200 Milliarden Dollar senken. Damit hat sie sich ihr Vermögen von rund 4,5 Milliarden Dollar – bestehend aus fünfzig Prozent Anteilen an ihrer nicht börsenkotierten Firma Theranos (der Name ist zusammengesetzt aus *therapy* und *diagnosis*) – redlich verdient.

Schon ihr Grossvater, ein dänischer Einwanderer, war ein Erfinder und Chirurg; ihre Jugend verbrachte sie mit den Eltern in China, wo sie perfekt Mandarin lernte. Mittlerweile hat sie in den USA 82 Patente schützen lassen, zudem 189 im Ausland, und sie ist an weiteren 186 Applikationen mitbeteiligt. Der Durchbruch mit dem Blutstropfenverfahren gelang ihr vor einem Jahr, als sie die Apothekenkette Walgreen als Partner gewann. Sie selber isst nur Salate und Pasta ohne Sauce, trägt eine Uniform aus Rollkragenpulli, Jackett, Slacks, Schuhen ohne Absätze, alles schwarz. Das alte Krokodil Henry Kissinger, 91, das im Verwaltungsrat ihrer Firma sitzt, staunt, sie sehe aus wie neunzehn.

Peter Hartmann

# Das Vorbild

Von Markus Schär — Hat Joschka Fischer die Eidgenossenschaft wirklich verstanden?

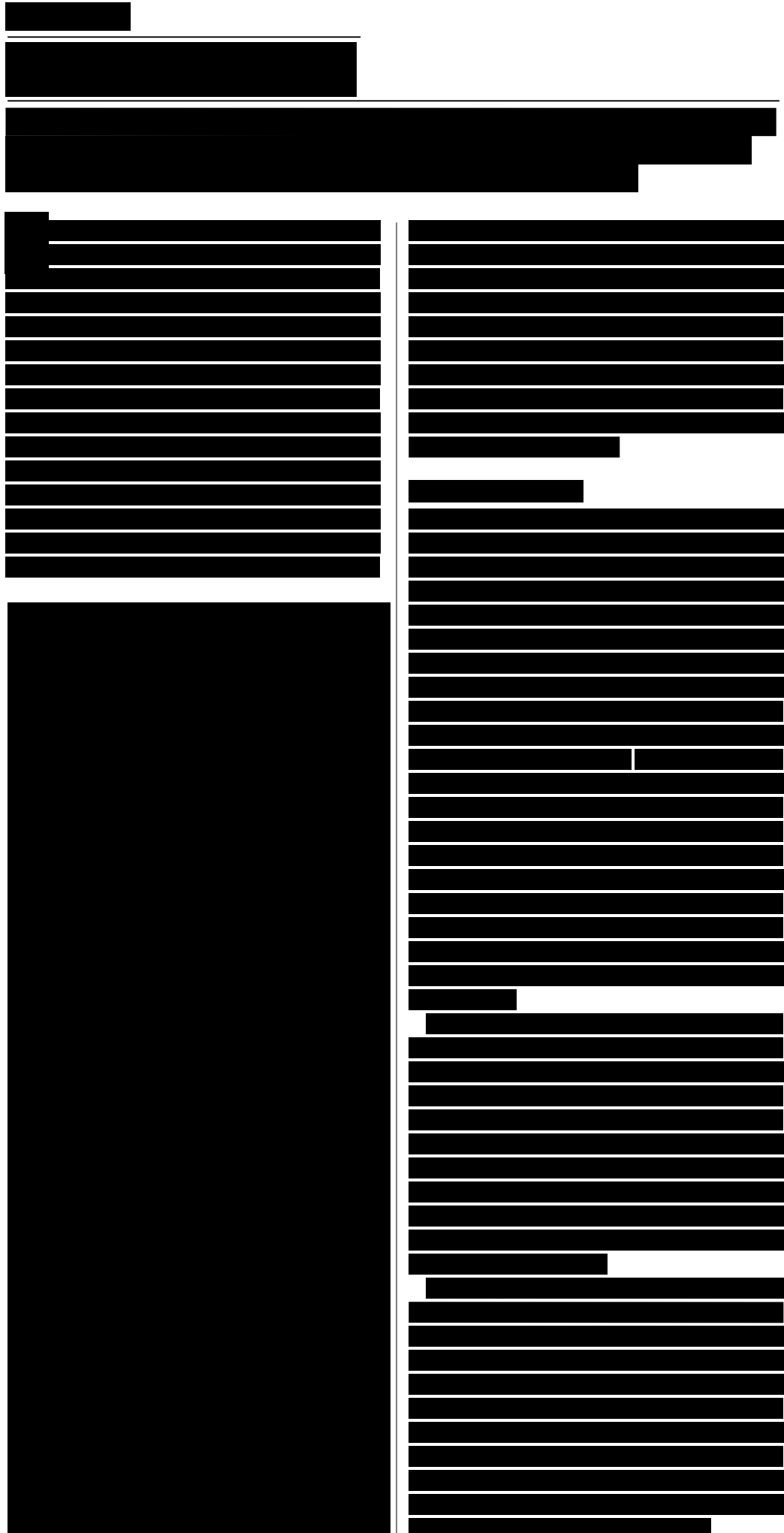
Oh, wie schmeichelhaft! In seiner Streitschrift «Scheitert Europa?», die er diese Woche herausgab, sucht der freischaffende deutsche Ex-Aussenminister Joschka Fischer ein Vorbild für die Einigung Europas in der Krise, die «die EU zersetzt». Denn, wie er im Interview mit dem *Spiegel* sagt: «Ich fürchte, wir waren dem Scheitern noch nie so nah. Das hätte ich vor fünf Jahren nicht gedacht, wirklich nicht.»

Die USA – «ein Präsident mit seiner Regierung als Spitze eines föderalen Gemeinwesens, das über eine kontinentale Ausdehnung verfügt» – können dieses Vorbild nicht sein, sieht Joschka Fischer ein: Zu viele Menschen (500 Millionen) – mit zu vielen Sprachen (24) –, die an ihren 28 Nationalstaaten hängen, leben in der EU. Er findet das Modell ganz in der Nähe, im «geostrategischen Unding» (EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker), mitten auf dem Kontinent: «Es ist die Schweiz.»

Die Schweiz sei kein ethnisch und sprachlich einheitlicher Nationalstaat, weiss der Denker, «sondern besteht aus drei grossen und einer kleinen ethnischen Gruppe: den Deutschen, den Franzosen, den Italienern und den Rätoromanen». Schon diese ethnisch gewagte Formulierung weckt Zweifel, ob Joschka Fischer die Schweizerische Eidgenossenschaft wirklich verstanden hat. Sie wachsen bei der Lektüre der Erklärung, wie angeblich 1848 die heutige Schweiz entstand.

## Noch heute souveräne Staaten

Da lehrt der Hobbyhistoriker: Die katholischen Innerschweizer Kantone wollten die Macht und Souveränität bei den Kantonen belassen, während «die protestantisch-liberalen und in der Regel grossstädtischen Kantone» eine gewisse Zentralisierung in einem Bundesstaat für unverzichtbar hielten. (Das «grossstädtische» Zürich hatte 1848 nicht ganz 20 000 Einwohner.) Oder: Im Sonderbundskrieg von 1847 ging es darum, ob die «entscheidende Macht», so «Aussenpolitik, Militär, Währung, Wirtschaft und Finanzen», auf der Bundesebene zentralisiert werden sollte. (Ausser der Offiziersausbildung blieb das Militär in den Kantonen; der Bund kannte bis ins 20. Jahrhundert keine Steuern, eine Wirtschaftspolitik gab es nicht.) Vor allem versteht Joschka Fischer nicht: Die Kantone sind, zumindest auf dem Papier, noch heute souveräne Staaten. Er scheint denn auch keinen besonderen Wert auf das Vorbild zu legen: Im langen Gespräch mit dem *Spiegel* ist die Schweiz kein Thema mehr.



## Personenkontrolle

**Condrau, Mörgeli, Fisch,  
Mudry, Altherr, Dieterle,  
Röthlisberger, Leuthard,  
Kellenberger, Regotz,  
Ferrari, Ambrosetti**

Er habe «keine erkennbaren Spuren in der Medizingeschichte hinterlassen», führe «keine Interaktion mit der Forschung anderer» und liefere nichts als einen «negativen Beitrag zum Prestige der Disziplin». So qualifizierte 2012 der neue Direktor des medizinhistorischen Instituts **Flurin Condrau** seinen langjährigen Museums-konservator **Christoph Mörgeli**. Condrau hat neben seiner Dissertation gerade mal eineinhalb Bücher geschrieben, Mörgeli deren 33 und dazu mehrere hundert wissenschaftliche Aufsätze.



*Brachiale Spuren:* Medizinhistoriker Condrau.

Nun ist Professor Mörgelis neuestes Buch «Mikroskop und Ohr» – in Zusammenarbeit mit den international bekannten Ohrenärzten **Ugo Fisch** und **Albert Mudry** entstanden – nach der deutschen, englischen und spanischen Ausgabe auch noch auf Chinesisch erschienen. Wenn wir solche «erkennbaren Spuren» mit dem von Condrau verursachten Köpferrollen an der Uni Zürich vergleichen, hat auch Condrau Spuren hinterlassen – allerdings eher brachiale. (*gut*)

«Relativ krass» fand Ständerat **Hans Altherr** (FDP) die Vergabepaxis des Bundesamtes für Strassen (Astra): Die Finanzkontrolle des Bundes hatte dem Astra einmal mehr ein vernichtendes Zeugnis ausgestellt. Das Wort «Korruption» wollte der Ausserrhoder Standesherr allerdings nicht in den Mund nehmen. Und auch nicht von personellen Konsequenzen sprechen: Bundesamtschef **Rudolf Dieterle**, der millionenschwere Aufträge für seine frühere Firma mischelte und seinen Schwiegersohn in eine gehobene Stellung im Astra drückte, geht unbehelligt in Pension; sein Stellvertreter **Jürg Röthlisberger** sorgt als neuer Chef für Kontinuität bei den «krassen» Praktiken. Als Strafe erschien, dass Dieterle im Februar 2015 ein halbes Jahr vor dem ordentlichen Termin pensioniert wird. Aber das ist keine Strafe, son-



*Ab in die Pension:* Bundesamtschef Dieterle.

dern eine Gunst: Dieterle kandidiert für die CVP seiner Chefin **Doris Leuthard** bei den Landratswahlen vom 8. Februar in Baselland – und er dürfte auch auf der Nationalratsliste der CVP Baselland auftauchen, um seine Kontakte in Bern weiter zu pflegen. (*sär*)

Eine aufsehenerregende Ankündigung machte der NZZ-Buchverlag im Sommer: Der ehemalige Spitzendiplomat **Jakob Kellenberger**, der auch die bilateralen Abkommen ausgehandelt hat, habe ein Buch verfasst, «in dem er unverblümt die Dinge beim Namen nennt». Wer allerdings mit dem Appenzeller über die Dinge sprechen wollte, bekam eine Abfuhr: Der Autor war nicht einmal für den Verlag erreichbar. In diesen Tagen kommt «Wo liegt die Schweiz?» heraus – aber auch jetzt nimmt der unverblümete Diplomat nicht mündlich Stellung. Eine Ausnahme machte er für die Schweiz-Ausgabe der *Zeit*. Sein Motiv, das Buch zu schreiben, sei gewesen, «einfach gewisse Dinge zu sagen, die andere nicht mehr sagen können oder nicht mehr sagen zu können glauben». Titel des langen Interviews: «Mehr Ehrgeiz, bitte!» (*sär*)

Letzte Woche berichtete die *Weltwoche* über das Gebaren einer «Fachstelle Risikoanalyse» der Gewerkschaft Unia. Dieses will der mächtige Baumeisterverband nicht länger hinnehmen. Er hat entschieden, die Lohnverhandlungen für nächstes Jahr auf Eis zu legen. Auch die Gewerkschaftskollegen der Syna sind nicht erfreut. Ihr Chef, **Kurt Regotz**, hat den «geschätzten Kollegen **Aldo [Ferrari]** und **Renzo [Ambrosetti]**» einen Brief geschrieben und verlangt darin, «dass diese Fachstelle ihre Tätigkeiten umgehend einstellt». (*fsc*)



*Nicht erfreut:* Syna-Chef Regotz.

## Nachruf



*Späte Versöhnung:* Rabbi Krustofski.

**Rabbi Hyman Krustofski (1940–2014)** — Im Oktober vor einem Jahr wusste man bereits, dass zwölf Monate später einer aus der «Simpsons»-Show das Zeitliche segnen werde. Die Fans der Zeichentrick-Fernsehserie waren seither in grösster Sorge, wer zu Beginn der 26. Staffel nicht mehr unter den Lebenden sein würde. Könnte es Krusty, den blauhaarigen Clown, treffen oder den ulkigen und in seiner Dummheit brillanten Homer? Jetzt herrscht Gewissheit: Hyman Krustofski, der Rabbi der jüdischen Gemeinde Springfields und der Vater des kettenrauchenden Krusty, ist tot.

Hyman und Krusty hatten ein schwieriges Verhältnis zueinander. Wie so viele andere Väter war auch der Rabbi vom Wunsch beseelt, dass sein Spross eines Tages die Familientradition fortführen würde. Doch Krusty, der eigentlich Herschel hiess, hatte schon als Kind nichts als Flausen im Kopf. Statt sich dem Thora-Studium zu widmen und neben den zehn Geboten auch all die 613 Vorschriften des Judentums einzuhalten, wählte er eine andere Karriere und ein anderes Leben. Er wurde Clown.

Das brach dem frommen Hyman das Herz. Er wollte mit dem Abtrünnigen nichts mehr zu tun haben. Erst viele Jahre später, dank der Vermittlung der Simpsons, kam die Versöhnung der beiden so unterschiedlichen Charaktere zustande. Ob sie aufrichtig war, bleibt ein Geheimnis. Denn vor seinem Tode meinte der Zeichentrick-Rabbi zu seinem Sohn: «Wenn du meine ehrliche Meinung über dich wissen willst: Du warst immer ein ...» Der Rabbi starb mitten im Gespräch mit seinem Sohn, im Alter von 74 Jahren, auf seinem Bürostuhl.

*Pierre Heumann*



«Dies ist ein Krieg um die Seele des Islam»: Amerikanische F15-Kampffjets über dem Nordirak.

## Islamischer Staat

# Der falsche Krieg

**Von Urs Gehrig** — Die westliche Intervention im Irak und in Syrien ist ein Fehler. Der Islamische Staat kann nur aus der Mitte der islamischen Gesellschaft heraus besiegt werden. Erst wenn sich die USA und Europa raushalten, müssen sich die Türken und Saudis den mordenden Monstern stellen.

Der Westen führt wieder Krieg im Irak, seit zwei Monaten bereits, mit Marschflugkörpern, Kampffjets und Drohnen, neuerdings auch auf Ziele in Syrien. Der erhoffte Erfolg ist bisher ausgeblieben. Bereits plädieren Generäle dafür, Bodentruppen in den Krieg zu schicken. Es ist der falsche Krieg.

Nicht der Krieg an und für sich ist falsch. Die schreckliche Blutspur der Fanatiker vom Islamischen Staat (IS) kann nur mit Gegengewalt gestoppt werden. Doch die Beteiligung der Vereinigten Staaten und zahlreicher westlicher Länder in ihrem Kielwasser ist ein Fehler.

Halten wir kurz inne und erinnern uns, wie der Westen in diesen Krieg geschlittert ist. Drei Jahre hat Obama – und mit ihm die ganze westliche Welt – zugeschaut, wie Syriens Präsident Assad mit Brachialgewalt – Giftgas inklusive – gegen Widerstandskämpfer und Zivilbevölkerung vorgegangen ist. Obama hat rote Linien gezogen, ohne Verstöße zu ahn-

den. Gegen 200 000 Menschen sind gestorben, bis sich der US-Präsident und Friedensnobelpreisträger am 8. August entschlossen hat, seine Kampfflieger auszuschicken.

Auslöser war eine vom Fernsehen live übertragene Verfolgung einer Volksgruppe, der Jesiden, von der kaum jemand im Westen je gehört hatte. Richtig entfesselt wurde der Krieg schliesslich durch die Enthauptung von zwei US-Journalisten durch einen schwarzgewandeten Henker aus den Reihen des IS.

Zwei geköpfte Amerikaner haben die Wende herbeigeführt. Der Präsident, der in der Militärakademie von West Point im Mai verkündet hatte, Krieg sei kaum je die Antwort, hat zu den Waffen gegriffen, und mit ihm Briten, Franzosen, Deutsche, Dänen, Belgier, Niederländer, Spanier, Australier. Wöchentlich werden es mehr.

Was am meisten irritiert am Entscheid, in den Irak zurückzukehren: Obama und seine Bündnispartner scheinen ihn aufgrund übertriebe-

ner Ängste gefällt zu haben. Wer aus Furcht handelt, denkt nicht strategisch weise und gleitet über zentrale Fragen hinweg. Fragen wie:

*Was bezwecken die IS-Fanatiker mit ihren Schandtaten?* – Die Verbreitung von maximalem Schock und Schauer. Das ist den Zeloten perfekt gelungen. *Welche strategischen Ziele verfolgen sie?* – Die Amerikaner und den Westen in den Krieg zu ziehen und dadurch neue Kämpfer zu rekrutieren. Auch diese Rechnung ist perfekt aufgegangen. *Wer sind ihre Opfer?* – Fast ausschliesslich Muslime. *Welche Staaten sind am stärksten bedroht?* Die Nachbarstaaten. *Was tun sie?* – (Fast) alle nichts.

Die Türkei steht an der Grenze, Gewehr bei Fuss, nachdem Terroristen jahrelang ihr Territorium als «Dschihad-Highway» genutzt hatten. Und die Saudis lassen ein paar Prinzen als Kampfpiloten in der US-geführten Koalition gegen den IS mitfliegen, während sie das Hirn des Monsters programmieren und dessen Gräueltaten alimentieren.



Den eigentlichen Krieg indessen überlassen die direkt betroffenen Länder den Amerikanern und ihren westlichen Verbündeten, die ihn aus sicherer Höhe führen und trotzdem mit jedem Tag tiefer in den Kriegssumpf gezogen werden.

Es ist eine schlechte Entwicklung, die seit der militärischen Rückkehr des Westens in den Irak ihren Lauf nimmt und bei der wir wenig gewinnen und viel verlieren können. Erstens: Der Westen macht sich durch seine dominante Rolle in den Augen der arabischen Bevölkerung verdächtig, aus eigenen Interessen zu intervenieren. Zweitens: Er bietet sich mit seiner unausgereiften und wenig erfolgreichen Strategie als Sündenbock an für alles, was in der Region schief läuft.

### Der Westen hat keine Exit-Strategie

Drittens: Die westlich geführte Intervention stärkt den Feind, statt ihn zu besiegen. Das langfristige Ziel des IS ist es, den Westen immer stärker in den Krieg zu ziehen, sunnitische Siedlungen und Zivilisten im Irak zu bombardieren, die sunnitische Bevölkerung gegen die Amerikaner zu mobilisieren und für sich zu gewinnen. Bislang läuft es für den IS nach Plan: Der Westen hat keine Exit-Strategie. Nur einer von zehn US-Angriffen findet das Ziel. Der Propagandakrieg auf Twitter, Facebook, Youtube und Co sorgt für regen Zulauf an frischen Dschihadisten.

Der grösste Fehler der westlichen Interventionstruppe jedoch ist ihr Sololauf: Indem sie den *lead* übernimmt und die Hauptlast der Militäraktion schultert, nimmt sie die muslimischen Staaten aus der Verantwortung.

Worum geht es eigentlich? «Dies ist ein Krieg um die Seele des Islam – das ist es, was diesen Moment von allen anderen unterscheidet», sagt Ahmad Khalidi, palästinensischer Wissenschaftler am St Antony's College in Oxford. Der Grund: «Seit Jahrzehnten sind die Saudis

Hauptsponsoren von Moscheen und Schulen quer durch die islamische Welt, welche die extremste Version des Islam, den Salafismus, lehren, der gegenüber der Moderne, Frauen und religiösem Pluralismus, sogar islamischem Pluralismus, tief feindlich eingestellt ist.»

Die Finanzierung von islamistischen Gruppen ist ein Nebenprodukt eines teuflischen Pakts zwischen der saudischen Königsfamilie und dem salafistischen Establishment, den Wahhabiten: Die 5000 Ölprinzen dürfen hinter Hofmauern Luxus und Völlerei frönen, derweil die Wahhabiten ihren fanatischen Glauben dank Milliarden Petrodollars in die hintersten Ecken des Globus pumpen dürfen. Dieses

### «Für die Türkei, den Iran und Saudi-Arabien steht viel mehr auf dem Spiel als für die USA.»

Schmierstück hat nun eine delikate Grenze erreicht. Mit der Ausrufung des Kalifats fordert der IS das Haus Saud direkt heraus, denn die Saudis sehen sich selbst als Zentrum des Islam. Ausserdem bedroht der IS Muslime überall.

Was hat das alles mit uns zu tun? Keine Zeitung, in der nicht zu lesen ist, welche toxische Gefahr für den Westen von den Terror-Nomaden ausgeht. Kaum ein Experte, der nicht inständig davor warnt, dass IS-Schlächter den Westen heimsuchen werden. Kaum ein Stratege, der nicht empfiehlt, das Übel an der Wurzel zu packen. (Ähnlich hat man argumentiert, als es 2001 darum ging, in Afghanistan, später im Irak, zu intervenieren – mit ernüchterndem Resultat.)

Aber ist die westliche Kriegsbeteiligung für unsere Sicherheit tatsächlich nötig? George Friedman, Vorsitzender von Stratfor, einem führenden privaten US-amerikanischen Think-Tank, bezweifelt dies. Er sieht keine direkte Gefahr durch den IS für den Westen und wider-

spricht dem Mainstream der Strategen, die eine militärische Intervention für zwingend erachten. «Für die Türkei, den Iran und Saudi-Arabien steht viel mehr auf dem Spiel als für die USA. Solange sie glauben, dass die USA versuchen werden, die Situation zu kontrollieren, ist es absolut vernünftig für sie, zurückzuweichen und zuzuschauen oder von der Seitenlinie her so zu tun, als beteiligten sie sich am Kampf», schreibt Friedman in seinem Essay «The Virtue of Subtlety» (Die Tugend des Scharfsinns). Er plädiert dafür, die drei stärksten Regionalmächte, die Türkei, Saudi-Arabien und den Iran, in die Verantwortung zu ziehen. «Wenn die USA sich rausnehmen, haben sie keine andere Wahl, als selbst einzugreifen. Sie können es sich nicht leisten, abseitszustehen und zuzusehen, wie das Chaos um sich greift.»

### Strohfeuer

Deshalb laute die beste westliche Strategie: So wenig wie möglich selbst tun und stattdessen die Regionalmächte ins Feuer schicken. Es lodert auf ihrem Terrain und wurde von Brandstiftern aus ihren Reihen entfacht.

Aber sind die lokalen Armeen den todessehnsüchtigen Fanatikern überhaupt gewachsen? Würde eine westliche Abstinenz den Siegeszug der IS-Marodeure nicht erst recht beschleunigen, ihm Türen nach Jordanien, dem Libanon, vielleicht sogar nach Süden zur Arabischen Halbinsel öffnen?

Nichts ist ausgeschlossen. Immerhin unterstützt der Iran den Krieg gegen den IS in Syrien sowie in den schiitischen Teilen des Iraks seit einiger Zeit offenbar mit Erfolg. Auch kann eine beschränkte militärische Rolle westlicher Mächte zielführend sein: als Ausbilder, Waffenlieferanten und Berater. Doch wenn der IS nicht aus der Mitte der muslimischen Gesellschaft heraus entschlossen bekämpft wird, ist alles, was der Westen tut, ein Strohfeuer. ○



# Die Schweiz - ganz unser Fall.

Volg ist im Dorf daheim – auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten stehen wir wie ein Fels in der Brandung für typisch schweizerische Werte ein. Mit ein Grund, warum Volg immer mehr Kunden gefällt.

Volg. Im Dorf daheim.

**Volg**  
frisch und fründlich

## Die Schande

Von Henryk M. Broder — Wenn dem Finanzminister die Sicherungen durchbrennen.



**B**undesfinanzminister Wolfgang Schäuble ist für seine aufbrausende Art bekannt. Verliert er die Contenance, kennt er weder Freund noch Feind. Unvergessen jene Pressekonferenz,

als er fröhlich grinsend seinen eigenen Sprecher fertigmachte, weil die Unterlagen für die Presse nicht rechtzeitig verteilt worden waren. Selten war das Wort «menschenverachtend» so angebracht wie in diesem Moment.

Letzte Woche hatte Schäuble wieder einen unvergesslichen Auftritt, diesmal am Rande einer Tagung des Internationalen Währungsfonds in Washington. Ohne jeden Zusammenhang zum Thema der Tagung tat Schäuble kund, die EU-kritische Alternative für Deutschland (AfD) sei «eine Schande für Deutschland», sie nutze Resentiments, verbreite Fremdenfeindlichkeit und hetze gegen Minderheiten. «Ich mag sie nicht, und sie mögen mich nicht.»

Schäuble hat gute Gründe, die AfD nicht zu mögen. Sie lauten: 12,2 Prozent der Stimmen für die AfD bei den Wahlen in Brandenburg; 9,7 Prozent in Sachsen; 10,6 Prozent in Thüringen. Die Newcomer wildern im Gehege der Altparteien, sie nehmen auch der CDU die Wähler weg.

So etwas ist in einer Demokratie ganz normal. Deswegen werden ja Wahlen veranstaltet. Schäuble aber, ein autoritärer Charakter, der im Austeilen wesentlich geübter ist als im Einstecken, nimmt gerne übel. Dass er dabei nicht nur eine Partei, sondern auch ein paar Millionen Wähler ins Abseits stellt, macht ihm nichts aus. Dass er einen Begriff aus der Mottenkiste der Geschichte holt, der unehelichen Kindern und sexuellen Beziehungen zwischen Ariern und Juden vorbehalten war, stört ihn auch nicht.

Wollte Schäuble freilich schändliche Zustände in Deutschland beim Namen nennen, böten sich ihm bessere Beispiele an. Es ist eine Schande, dass eine rechtsradikale Gang fast zehn Jahre lang ungestört morden und rauben konnte; es ist eine Schande, dass 25 Jahre nach dem Fall der Mauer ein Politiker der Linkspartei, die das Erbe der SED verwaltet, gute Chancen hat, zum Ministerpräsidenten von Thüringen gewählt zu werden; es ist eine Schande, dass Hunderte von Deutschen in den Reihen des Islamischen Staats kämpfen. Und auch ein Minister, dem die Sicherungen durchbrennen, ist eine Schande für Deutschland.

## Alibaba und die Absahner

Von Kurt Schiltknecht — Ohne technologischen Fortschritt und eine effiziente Wirtschaft lässt sich beim besten Willen keine soziale und gerechtere Gesellschaft verwirklichen.

**F**ür die Anhänger einer gerechteren Einkommens- und Vermögensverteilung muss es ein schlechter Tag gewesen sein, als der chinesische Online-Händler Alibaba an die Börse ging. Innert kürzester Zeit wurde der Gründer und Milliardär Jack Ma noch viel reicher, und die Vermögensverteilung verschlechterte sich weiter. Viele können sich nicht vorstellen, weshalb der Wert eines Unternehmens, das vor fünfzehn Jahren in einer kleinen Wohnung von einem Englischlehrer ins Leben gerufen worden ist, in so kurzer Zeit auf über zweihundert Milliarden Dollar steigen konnte. Für andere, und dazu gehören Leute wie die Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf und ihre Sympathisanten, sind solche Kapitalgewinne ein weiterer Beweis für die Notwendigkeit einer Kapitalgewinnsteuer.

Statt darüber zu lamentieren, dass erfolgreiche Investoren immer reicher werden, sollte man die Vorteile hervorheben, die die Unternehmen, mit deren Aktien sich Kapitalgewinne erzielen lassen, für die Konsumenten haben. Der Online-Händler Alibaba beispielsweise gehört wie Ebay oder Amazon zu den Unternehmen, die die neuen Technologien des Internets systematisch nutzen. Sie vereinfachen die weltweiten Kontakte zwischen den Unternehmen und Konsumenten. Indem sie gleichzeitig eine grössere Preistransparenz schaffen, ermöglichen sie den Konsumenten und Unternehmen, viele Güter und Dienstleistungen zu niedrigeren Preisen zu beschaffen. Davon profitieren heute bereits viele hundert Millionen Leute.

### Je länger, je schlimmer

Es ist nun nicht einzusehen, weshalb Unternehmer und deren Kapitalgeber, die für die Gesellschaft auf effiziente Art Güter und Dienstleistungen erbringen, mit hohen Steuern bestraft werden sollen. Statt die Kapitalgewinne mit hohen Steuern abzuschöpfen und die Gelder für unproduktive Zwecke zu verwenden, sollte der Staat ein Umfeld schaffen, das die Investoren dazu animiert, ihr Kapital weiterhin bei den Unternehmen mit den höchsten Gewinnchancen anzulegen. Denn diese stellen die besten, die am stärksten nachgefragten Produkte und Dienstleistungen auf die effizienteste Art her. Davon – und darüber bestehen keine Zweifel – profitiert in allerer-

ter Linie die grosse Masse der Konsumenten. Diese Überlegungen zeigen, dass die Bestrebungen, die Einkommens- und Vermögensverteilung mit Steuern und Regulierungen zu verbessern, in Konflikt mit einer hohen Leistungsbereitschaft, mit Risikofreudigkeit und mit den Bemühungen um bessere Produkte, Dienstleistungen und effizientere Produktionsverfahren stehen. Immer weniger Leute sind sich dieser Problematik bewusst, oder sie verdrängen sie aus ideologischen Gründen. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Liste der Forderungen, mit der eine gerechtere Welt erreicht werden soll, nicht nur länger wird, sondern auch in bürgerlichen Kreisen immer mehr Anklang findet. Grosse Hoffnungen werden an höhere Steuern, an den Ausbau der Sozialpolitik und der Bürokratie, an Eingriffe in den Wohnungsmarkt, an den Preisüberwacher, an Frauenquoten oder an staatliche Eingriffe in den Lohnbildungsprozess geknüpft.



Solange kommunistische Länder vor der Haustüre lagen, konnte man aus nächster Nähe die Misere beobachten, in die die von Politikern und Bürokraten dominierten und gelenkten Volkswirtschaften schlitterten. Die Generation, die diese Entwicklung mit eigenen Augen verfolgen konnte, stirbt langsam aus. Doch auch heute kann sich jeder bei einer

Auslandsreise darüber informieren, wie das Gesundheitswesen oder die Wohnungssituation in den Ländern aussieht, in denen der Staat das Zepter für diese Bereiche übernommen hat.

Wer mit offenen Augen die Wirtschaftsentwicklung und die Einkommens- und Vermögensverteilung in den Ländern mit einer hohen Steuerprogression und einer starken Besteuerung der Vermögen verfolgt, wird den Effizienzverlust und die langsame Umsetzung des technologischen Fortschritts in diesen Volkswirtschaften erkennen. Doch ohne technologischen Fortschritt und eine effiziente Wirtschaft lässt sich beim besten Willen keine soziale und gerechtere Gesellschaft verwirklichen. Deshalb muss im Interesse jedes Einzelnen die Wirtschaftspolitik den Effizienzaspekten wieder vermehrt Beachtung schenken. Sollte der Trend anhalten, mit hohen Steuern, mit Umverteilungen, Regulierungen und Markteingriffen eine gerechtere Welt anzustreben, werden die wirtschaftlichen Probleme in Europa weiter zunehmen.

# Frankreich stösst an seine Grenzen

Von Stefan Brändle — Freiheit, Gleichheit, aber weniger Freizügigkeit: Die Franzosen sträuben sich gegen den Migrationsstrom. Sogar die Grenzpolizisten demonstrieren.



**Bloss keine Volksabstimmung:** Frankreichs Präsident Hollande (l.), Vorgänger Sarkozy.

Das Eisen ist heiss, so heiss, dass es niemand anzufassen wagt. Das neuralgische Zentrum der nordafrikanischen und mittelöstlichen Zuwanderung verlagert sich langsam von Lampedusa nach Norden. An der Grenze zwischen Italien und Frankreich, genauer gesagt beim Tunnel zwischen Ventimiglia und Menton, stauen sich neuerdings die Flüchtlinge. Laut einer Studie der französischen Polizeigewerkschaft Alliance strömen dort jeden Monat 10 000 Eritreer, Sudanesen, Afghanen ins Land. Etwa 4000 werden von der französischen Grenzpolizei festgenommen. Dann werden sie über den Zoll in ihr «Ersteintrittsland» Italien zurückgeschafft. Ein paar Stunden später kehren sie zurück, viele im Riviera-Zug, der Pendler und Touristen auf der malerischen Strecke von Ventimiglia über Monaco nach Nizza bringt.

Anders als die Touristen zieht es die Migranten allerdings weiter in den Norden – nach Deutschland, Schweden oder ins gelobte Grossbritannien. Daher stauen sich die Flüchtlinge nicht nur an der Côte d'Azur, sondern auch am nebligen Ärmelkanal. Beim Fährhafen von Calais versuchen derzeit nachts rund 2000 Migranten, in einen Sattelschlepper zu klettern und damit als blinde Passagiere auf die Fähre zu gelangen. Tagsüber warten sie in wilden Lagern entlang der Sanddünen; ihre Einkäufe tätigen sie bei Lidl.

Der Supermarkt profitiert als Einziger vom Andrang der Flüchtlinge. Die Bewohner der Grenz- und Hafenstadt Calais, die an Reiseströme gewöhnt sind und am Anfang sogar mittellose Migranten bei sich aufnahmen, haben langsam genug und beteiligen sich an Gegendemonstrationen der politisch Rechten.

Am Montag sind auch die Grenzpolizisten auf die Strasse gegangen, um die Aufmerksamkeit auf die unhaltbaren Zustände zu lenken. Die Flüchtlinge haben zudem genug davon, allabendlich wie Stuntmen auf Lastwagen zu springen, deren Chauffeure heute mit Baseballschlägern bewaffnet sind – weil sie hohe Bussen bezahlen, wenn sie nach ihrer Überfahrt in Britannien mit Migranten im Laderaum erwischt werden. Mehrmals haben Hunderte Flüchtlinge schon den Fährhafen gestürmt. Die Polizei nimmt sie jeweils fest und führt sie auf die Wache. Dann setzt sie sie wieder vor die Tür, nachdem sie ihnen sogenannte LAP-Scheine verteilt hat; das steht für «Libre après procédure».

Wie Sisyphus fühlen sich nicht nur die Polizisten, sondern auch die Migranten. Irgendwann haben sie von der absurden Situation am Fährhafen genug und bleiben in Frankreich. Die Uno-Flüchtlingsagentur UNHCR richtet in Calais gerade ein Büro ein, um den Migranten zu erklären, warum Grossbritannien auch kein Paradies ist.

Die Asylgesuche in Frankreich dürften heuer erstmals wieder um mehr als 10 000 steigen. Im Unterschied zur letzten Hausse während des Arabischen Frühlings im Jahr 2011 haben die Behörden gar keine geopolitische Erklärung für den neuen Ansturm, wenn man von den wenigen Syrern und Irakern in Calais absieht. Ein Vertreter der Grenzpolizei PAF in Menton hält in einem Memorandum schlicht fest, dass «nach neusten Schätzungen in Afrika eine Million Migranten auf den Transfer nach Europa warten». Auch ihnen sagt niemand, dass Europa nicht das gelobte Land ist.

Lokalpolitiker aus Südfrankreich und Calais leiten die PAF-Informationen nach Paris weiter. Dort stossen sie aber auf taube Ohren. Präsident Hollande laboriert schon an der Wirtschaftskrise herum, er will sich nicht auch noch die Zeitbombe Migration aufhalsen. Sehr diskret reist indes Innenminister Bernard Cazeneuve durch die EU-Hauptstädte, um ein konzertiertes Vorgehen in Sachen Migranten zu besprechen.

## Wovor sich Hollande fürchtet

Cazeneuve will das Einwanderungs- und Asylverfahren beschleunigen und die Immigrationskriterien eingrenzen, um qualifiziertere Arbeitskräfte anzuziehen. Er verschärft zudem die Ausreisebedingungen für junge Franzosen, die in den Dschihad nach Syrien und in den Irak reisen wollen. Und er lässt jährlich mehr als 10 000 Roma nach Rumänien und Bulgarien zurückschaffen, ebenso viele wie Hollandes Vorgänger Nicolas Sarkozy. Genauso viele kehren auf schnellstem Weg nach Frankreich zurück.

All das findet weitgehend ohne öffentliche Debatte statt. Das französische System vermeidet sie geflissentlich; nur manchmal, dafür aber umso vehementer, bricht sich die Volksmeinung Bahn, zuletzt bei den Wahlergebnissen für die rechte Marine Le Pen. Davor fürchtet sich Hollande am meisten. Denn er ist politisch machtlos: Härtere Grenz- und Ausländerkontrollen sind nicht Schengen-kompatibel; eine grundlegende Infragestellung des Schengen-Abkommens ist für Paris aber tabu.

EU-Stimmungsbarometer muss man in Frankreich mit der Lupe suchen. Im Frühjahr wünschten in einer Umfrage 59 Prozent der befragten Franzosen eine Einschränkung der Personenfreizügigkeit. Einer der Autoren der Erhebung, Jérôme Fourquet vom Institut Ifop, hob die Bedeutung des Resultates hervor: «Eine der Stützen der europäischen Konstruktion ist der freie Personenverkehr. Jetzt ist eine klare Mehrheit der Franzosen für die Infragestellung dieses Pfeilers.» Dann ging man wieder zur Tagesordnung über. Wie 2005, als 55 Prozent der Franzosen die EU-Verfassung an den Urnen abgelehnt hatten. Seither verzichten die Präsidenten Sarkozy und Hollande auf Volksabstimmungen und lassen die Finger von Themen wie Migration oder Schengen. Sie sind eben wirklich zu heiss.

## Die Schweiz als Kriegsverlängerer

Von Christoph Mörgeli

Die Gesellschaft für bedrohte Völker Schweiz ist für alle bedrohten Völker da. Ausser für das bedrohte Volk der Schweizer. Zum 25-Jahr-Jubiläum findet am 8. November in Bern eine Podiumsdiskussion zum früheren Krieg in Sri Lanka und zur Situation der Tamilen in der Schweiz statt. In einem Interview zeichnet der *Tages-Anzeiger* dazu ein etwas gar idyllisches Bild. Und protokolliert brav die im Asylwesen üblichen Subito-Forderungen: Nein, «Integration ist nie einseitig», die «Schweizer Bevölkerung muss ihren Teil beitragen». Ja, «es braucht Ärzte, die Tamilisch sprechen».

Nun ist unbestritten, dass die hiesigen Tamilen vergleichsweise arbeitsam und weniger gewaltkriminell sind als gewisse andere Ausländergruppen – zumindest ausserhalb ihrer Gemeinschaft. Doch das sind die Japaner, Finnen und Neuseeländer auch. Kaum ein Thema ist die ziemlich vollständige Resistenz der Tamilen gegenüber der Schweizer Kultur. Trotz längst erfolgter Masseneinbürgerung Zehntausender Tamilen gibt's bei ihnen kaum eine Abkehr von Kastendenken und Zwangsheiraten. Sie leben völlig abgeschottet und feiern ausschliesslich ihre eigenen Feste.

Nichts wäre verfehlt, als die Schuld an den Missständen nur den Tamilen zuzuschieben. Sie waren einfach klug genug, die large Asylpraxis der Schweiz auszunutzen. Sie kamen und kommen mit kriminellen Schleppern gezielt in die Schweiz; interessanterweise finden sich in Österreich kaum Tamilen. Nachdem der Bürgerkrieg in Sri Lanka längst beendet war, wurden die vorläufig aufgenommenen Tamilen nicht heimgeschickt. Das Schlimmste aber kommt noch: Unsere Behörden haben es zugelassen, dass die Schweiz zum Finanz- und Logistik-Hub der Tamil Tigers wurde.

Kaum jemand hat zu dieser hochorganisierten kriminellen Terrororganisation je die entscheidenden Fragen gestellt: Wie viele Tamilen in der Schweiz sympathisieren mit den Tamil Tigers? Wie viel Geld ist in den letzten dreissig Jahren an sie geflossen? Über welche Strukturen verfügen sie hierzulande? Wie viele tamilische Terroristen, Schutzgeld-Erpresser und Waffenschmuggler wurden verurteilt? Nur dank den Geldüberweisungen aus der Schweiz konnten die Tamil Tigers 1983 bis 2009 ihren grausamen Bürgerkrieg führen. Die Gutmenschen-Schweiz hat mit ihrer Asylpolitik den Krieg in Sri Lanka verlängert.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Dank Alpeninitiative mehr Kapazität

Von Peter Bodenmann — Lastwagenverlad Erstfeld–Biasca:  
Einmal Bahn, immer Bahn.



Sicher und ferngesteuert: Ex-Miss-Schweiz Rigozzi feiert den Gotthard-Durchstich, 2010.

Die EU-kompatible Umsetzung der Alpeninitiative ist eine wissenschaftlich gut dokumentierte, ökologische und ökonomische Erfolgsgeschichte. Die Alternative von Blocher, Strahm und Co: Beibehaltung der 28-Tonnen-Limite. Ohne Einführung einer leistungsabhängigen Schwerverkehrsabgabe (LSVA), die einem Dieselpreis von fünf Franken entspricht. Und somit keine Finanzierung der Neat. Wir hätten heute mindestens doppelt so viele Staus auf den bereits zu stark belasteten Autobahnen.

Moritz Leuenberger war nie in der Lage, dieses erfolgreiche Meccano zu erklären. Und Doris Leuthard fährt nächstens wenigstens mit einem Tesla S ins Tessiner Ferienhäuschen.

### Staus gehören der Vergangenheit an

Am Gotthard haben wir ab 2016 vier massiv unterausgelastete Eisenbahngleise. Zwei im Scheiteltunnel und neu zwei zwischen Erstfeld und Biasca. Im modernsten Eisenbahntunnel der Welt. Jetzt sollen noch vier Autobahnspuren dazukommen, von denen man angeblich nur zwei benutzen will, weil es am Gotthard – verglichen mit dem Grossraum Zürich – verdammt wenig Stau gibt.

Die Freunde der Alpeninitiative schlagen eine weit kostengünstigere Lösung vor. Gebaut wird im Winter. Alle zwanzig Minuten rollen Lastwagen auf der Schiene durch den Basistunnel. Und die Autos werden zwischen Gösche-

nen und Airolo im Sechsinnentakt verladen. Der Autoverlad am Lötschberg und am Simplon funktioniert problemlos, obwohl vorsintflutliches Rollmaterial zum Einsatz kommt.

Der TCS und der ACS müssten für die Lösung der Alpeninitiative sein. Weil auch nach der Renovation des Gotthardtunnels der hochrentable Lastwagenverlad zwischen Erstfeld und Airolo sicher weiter betrieben würde. Hochrentabel, weil die 75 Kilometer lange Fahrt auf der Autobahn für einen 40-Tönnner samt LSVA 150 Franken kostet. Und alle Spediteure den alle zwanzig Minuten rollenden Lastwagenverlad wählen werden, wenn dies billiger kommt.

Wie das funktioniert, kann man zwischen Brig und Iselle verfolgen. Der nicht eben attraktive Autoverlad gewinnt gegenüber der Simplon-Passstrasse laufend an Marktanteilen.

Nach der Renovation des Gotthardtunnels werden die Autos sicher und ferngesteuert durch den zweispurigen, lastwagenfreien Gotthard rollen. Staus gehören der Vergangenheit an. Christa Rigozzi kann 2025 nach einer Gala in Luzern den Autopiloten einstellen, kurz mit dem Göttergatten chatten und dann auf der Heimfahrt ein Nickerchen machen. Sicher und ohne Angst vor brennenden Lastwagen. Das Tessin und Uri müsste man – als Zückerchen – am Ertrag des Lastwagenverlades beteiligen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Alte Tanten, junge Tanten

Von Kurt W. Zimmermann — Social Media seien die Zukunft der Medien, sagen die Medienchefs. Sie sagen es und glauben es nicht.

Ohne Twitter und ohne Facebook, so lesen wir in den alten Medien jeden Tag, geht heute gar nichts mehr. Ohne die neuen Social Media sind die alten Medien tot.

Medienleute, so schreibt beispielsweise der *Tages-Anzeiger*, «müssen lernen, Social-Media-Programme zu bedienen». Medienleute «müssen lernen, mit ihrem Publikum in einen Dialog zu treten».

Damit wären wir bei Pietro Supino. Supino ist der oberste Chef des Blatts. Er ist Verwaltungsratspräsident von Tamedia.

Supino hat keinen Twitter-Account. Er hat auch keinen Facebook-Account. Social Media findet er überflüssig.

Lesen wir noch kurz die NZZ zum gleichen Thema. «Das Angebot der klassischen Medien wird immer stärker durch Social-Media-Interaktion ergänzt», schreibt das Blatt.

Damit wären wir bei Etienne Jornod. Jornod ist der oberste Chef des Blatts. Er ist Verwaltungsratspräsident der NZZ-Gruppe.

Jornod hat keinen Twitter-Account. Er hat auch keinen Facebook-Account. Social Media findet er überflüssig.

Machen wir also den Reality-Check. Schauen wir mal, wer von der Schweizer Medienprominenz Twitter und Facebook aktiv nutzt und wer den Trend der Gegenwart verschläft. Wir betrachten die Chefredaktoren (CR) und die Firmenchefs (CEO). Ein Kreuz bedeutet Aktivität, eine Null bedeutet Inaktivität.

Name	Twitter	Facebook
René Lüchinger, CR <i>Blick</i>	o	o
Marc Walder, CEO Ringier	o	o
Roger de Weck, CEO SRG	o	x
Rudolf Matter, CEO SRF	o	o
Markus Spillmann, CR NZZ	x	x
Veit Dengler, CEO NZZ	x	x
Res Strehle, CR <i>Tages-Anzeiger</i>	x	o
Christoph Tonini, CEO Tamedia	o	x
Roger Köppel, CEO <i>Weltwoche</i>	o	o
Roger Schawinski, CEO Radio 1	o	o
Markus Somm, CR <i>Basler Zeitung</i>	o	o
Peter Wanner, CEO AZ Medien	o	o

Das ist eine ziemlich ernüchternde Statistik. Nur gerade zwei von zwölf medialen Opinion-Leadern sind sowohl auf Twitter wie auch auf Facebook im Geschäft. Der weltweite Trend der Social Media ist an den Chefetagen der etablierten Medienindustrie praktisch spurlos vorbeigegangen. Die Ausnahme ist die NZZ, und ganz besonders ihr Chef Veit Dengler. Seit er vor



«Ein wichtiger Aspekt»: SRF-Direktor Matter.

einem Jahr in die Schweiz kam, hat er auf Twitter gegen 2800 sogenannte Tweets abgeschossen. Er produziert im Schnitt acht solcher Kurznachrichten pro Tag, zu seiner Firma, über Medien, Politik und Kultur. Auch auf Facebook ist Dengler mit über 1500 aktuellen «Gefällt mir»-Reaktionen der klare Spitzenreiter. NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann ist ebenfalls auf beiden Plattformen gut präsent.

Das Gegenbeispiel zur alt-jungen Tante NZZ ist Ringier. In Interviews positioniert sich ihr CEO Marc Walder zwar gerne als digitaler Visionär. Entscheidend für Medienhäuser, sagt er, sei «der Sprung in die neue digitale Welt mit Social-Media-Einbindung». Selber hingegen ist Theoretiker Walder ein praktizierender Social-Media-Abstinent. Er agiert weder auf Twitter noch auf Facebook. Auch *Blick*-Chefredaktor René Lüchinger, sein wichtigster Hausjournalist, bewegt sich digital in demselben Sleep-Modus.

Das ist mehrheitsfähig. Der Grossteil der Schweizer Medien-Elite sind Social-Media-Ignoranten – auch wenn sie gern das Gegenteil sagen.

«Über Social Media läuft viel», sagt etwa AZ-Verleger Peter Wanner. «Die Komponente Social Media ist ein wichtiger Aspekt», sagt etwa Radio- und Fernseh-Direktor Ruedi Matter.

Es läuft viel, es ist wichtig, ausser bei sich selbst.

# Fünfundsiebzig

Von Beatrice Schlag — Ein gutes Alter, um zu sterben?

Ezekiel Emanuel will nicht älter als 75 werden. Der nach Urteil seines Arztes kerngesunde amerikanische Arzt und Bioethiker ist heute 57. Und verstört Familie und Leser mit seiner öffentlichen Ankündigung, alles zu tun, um nicht älter als 75 zu werden. Das lässt einen deswegen nicht los, weil Emanuel 2032 weder Selbstmord begehen noch sich beim Sterben helfen lassen will. Er glaubt lediglich nicht daran, dass das Leben nach 75 freudiger wird, weder für ihn noch für die, denen er eine Freude sein möchte. Dafür listete er vor wenigen Wochen im Magazin *The Atlantic* zahlreiche Statistiken auf. Vor allem aber legte er dar, wie er versuchen will, nicht länger als weitere achtzehn Jahre zu leben.



Sein Hauptargument: Menschen werden älter, aber trotz medizinischem Fortschritt immer gebrechlicher. 1998 waren 28 Prozent der Amerikaner über achtzig gesundheitlich ernsthaft eingeschränkt. Acht Jahre später waren es bereits 42 Prozent der Achtzigjährigen, bei den Frauen sogar über die Hälfte. Denn laut Emanuel verlangsamte die Medizin der letzten fünfzig Jahre weniger den Alterungsprozess als vielmehr den Sterbeprozess. Er macht sich keine Illusionen darüber, dass das Alter nicht nur verlangsamt, sondern den Menschen auch meist seiner Kreativität beraubt. Die Picassos und Jimmy Carters sind Ausnahmen. Eindringlich stellt er die meist verdrängte Frage, welche Erinnerung man hinterlassen wolle. Jeder, der ein betagtes Familienmitglied an Alzheimer oder nach einem Schlaganfall verloren hat, weiss, wie prägend die Eindrücke von deren Bedürftigkeit in den letzten Jahren bleiben. Emanuel hofft, seiner Familie als kreativer, lebhafter Geist in Erinnerung zu bleiben.

Dafür, sagt er, werde er bereits in den nächsten Jahren Darmspiegelungen oder Krebstests zur Vorsorge ablehnen und nach 75 keinem Eingriff, keiner Untersuchung und keinem Antibiotikum mehr zustimmen, sondern lediglich schmerzlindernde Mittel akzeptieren. Der Bioethiker ist übrigens alles andere als ein Ideologe. Er möchte Leute zum Nachdenken zwingen, nicht sie von seinem Modell überzeugen. Und er behält sich ausdrücklich vor, ein Plädoyer für ein sehr viel längeres Leben zu verfassen, sollte er 2032 zu neuen Überzeugungen kommen: «Das würde ja bedeuten, dass ich auch mit 75 noch kreativ bin.»

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich meine schwarze Katze «Neger» nennen? *Regina Gut, Maladers*

Weil das Gesetz (Art. 261<sup>bis</sup> StGB) zumindest im Moment noch lediglich Personen, jedoch keine Tiere vor ungebührlich rassistischen Bezeichnungen schützt, kann an dieser Stelle offenbleiben, ob der Begriff «Neger» überhaupt strafbar ist (es gibt dazu keine eindeutige Gerichtspraxis). Ja, Sie dürfen. Aber wäre es auch geschmackvoll? Ich meine: «Negerli» wäre passender für ein Büsi. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die Schaffung externer Berufungskommissionen könnte die personellen Misstände beheben.» *Christian Fricker*

### Verlust von Innovation

Nr. 41 – «Helden der Doppelmoral»; Philipp Gut über die Universität Zürich

Die Maxime der Universität Zürich lautet «Lehre und Forschung». Leider wird durch den Filz innerhalb der Institute und Fakultäten dieser Vorgabe keine Beachtung geschenkt. So werden Lehrstühle mit Personen aus dem Beziehungsnetz und nicht mit den bestmöglichen innovativen Fachkräften besetzt. Innovation wird heute leider mit der Produktion von Unmengen bedeutungsloser Publikationen verwechselt. Auch das Generieren von Fremdgeldern durch «gutvernetzte» Lehrstuhlinhaber für sogenannte Forschungsprojekte nützt primär den Geldgebern und nicht der steuerzahlenden Bevölkerung. Die Schaffung externer Berufungskommissionen könnte die personellen Misstände beheben und die Universität Zürich nach und nach vom Filz befreien.

*Christian Fricker, Schöfflisdorf*

### Ausgeprägt ideologisch

Nr. 41 – «Kann man Islamisten heilen?»; Regula Stämpfli über Fundamentalismus

Die gestellte Frage, ob Islamisten heilbar seien, wäre auch bei Christen, Juden, Buddhisten, Hindus oder anderen Religionen nicht zielführend, weil allen Gläubigen der tiefe Wunsch zu glauben gemeinsam ist. Auch wenn zehn bis zwanzig Prozent der IS-Krieger aus dem Westen stammen, ist das Handeln der Mehrheit im Islam begründet. Die richtige Frage wäre also eher: Was unterscheidet den Islam von anderen Religionen, dass es zu derartigen Gewaltexzessen kommt? Die Antwort liegt in der ausgeprägten ideologischen Komponente des Islams, also im Islamismus, dessen Ziel es ist, weltweit den Islam als einzige Religion und das Scharia-Recht zu etablieren.

*Heinrich Vettiger, Wetzikon*

In unserer Gesellschaft leben zum Teil schon Enkel der ersten Einwanderer aus der Türkei und aus dem islamischen Balkan. Anders als die in den fünfziger und sechziger Jahren eingewanderten christlichen Südeuropäer ist der muslimische Teil unserer Bevölkerung weit davon entfernt, integriert zu sein – und nun kommen Hunderttausende mehr zu uns.

Vor mehreren hundert Jahren haben unsere Vorfahren uns von den negativen Einflüssen der Religion befreit – haben sich gegen die kirchliche Obrigkeit gewehrt und sich der masslosen kirchlichen Unterdrückung entge-

gengesetzt. Wir sollten diese Früchte des Kampfes nicht sorglos verfaulen lassen.

*Marco Baumann, Niederuwzil*

### Umso sympathischer

Nr. 41 – «Frau Bundespräsidentin»; Hubert Mooser über Friedrun Burkhalter

Die Frau unseres Bundespräsidenten bewegt sich sicher auf dem politischen Parkett und wirkt dezent, freundlich, stilvoll gekleidet und voller Charme. Zusammen mit Didier Burkhalter repräsentiert sie unsere Schweiz im In- und Ausland aufs Beste. Dass das Ehepaar Burkhalter nach so vielen Ehejahren seine Verbundenheit auch zwischendurch mit einem Berühren der Hände zeigt, macht die beiden umso sympathischer.

*Andrea Dütschler-Herrmann, St. Margrethen*

### Weise Männer

Nr. 41 – «Wahrsagerei»; Alex Reichmuth über Claude Longchamp

Hierzu, lieber Herr Longchamp, ein Gedicht:

Nicht nur der goldne Herbst ist wieder da. Es sind auch Berner Top-Politologen, die wie gehabt erneut mit viel Trara bereits durch unsere Gazetten zogen.

Die weisen Männer wissen nämlich schon das Resultat der Nationalratswahlen, und lauthals schreien sie ins Mikrofon und liefern alle detaillierten Zahlen:

Das Hoch der Partei X ist nun vorbei, das Bündnis Q gewinnt in grossem Rahmen, sein Widerpart verliert null Komma zwei, und schliesslich das und das noch, fertig, Amen.

O hört doch auf mit diesem ganzen Quatsch und solchen oberalbernen Berichten! Das Ganze ist nur gut gelenkter Tratsch, auf den wir künftig liebend gern verzichten.

Es kommt doch anders, als man denkt und hofft, und eure wunderbaren Glanzprognosen, die gehen Gott sei Dank doch eher oft am Wahltag hochkant in die Unterhosen.

*Hans-Peter Köhli, Zürich*

### Aus dem Ruder

Nr. 41 – «Pech für die Tatsachen»; André Woodtli über das Sozialsystem

Eine irregeleitete Sozialpolitik, getragen vom bürgerlich dominierten Parlament und Bun-

desrat, jedoch geprägt und gesteuert von der parteiübergreifenden Fraktion der Stützstrumpfhosenträgerinnen bringt die Volksseele langsam, aber sicher zum Kochen. Die in Bern tagenden Träumerinnen und Träumer sehen das wohl nicht so, ebensowenig wie der steuerbesoldete Leiter des Amtes für Jugend und Berufsberatung des Kantons Zürich.

Es mag ja sein, dass der Fall die von ihm aufgeworfenen Systemmassnahmen nicht als Fehlleistungen bestätigt – er verteidigt aber lediglich die Massnahmen, ohne auf die daraus entstehenden Kostenfolgen hinzuweisen. Entgegen seiner Annahme, dass nichts den Schluss zulasse, die Sozialhilfekosten würden aus dem Ruder laufen, ist es doch eine Tatsache, dass Unterstützungs- und Hilfsmassnahmen in der Höhe von 60 000 pro Monat und Familie ein Irr- und Wahnsinn sind und bleiben. Kurzum: Der Fall lässt den Schluss zu, dass er bereits aus dem Ruder gelaufen ist.

Beat Moser, Frauenfeld

Es sei einem Zürcher Verwaltungsbeamten unbenommen, René Zeyers Aufsatz als «Tatsachenverwirrung» abzutun. Doch der gute Herr Woodtli spricht pro domo für seine Brötchenggeber. Sein Argument stützt sich auf die – im Gegensatz zur stark wachsenden Wohnbevölkerung – konstant gebliebene Prozentzahl der Sozialhilfebezüger. Wohlweislich hütet er sich, die völlig aus dem Ruder laufende Sozialhilfe in Franken zu benennen. Dabei ist es gerade in der Stadt Zürich auch gerichtsnotorisch, dass die Sozialhilfeausgaben unter Frau Stocker überbordeten und einer seriösen Kostenkontrolle entbehrten. Oder das noch krassere Beispiel der Stadt Biel unter Herrn Stöckli, wo die gesamten direkten Steuern der natürlichen Personen nur noch knapp die Sozialhilfe zu decken vermögen. Ein Letztes zum Denkfehler von Woodtli: Nur durch die stereotype Wiederholung «Nein, die Tatsachen lassen das nicht zu» wird eine falsche Antithese noch nicht zur träfen Replik. Hans Scharpf, Zürich

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

Viele Leute haben Schmerzen. Sie können ihren Beruf aber trotzdem ausüben und ihrer Arbeit nachgehen, mit oder sogar ohne Schmerzmittel. Eine Invalidität aufgrund von Schmerzen kann man nur dann in Betracht ziehen, wenn die Schmerzen bei und aufgrund der beruflichen Tätigkeit auftreten. Der Beweis bleibt immer das Problem!

Mark Gasche, Kirchberg

### Steigende Verwaltungskosten

Nr. 41 – «Kampf an der Schmerzgrenze»; Markus Schär über die IV-Rente

Schuld an der IV-Misere haben nicht die kleinen KMU-Anwälte. Die verdienen wenigstens ihr eigenes Geld. Die Anwälte sind nur die zwingende Folge einer ineffizienten Bundesverwaltung. Die Verwaltungskosten der IV beliefen sich 2009 auf 574 Millionen Franken. 2013 beliefen sich diese bereits auf 664 Millionen Franken. Zwischen 2009 und 2013 sind die Verwaltungskosten um etwa sechzehn Prozent (!) gestiegen. Im gleichen Zeitraum ist der Umfang der Leistungen an Invalide um etwa drei Prozent gesunken. Dennoch wurde bis heute der Eingliederungsauftrag des Volkes nicht erfüllt. Rémy Wyssmann, Zwischenflüh

### Starkes Europa

Nr. 39 – «Wie eine raffsüchtige Gottheit»; Wolfgang Koydl über Jean-Claude Juncker

Weshalb wundert sich die *Weltwoche* mehr und mehr, dass die Schweiz von der EU ignoriert wird? War es nicht die *Weltwoche*, die auf einer Titelseite Jean-Claude Juncker neben Napoleon, Hitler und Mussolini abbildete und sie «die vergifteten Quellen Europas» nannte? Wird nicht in jeder Ausgabe der *Weltwoche* die EU an die Wand gefahren? Wenn jemand sich nur auf die Artikel von der *Weltwoche* stützt, muss er unweigerlich denken, dass die EU etwas ganz Fürchterliches ist! Ich wohne aber in einem EU-Land und sehe, dass sich dank der EU vieles verbessert hat. Die *Weltwoche* sollte die EU sicher kritisch beurteilen, aber nicht in dem Sinn, dass alles, was von der EU kommt, ganz schlimm sei. Es gibt auch viel Positives. Denkt man an die Zukunftsprobleme, so können sich diese praktisch nur durch ein vereintes, starkes Europa meistern lassen.

Suzette Preiswerk da Mota Veiga, Manteigas (Portugal)

### Korrigenda

In der Medienkolumne «Auflage, Leser, Leser pro Ex.» (Nr. 41/14) haben wir eine falsche Zahl publiziert. Die Zeitung *20 Minuten* hat nicht wie gedruckt 2,2, sondern 3,2 Leser pro Exemplar. Wir fügen gerne an, dass dies für ein gratis gestreutes Blatt ein guter Wert ist.

Die Redaktion

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000  
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000  
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000  
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000  
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:  
[info@stellen-anzeiger.ch](mailto:info@stellen-anzeiger.ch)

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80

# In der Asylfalle

Der Zustrom an Eritreern in unser Land nimmt rasch zu. Fast alle diese Migranten gelten als Flüchtlinge und können bleiben. Ihre Integration ist sehr schwierig und kostet immer mehr Geld. Politik und Gerichte haben die Schweiz in eine ziemlich ausweglose Situation gebracht. *Von Alex Reichmuth*

Die Schweiz hat ein Problem. Es heisst Eritrea. Der Zustrom an Asylbewerbern aus dem kleinen Land in Ostafrika steigt und steigt. 2004 ersuchten im gesamten Jahr rund 200 Eritreer in der Schweiz um Asyl. Mittlerweile sind es teilweise über 1000 – pro Monat. Von Juli bis September dieses Jahres gingen rund doppelt so viele Asylanträge von Eritreern ein wie noch von April bis Juni.

Insgesamt stellten 2014 bisher 5721 Neuankommlinge aus Eritrea ein Asylgesuch. Ende des Jahres dürften es insgesamt 7000, 8000 oder noch mehr sein. Zeitweise kommen mehr Asylbewerber aus Eritrea in die Schweiz als aus allen anderen Ländern zusammen. Ohne den eritreischen Zustrom wären die Asylzahlen insgesamt wohl konstant geblieben. Es gäbe kaum Notstände mit Unterbringung und viel weniger Diskussionen um Asylanträge.

Die Zahl der Eritreer, die in der Schweiz leben, spiegelt die rasante Entwicklung. War die eritreische Diaspora vor zehn Jahren mit etwa 1700 Menschen noch klein, hat sich diese bis Ende 2013 verzehnfacht. Mittlerweile leben schon weit über 20 000 Eritreer in unserem Land. Entscheidend dafür ist, dass fast alle eritreischen Asylbewerber bleiben können, als anerkannte Flüchtlinge oder als vorläufig Aufgenommene – wobei «vorläufig» faktisch mit «definitiv» gleichzusetzen ist.

## Neunzig Prozent beziehen Sozialhilfe

Die anschwellende Diaspora wäre kaum ein Thema, wenn die Eritreer in der Schweiz ihren Lebensunterhalt selber bestreiten könnten. Doch fast alle leben auf Kosten des Staates. Selbst wenn ihr Aufenthalt gesichert ist und ihnen der Arbeitsmarkt offenstünde, bleiben die meisten auf Unterstützung angewiesen. 76 Prozent der Eritreer mit dem Status «vorläufig aufgenommen» haben keinen Job. Unter den anerkannten Flüchtlingen sind es sogar 87 Prozent. Wenn Eritreer arbeiten, ist es häufig in einer Niedriglohnbranche wie Reinigung oder Service. Insgesamt sind rund 90 Prozent von ihnen ganz oder teilweise auf Sozialhilfe angewiesen.

Die Bedürftigkeit kostet die Allgemeinheit enorm viel. Teuer sind zudem die Integrations- und Betreuungsmassnahmen, die für die Eritreer ergriffen werden. Auf welche Gesamtkosten sich das addiert, hat noch niemand ausgerechnet. An Einzelfällen können die finanziellen Konsequenzen erahnt werden: Aarburg AG mit rund 7000 Einwohnern

musste vor einigen Jahren 127 eritreische Asylbewerber aufnehmen, die inzwischen ein Bleiberecht haben. Neunzig Prozent von ihnen hängen am Tropf des Staates. Das kostet 1,2 Millionen Franken pro Jahr. Ab 2018 muss Aarburg diese Kosten vollständig selber tragen. Schlagzeilen machte die kleine Zürcher Gemeinde Hagenbuch, die für eine Familie aus Eritrea 60 000 Franken pro Monat aufbringen muss. Den Einwohnern von Hagenbuch droht nun eine Steuererhöhung.

## Uno-Sanktionen gegen Eritrea

Wie kommt es, dass aus einem kleinen ostafrikanischen Land mit nur sechs Millionen Einwohnern mittlerweile mehr Asylbewerber zu uns kommen als aus der gesamten übrigen Welt? Aus Sicht von Hilfswerken, Behörden und vielen Kommentatoren ist die Sache klar: In Eritrea, das seit 1993 als eigenständiger

Staat anerkannt ist, herrsche ein menschenverachtendes Regime. Das «Nordkorea Afrikas» sei geprägt von politischer Verfolgung, Folter und Unterdrückung. Alle jungen Eritreer, egal ob Mann oder Frau, müssten in den National Service einrücken, wo sie ein brutaler Militärdienst oder jahrelange Fronarbeit erwarde – ein Dasein quasi als staatliche Sklaven. Darum würden so viele Eritreer ihr Land verlassen, sei es als Wehrdienstverweigerer oder als junge Menschen, denen die Rekrutierung zum «National Service» bevorstehe. Nach der Flucht könnten sie nicht mehr zurück, da ihnen in Eritrea drakonische Gefängnisstrafen unter unmenschlichen Bedingungen drohten.

Internationale NGOs und die Uno sehen es ähnlich: 2009 verhängte die Uno Sanktionen gegen Eritrea, wegen angeblicher Unterstützung von Terroristen durch die Regierung. 2011



*Je grösser die Diaspora, desto grösser die Sogwirkung: eritreische Asylbewerber in Lumino TI.*



verschärfte die Uno diese Sanktionen nochmals. Sie spricht von «weitverbreiteten und systematischen Verletzungen der Menschenrechte und grundlegenden Freiheitsrechte» durch die eritreische Führung. Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International beklagt 10 000 politische Gefangene in Eritrea. Ebenso warnt Human Rights Watch vor den Zuständen in Eritrea. Insgesamt soll schon gegen eine Million Eritreer geflohen sein.

Die Asylpolitik der Schweiz ist von diesem Eritrea-Bild geprägt. 2005 entschied die Asylrekurskommission, dass eritreischen Dienst-

---

## Ohne den eritreischen Zustrom wären die Asylzahlen insgesamt wohl konstant geblieben.

---

verweigerern und Deserteuren die Rückkehr nicht zuzumuten sei. Die Anerkennung von eritreischen Asylbewerbern erhöhte sich in den folgenden Jahren von zuvor unter 10 Prozent auf über 60 Prozent, zum Teil sogar über 80 Prozent. Das hatte Folgen: Schon 2006 ersuchten sechsmal mehr Eritreer um ein Bleiberecht in der Schweiz als 2005. Vor allem ab 2011 stieg dann die Zahl der ankommenden Asylbewerber erneut kräftig an.

Im Juni 2013 wollte das Volk den immer grösseren Zustrom stoppen. Im Rahmen der Asylgesetzrevision beschloss es, dass Wehrdienstverweigerung kein automatischer Asylgrund mehr ist. Bereits zuvor hatte die nun zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) aber angekündigt, dass sich damit «nichts ändern» werde. Eine Rückkehr sei den Eritreern nach wie vor nicht zuzumuten.

### «Singulärer Aufnahmestaats Europas»

Sommaruga behielt recht. Die vom Volk beschlossene Anpassung wurde faktisch rückgängig gemacht – vom Bundesverwaltungsgericht. Dieses entschied im letzten Frühling, dass alle Eritreer, die ihr Land illegal verlassen, als Flüchtlinge anerkannt werden müssen. Also praktisch alle. Weitere Urteile des Bundesverwaltungsgerichts sorgten dafür, dass die Bedingungen für den Familiennachzug von Eritreern gar noch gelockert wurden. Die Schweiz behält somit ihre Rolle als «singulärer Aufnahmestaats in Europa», wie es SVP-Nationalrat Heinz Brand ausdrückt.

Laut Insidern sind die günstigen Aussichten, in der Schweiz bleiben zu können, in Eritrea bestens bekannt. Mehr und mehr junge Eritreer bezahlen darum Schleppern Tausende Franken und nehmen die lebensgefähr-

liche Überfahrt über das Mittelmeer auf einem überladenen Boot in Kauf. Heute schaffen Eritreer die Reise nach Europa im Gegensatz zu früher in wenigen Monaten oder sogar in einigen Wochen. In der Schweiz angekommen, schildern die Eritreer ihre Fluchtgründe möglichst drastisch. «Viele dramatisieren ihre Lage», sagt Toni Locher, Honorarkonsul für Eritrea in der Schweiz. «Ich schätze, dass nur fünf Prozent ihrer Aussagen stimmen. Der Rest ist übertrieben.» Der deutsche Ethnologe und Eritrea-Forscher Magnus Treiber bezeichnete die «Notwendigkeit zur Übertreibung» der Fluchtgründe unter eritreischen Migranten als «allgemeinen Konsens». Wer als Eritreer in der Schweiz aufgenommen ist, will zudem oft Eltern, Kinder oder andere Verwandte nachkommen lassen. Je grösser die Diaspora ist, desto grösser wird darum die Sogwirkung in die Schweiz. «Eigentlich ist jeder Eritreer dumm, der nicht zu uns kommt», sagt der Leiter eines kantonalen Asylamts.

### Berufsabschlüsse meist nicht anerkannt

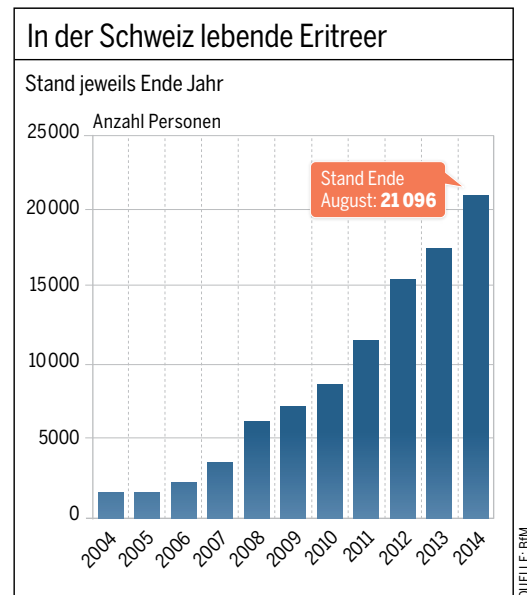
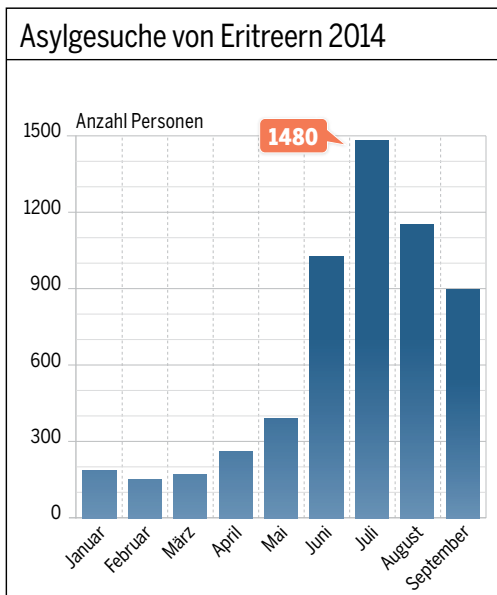
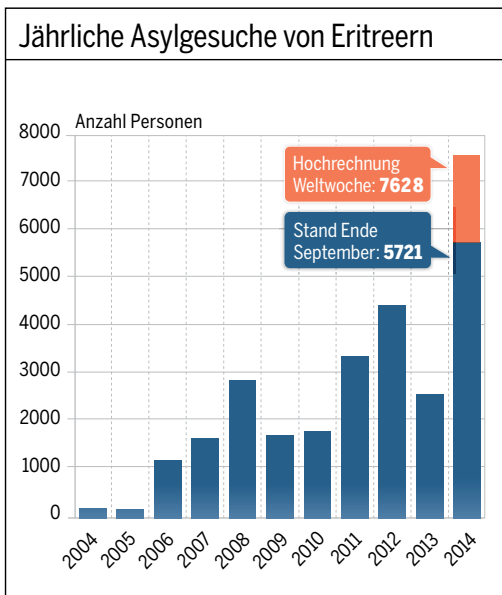
Allerdings sehen viele Eritreer ihre Erwartungen an die Schweiz schon bald enttäuscht. Statt leicht und schnell reich zu werden, wie man ihnen vorgegaukelt hat, haben sie Mühe, sich zurechtzufinden. Die Integrationsprobleme von Eritreern sind immens. Die Migranten kommen in ein völlig anderes kulturelles Umfeld. Deutsch zu lernen, ist für die meisten sehr schwierig. Insbesondere die Aussprache bereitet vielen von ihnen Mühe. Ihre Berufsabschlüsse, sofern sie welche haben, werden meistens nicht anerkannt. Eine Arbeit zu finden, erweist sich daher als sehr mühevoll.

Wie herausfordernd die Integration ist, zeigt ein Bericht der Asyl-Organisation Zürich (AOZ) von 2013, der auf einer Befragung von Eritreern und Fachleuten beruht. Gemäss der AOZ sind viele Eritreer anfänglich motiviert, Deutsch zu lernen, und manche kommen auch rasch voran. Andere aber «wiederholen Kurse mehrmals, ohne Fortschritte zu machen. Dieses Phänomen des <Nicht-weiter-Kommens> scheint relativ verbreitet zu sein.» Es seien meist unrealistische Berufswünsche vorhanden, so der Bericht weiter. «Oft äussern die Eritreer/-innen fixe Vorstellungen, in welchem Bereich sie arbeiten möchten, was jedoch gemäss den Sozialarbeitenden nicht deren individuellen Voraussetzungen entspricht.» Viele Eritreer haben nie gelernt, sich aktiv und in Konkurrenz zu anderen Bewerbern um Arbeit zu bemühen. Die meisten seien nicht gewohnt, selbständig zu handeln. Bei vielen Eritreern lasse die Motivation in Sprachkursen und bei der Stellensuche plötzlich nach.

### Konflikte unter Eritreern

Hinderlich für die Integration ist, dass Eritreer oft unter sich bleiben. Allgemein treten sie Schweizern gegenüber zurückhaltend auf.





«Aufgrund der hohen sozialen Kontrolle besteht ein Druck, sich gemäss geltenden Normen zu verhalten, da ansonsten schnell Gerüchte kursieren», beschreibt der AOZ-Bericht die eritreische Diaspora. Auch ein unterschiedliches Familienverständnis und ein anderes Geschlechterverständnis erschweren die Assimilation. Eritreer heiraten meist unter sich, auf Geheiss ihrer Eltern. Die meisten Eritreerinnen sind beschnitten. «Mehrere Personen sprechen sich für geschlechtergetrennte Deutsch-Cafés aus, da Frauen sich mehr einbringen, wenn keine Männer anwesend sind», schreibt die AOZ. Zudem führten Konflikte unter Eritreern zu Problemen, etwa bei Integrationsgesprächen. Gewisse Übersetzer würden abgelehnt, so die AOZ. Sie gelten etwa als regierungsfreundlich, «da sie beispielsweise auf Fotos erscheinen von Treffen mit Regierungsvertretern/-innen und nicht ausgeschlossen werden kann, dass sie mit der Regierung in Eritrea zusammenarbeiten».

Fiona Elze hat beobachtet, dass neu ankommende Eritreer lernbegierig und motiviert sind – zumindest anfänglich. Wenn sie dann aber ein Aufenthaltsrecht bekämen, so die Leiterin des Asylwesens im Kanton Schwyz, liessen viele «den Löffel fallen». «Es stehen ihnen dann plötzlich alle Möglichkeiten offen, aber sie werden nicht mehr so eng betreut», sagt Elze. «Das überfordert viele.»

Eine ganz andere Sicht auf Eritrea und die hiesige Diaspora, als Behörden, Institutionen und Medien vermitteln, haben Berhane und Feday Merhawi\* – Vater und Sohn, Eritreer in der Schweiz. Vater Berhane kam schon vor dreissig Jahren hierher. Als Angehöriger der eritreischen Unabhängigkeitsbewegung ersuchte er um Asyl, um den Fängen Äthiopiens zu entkommen, zu dem Eritrea damals gehörte. Erst nach jahrelangen Bemühungen durfte er definitiv in der Schweiz bleiben. Nach der Unabhängigkeit Eritreas war Berhane mit schweizerisch-eritreischen Ent-

wicklungsprojekten befasst, die aber 1998 wegen des Grenzkriegs mit Äthiopien ein jähes Ende fanden. Er lebt seither mit seiner Familie ganz in der Schweiz.

Er und sein neunzehnjähriger Sohn Feday bezeichnen die Berichte über Menschenrechtsverletzungen und Folterungen in ihrem Heimatland als Lügengeschichten. Vielmehr habe die eritreische Regierung gute Aufbauarbeit geleistet, so dass die Lebensbedingungen verglichen mit anderen afrikanischen Ländern

## Die rasante Abwanderung junger Leute bedroht die erfolgreiche Aufbauarbeit in Eritrea.

gut seien. In der Tat kann Eritrea laut dem Entwicklungsprogramm der Uno (UNDP) gute Erfolge vorweisen. So konnten die Kindersterblichkeit um 57 Prozent und die Malariaerkrankungen gar um 90 Prozent reduziert werden. Auch bei Schulbildung, Gleichberechtigung von Frauen und Umweltschutz hat Eritrea deutliche Fortschritte erzielt.

Ebenso ist die Infrastruktur des Landes für afrikanische Verhältnisse in einem guten Zustand. So sind viele Strassen asphaltiert, und die Wasserversorgung ist dank dem Bau von Stauseen intakt. Dass Eritrea international geachtet sei, liegt laut Berhane und Feday Mer-

hawi daran, dass das Land mit seinem eigenständigen Kurs die strategischen und wirtschaftlichen Ansprüche des Westens durchkreuzt habe. Vor allem die USA sähen ihre Interessen gefährdet, etwa weil Eritrea nach der Unabhängigkeit eine wichtige Station des amerikanischen Geheimdienstes CIA geschlossen habe.

Amerika sei die treibende Kraft hinter den Sanktionen gegen Eritrea, sagen die Merhawis. Die internationalen Hilfswerke hätten ebenfalls jedes Interesse, ihr Heimatland zu verschmähen. Denn mit ihren Entwicklungserfolgen beweise die eritreische Führung, dass ein afrikanisches Land ohne internationale Hilfe besser gedeihe. Die vergleichsweise guten Lebensumstände in Eritrea stellten die Hilfskonzepte von NGOs in Frage – also müssten diese das Land schlechtreden. Eritrea habe seine Erfolge wesentlich jungen Landsleuten zu verdanken, die im National Service zu wertvoller Aufbauarbeit angehalten würden, sagt Berhane Merhawi. Von Sklaverei könne keine Rede sein.

Die immer rasantere Abwanderung junger Leute bedrohe aber die Erfolge Eritreas, sagen die Merhawis. Viele Eritreer würden von raschem Geld und westlichem Wohlstand geblendet. Im Wissen, in der Schweiz bleiben zu können, wagten viele die Reise, die, verglichen mit früher, meist kurz ist. In der Schweiz würden sie aber erkennen, dass es auch hier harte Arbeit braucht, um echten Wohlstand zu erreichen. «Viele Ankömmlinge resignieren bald – und arrangieren sich mit der Sozialhilfe, die man ihnen grosszügig anbietet», sagen Vater und Sohn Merhawi.

## «Politik der Schweiz ist hilflos»

Jedenfalls hat sich die Schweiz in den letzten Jahren offensichtlich in eine veritable Asylfalle hineinmanövriert. Weil faktisch alle Eritreer bleiben können, kommen immer noch mehr. Weil eine Rückschaffung unzumutbar er-



«Mein Vater ist der moderne Typ, er schläft vor dem Fernseher ein. Grossvater ist altmodisch, er geht dazu in die Oper.»

scheint und wegen Gerichtsentscheiden fast unmöglich geworden ist, scheint der immer grössere Zufluss an Eritreern kaum mehr zu stoppen. «Die Politik der Schweiz ist von Hilflosigkeit gezeichnet», sagt Toni Locher, Honorarkonsul von Eritrea.

### Norwegen prüft die Rückschaffung

Was tun? «Solange das unmenschliche Regime dort weiterwütet», so Stefan Frey von der Schweizerischen Flüchtlingshilfe kürzlich im *Blick am Abend*, werde der Zustrom aus Eritrea anhalten. Die meisten Fachleute in der Schweiz raten, die Eritreer besser und schneller zu integrieren, um der tiefen Erwerbsquote und den hohen Sozialausgaben entgegenzuwirken. «Auf Eigeninitiative ausgerichtete, fachliche Integrationsbegleitung von Anfang an», empfiehlt die Asylorganisation Zürich. Eritreer in der Schweiz sollten schneller arbeiten dürfen, meint auch Honorarkonsul Toni Locher. «Die Arbeitsverbote im Asylprozess sind ein Problem.» Fiona Elze von der Abteilung Asyl- und Flüchtlingswesen des Kantons Schwyz plädiert dafür, die Eritreer verstärkt und frühzeitig über die Lebensumstände in der Schweiz aufzuklären. «Da sie sowieso bleiben, ist die Integration eine Investition, die sich lohnt.»

Für Heinz Brand ist eine schnellere Integration hingegen fragwürdig. «So wird die

Schweiz noch attraktiver, und es werden noch mehr Eritreer kommen», gibt der SVP-Nationalrat zu bedenken. Man müsse vielmehr prüfen, ob Eritreer nicht doch in ihr Heimatland zurückreisen könnten. So macht es derzeit Norwegen, das ebenfalls einen kräftigen Zustrom an eritreischen Migranten verzeichnet. Im letzten Juni reisten norwegische Politiker nach Eritrea, um mit der Regierung die Rückführung von 500 Landsleuten zu prüfen. Laut Honorarkonsul Toni Locher müssen Eritreer, die zurückkehren, zwar den Dienst im National Service nachholen, würden aber entgegen anderslautenden Aussagen nicht ins Gefängnis wandern.

Das sehen auch Berhane und Feday Merhawi so. Allerdings, wenden sie ein, nehme Eritrea nur Auswanderer auf, die freiwillig zurückkehrten. Wer sich also gegen eine Rückschaffung wehre, könne eben doch in der Schweiz bleiben. Trotzdem finden die Merhawis die Politik der Schweiz grundfalsch. Erstens kämen viele der angebliche Eritreer in Wahrheit aus anderen ostafrikanischen Staaten. Die hiesigen Behörden seien viel zu gutgläubig und prüften die angeblich Herkunft aus Eritrea gar nicht nach. Zweitens sei es verheerend, die Migranten flächendeckend mit Sozialhilfegeldern zu versorgen. «Das Asylwesen macht sie faul», sagt der neunzehnjährige Feday. Vielmehr müsse die Schweiz höhere Ansprüche an

seine Landsleute stellen. Schul- und Berufsbildung sollten verbindlich sein. Sozialhilfe müsse zurückhaltender gewährt werden. Wenn sich in Eritrea herumspreche, dass in der Schweiz nicht das schnelle Paradies wartet, werde der Zustrom von Eritreern automatisch kleiner werden, sind die Merhawis überzeugt. Zudem sei es enorm wichtig, dass die Schweiz international darauf hinwirke, die Sanktionen gegen Eritrea aufzuheben und die Ächtung des Landes zu beenden.

### Flüchtlinge auf Urlaub im Heimatland?

Es kursiert das Gerücht, dass viele Eritreer, die als Flüchtlinge in der Schweiz leben, regelmässig in ihr Heimatland zurückreisen – um dort Ferien zu machen. Beim Bundesamt für Migration (BfM) bestätigt man, dass es solche Fälle gibt. Man führe aber keine Statistik darüber, wie oft dies bei Eritreern geschehe, betont das Bundesamt. «Im Sinne einer Schätzung dürften sich die Zahlen im tiefen zweistelligen Bereich bewegen», so das BfM. Das scheint zwar wenig. Allerdings dürfte die Dunkelziffer rückreisender Eritreer beträchtlich sein. Jedenfalls ist es erstaunlich, dass bedrohte Flüchtlinge offenbar unbehelligt nach Eritrea gehen können.

\*Namen geändert

# MOZZARELLA

Empfohlen durch  
Recommandé par  
Raccomandato da  
Service Allergie

aha

So gut schmeckt laktosefrei.



Besser lassen sich  
Genuss und Wohl-  
befinden nicht  
Kombinieren:  
der laktosefreie  
aha! Mozzarella.  
[migros.ch/aha](http://migros.ch/aha)

## MIGROS

Ein M besser.



Die «Abgeltung Ertragsausfälle» kostet über 40 Millionen: Skyguide.



Beschäftigung mehrerer Departemente: Milchwirtschaft.



«Ungewohnt hohe Reisetätigkeit»: Ratspräsidenten Graf (l.), Lombardi.



Zulagen für den «Verzicht auf Wasserkraft»: Bündner Curnera-Stausee.

# Geld für alles und jeden

Beim Bund gebe es kein Sparpotenzial, so der Tenor aus dem Finanzdepartement. Der Blick in die Rechnung zeigt jedoch zahlreiche Ausgaben, die unabhängig von der politischen Grundhaltung und ohne Leistungsabbau eingespart werden könnten. *Von Christian Mundt*

Die Schweizerische Eidgenossenschaft hat im Jahr 2013 insgesamt 65 032 Millionen Franken eingenommen und 63 700 Millionen Franken ausgegeben – so viel wie nie zuvor. Bevor der Bund aber Geld ausgeben darf, muss das Budget vom Parlament genehmigt werden, was jeweils zu heftigen Diskussionen führt: Wie viel soll überhaupt ausgegeben werden? Und wofür?

Während im Parlament jeweils um die grossen Posten – beispielsweise die Subventionen für die Landwirtschaft, die Entwicklungshilfe oder die Kosten der Armee – gestritten wird und sich die Finanzministerin mit allen Mitteln gegen jede Sparmassnahme wehrt, finden sich zahlreiche kleine und Kleinstbeträge in der Rechnung, deren Streichung wohl nur ein sehr eingeschränkter Kreis von Nutzniessern überhaupt bemerken würde. Im 430-seitigen Band 2A der fünfbandigen Staatsrechnung be-

gründet die Verwaltung alle Rechnungsposten. Nachfolgend eine kleine Auswahl, wo gespart werden könnte.

## Räte: 1,2 Millionen für Delegationen

Rund 1,2 Millionen Franken wurden beispielsweise für Reisekosten und Entschädigungen verbucht, weil sich Parlamentarier in internationale Organisationen delegierten. Die Reisen der Ratspräsidenten (Maya Graf, Grüne, im Nationalrat und Filippo Lombardi, CVP, im Ständerat) sowie Empfänge ausländischer Delegationen kosteten 477 027 Franken – wobei eine «ungewohnt grosse Reisetätigkeit» und eine «hohe Besuchsfrequenz ausländischer Delegationen» zu Mehrausgaben führten.

Die Aufstellung offenbart auch eine schlechte Zahlungsmoral derjenigen, die mit einem Anliegen ans Bundesgericht gelangen: Den 12,1 Millionen Franken Gerichtsgebühren ste-

hen Debitorenverluste von knapp 1,3 Millionen Franken gegenüber – jede zehnte Gerichtsrechnung wird also nicht bezahlt.

Rund 55 Millionen Franken werden über alle Departemente für den Vorruhestand von Bundesangestellten ausbezahlt. Zwar entspricht die Überbrückungsrente für eine Person höchstens einer einfachen AHV-Rente (2340 Franken pro Monat), dafür kriegt man sie auch beim freiwilligen Ausscheiden aus dem Beamtenleben.

Unter dem Titel «Freiwillige Aktionen zugunsten des Völkerrechts» verteilt der Bund 1,2 Millionen pro Jahr für Projekte, unter anderem zur «Förderung der Kenntnis und des Verständnisses des Völkerrechts in der Schweiz». Und unter dem Aufwandposten «Teilnahme an der Partnerschaft für den Frieden» wird mehr als eine halbe Million Franken für «multilaterale Veranstaltungen zu internationalen

Sicherheitsfragen» ausgegeben. Für «zivile Konfliktbearbeitung und Menschenrechte» gab es knapp 75 Millionen Franken, wobei es sich um die «freiwillige Teilnahme an multilateralen Aktionen der Uno und der OSZE im Bereich der zivilen Konfliktbearbeitung» handelt. Immerhin 1 Million Franken im Jahr kosten die fünf Offiziere, die in der «Kommission in Korea» das Waffenstillstandsabkommen überwachen. Die Swiss Taiwan Trading Group, welche die wirtschaftlichen Interessen der Schweiz in Taiwan vertritt, bekam dafür 612 239 Franken vom Bund. Im Vergleich dazu geradezu ein Schnäppchen ist die Ausbildung von schweizerischen Seeleuten. Sie kostete 19 977 Franken.

### Bauern: Knapp 300 Millionen zusätzlich

Besonders aktiv ist der Bund aber, wenn es um die Schweizer Milch geht: Sie schwappt gleich durch mehrere Departemente. Neben den 2 Milliarden Franken Landwirtschaftssubventionen verteilt das Bundesamt für Landwirtschaft 298 755 832 Franken unter dem Titel «Zulagen Milchwirtschaft». Die Administration für diese Milchpreisstützung schlägt mit zusätzlichen 2,5 Millionen Franken zu Buche. Das Bundesamt für Veterinärwesen gab knapp 4 Millionen Franken Steuergeld für die «Durchführung der amtlichen Milchprüfung» aus. Und im Aussendepartement wurden 20 Millionen Franken für «Beiträge in Form von Milchprodukte-Spenden schweizerischer Herkunft an Personen und Gruppen, die infolge einer Notlage, einer Naturkatastrophe, eines bewaffneten Konflikts oder eines Kriegs Not leiden», gesprochen.

Das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann kostet 4 Millionen Franken im Jahr. Daneben spricht die Eidgenossenschaft weitere 4 Millionen für «Massnahmen zur Gleichstellung von Frau und Mann». Die Hälfte davon, also 2 Millionen Franken pro Jahr, sind für Beratungsstellen vorgesehen – notabene zusätzlich zum ohnehin tätigen Gleichstellungsbüro. Zusätzlich wollte der Bund Pilotprojekte in Unternehmen fördern. Diese zeigten sich allerdings nicht sonderlich interessiert. Das hat den Vorteil, dass ein Grossteil der vorgesehenen Mittel in der Bundeskasse blieb.

In der Schweiz gibt es kaum ein Gebiet, das der Bund nicht in irgendeiner Form unterstützt: Zur «Kulturabgeltung» bekam die Stadt Bern gut 1 Million Franken vom Bundesamt für Kultur. 2,4 Millionen flossen nach Bellinzona, um die «Kultur und Sprache des Tessins» zu fördern. Und auch fürs Bündnerland gab es 4,8 Millionen Franken zur Kulturerhaltung. Mehr als 5,5 Millionen Franken sind für «Verständigungsmassnahmen» vorgesehen. Das heisst: 1 Million zur Förderung des schulischen Austauschs, wobei «Partnerschaften vermittelt» werden, beraten und be-

treut wird. Trotz kantonalen Zuständigkeit für die Schule wurden «zur Förderung von Landessprachen im Unterricht» und «der Kenntnisse Anderssprachiger in ihrer Erstsprache» 0,75 Millionen aufgewendet. 1,5 Millionen durfte das Wissenschaftliche Kompetenzzentrum zur Förderung der Mehrsprachigkeit in Empfang nehmen. Und um das «herausragende» Schweizer Kulturschaffen sichtbar zu machen und die Resonanz zu verstärken, wurden fast 4 Millionen Franken bezahlt.

Für Kinder und Jugendliche ist das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) im Departement des Innern zuständig. Zur Prävention vor Kindsmisshandlungen wurde knapp 1 Million Franken ausgegeben, zur Unterstützung der «Koordinations- und Informationstätigkeit» wurden 1,2 Millionen an die «Dachverbände der Familienorganisationen» ausbezahlt, und für die ausserschulische Kinder- und Jugendförderung gab es 9,3 Millionen Franken. Auch das BSV mischt sich in die kantonale Schulhoheit ein: 95 788 Franken gab es zur «Anschubfinanzierung zugunsten kantonaler Kinder- und Jugendpolitik».

### Justiz: Anwälte werden subventioniert

Im Bundesamt für Justiz ist das Schweizerische Institut für Rechtsvergleichung angesiedelt. Dieses beantwortet Fragen zum ausländischen und internationalen Recht sowie zu Völker- und Europarecht. Seine Dienstleistungen stehen nicht nur der Verwaltung, sondern auch Privaten offen. Gemäss Jahresbericht stammen 80 Prozent der Anfragen von Anwälten und Notaren. Trotzdem stehen den Ausgaben von rund 7,5 Millionen Franken lediglich Einnahmen in der Höhe von knapp 600 000 Franken gegenüber. Mit anderen Worten: Der Bund subventioniert Anwälte und Notare.

Grosszügig zeigt sich der Bund gegenüber ausländischen Studenten, die bereits über einen Abschluss verfügen (Postgraduate). Er verteilt Stipendien, wenn diese «ihre Kenntnisse in einem bestimmten Gebiet vertiefen möchten» und dazu in die Schweiz kommen. Die Hälfte der 9 Millionen Franken ist für Studenten aus Entwicklungsländern reserviert, der Rest ist für solche aus Industrieländern.

Viel Geld kostet den Steuerzahler die nationale Forschung und Innovation: Rund 878 Millionen Franken gingen an den Schweizerischen Nationalfonds, 28,5 Millionen erhielten die schweizerischen Akademien, zu denen auch die nationalen Wörterbücher gehören, welche die «Sprache in der Schweiz vom Spätmittelalter bis ins 21. Jahrhundert» dokumentieren. Die deutsche Version umfasst mittlerweile 16 Bände mit 150 000 Stichwörtern und kostet den Steuerzahler 5 Millionen Franken – pro Jahr.

Etwas bizarr mutet die «Abgeltung Ertragsausfälle Skyguide» an. 42,9 Millionen Franken zahlt die Schweiz an die Aktiengesellschaft im Eigentum des Bundes, weil diese die Flug-

sicherung im angrenzenden Ausland übernimmt und dafür – mit Ausnahme von Frankreich – entweder nicht (Italien und Österreich) oder nur teilweise (Deutschland) entschädigt wird. Immerhin: Diese Abgeltung ist (vorerst) bis ins Jahr 2020 begrenzt.

Knapp 4 Millionen Franken überweist der Bund an die Kantone Graubünden und Wallis «als Folge des Verzichts auf die Wasserkraftnutzung». Dies, weil sie erhebliche Einbussen bei der Wasserkraftausnutzung «infolge Erhaltung und Unterschutzstellung einer schützenswerten Landschaft von nationaler Bedeutung» erleiden.

### Fernsehen: Mehr als nur Billag

Nicht direkt über den Bund, sondern über die Billag wird das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) mit rund 1 Milliarde Franken pro Jahr finanziert. Um zu überprüfen, ob die Konzessionsauflagen auch eingehalten werden, fördert der Bund die Medienforschung. Kostenpunkt im Jahr 2003: Knapp 1,7 Millionen Franken.

Die Liste an Beispielen, bei denen die Verwaltung Geld für einzelne Partikularinteressen spricht, Geld für Unnötiges verteilt oder sich mit sich selber beschäftigt, liesse sich noch beliebig weiterführen. Die Beispiele zeigen vor allem aber, dass es beim Bund genügend Sparpotenzial gibt – auch ohne «Kahlschlag», wie es die politische Linke immer nennt. ○





**Täuschung der Schweizer Stimmbürger – wie uns der Bundesrat in die EU manövriert.**

Lesen Sie es in der aktuellen «Schweizerzeit»!

Jetzt die «Schweizerzeit» abonnieren für jährlich 70 Franken (Online-Abo: 30 Franken) und restliche Ausgaben 2014 gratis erhalten.  
Tel. 052 301 31 00, Fax 052 301 31 03  
abonnement@schweizerzeit.ch  
www.schweizerzeit.ch

# Lizenz zum Kassieren

35 000 Ausländer mit B-Bewilligung beziehen in der Schweiz Sozialhilfe, obwohl eigentlich ihr Heimatland für sie zuständig ist. Trotzdem wird ihnen selten die Aufenthaltsbewilligung entzogen. Die Migrationsbehörden scheuen die aufwendigen Verfahren. *Von Alex Baur*

Mit Einschreiben vom 24. März 2014 schickte das Amt für Migration Basel-Landschaft Karim H. einen umfangreichen Fragebogen im Hinblick auf einen möglichen Entzug der Aufenthaltsbewilligung. Welche Beziehung hat er zur Schweiz? Warum hat er nie Deutsch gelernt? Hat er eine Arbeit in Aussicht? Wie ist seine Beziehung zur Tochter? Wann war er letztmals in seiner Heimat? Was würde es für ihn bedeuten, wenn er das Land verlassen müsste? Und: «Wieso haben Sie mehrfach auf fremdenpolizeilichen Formularen Ihre Vorstrafen und Sozialhilfeabhängigkeit nicht angegeben?»

Karim H. ist 41 Jahre alt, stammt aus Algerien und narrt die Einwanderungsbehörden beider Basel seit nunmehr vierzehn Jahren. Zuerst stellte er unter falscher Identität zwei Asylgesuche. Als diese nach dem Zug durch sämtliche Instanzen abgewiesen waren, heiratete er eine Schweizerin und wurde Vater. Im Januar 2003 wurde er wegen Diebstahls, Hehlerei und Urkundenfälschung zu einer bedingten Strafe verurteilt, im Februar 2004 folgte die nächste Freiheitsstrafe, wegen sexueller Handlungen mit Kindern, inklusive Landesverweis.

## Vollprogramm für Delinquenten

Doch Karim H. blieb, mutmasslich dank seiner Tochter, der Schweiz erhalten, und das erst noch auf Kosten der Steuerzahler. Zwischen 2002 und 2008 kassierte der Algerier insgesamt rund 200 000 Franken Sozialhilfe. Das reichte ihm aber nicht. Sieben Betreibungen über total 40 774 Franken und diverse Verlustscheine über 23 194 Franken sind aktenkundig. Dabei hält sich Karim H. gemäss Aussagen von Bekannten zumeist in Deutschland auf; seine Tochter, für die er nie einen müden Rappen bezahlt habe, sehe er praktisch nie. Nachdem er die Aufforderung der Migrationsbehörde, wenigstens einen Deutschkurs zu besuchen, ignoriert hat, erwägt diese nun den Entzug der Aufenthaltsbewilligung. In welchem Stand sich das Verfahren befindet, liess sich nicht eruieren. Weitere Recherchen scheiterten am Amtsgeheimnis.

Karim H. ist einer von 35 000 Ausländern mit Bewilligung B, die mehr oder minder auf



*Hilfreich.*

Kosten der Allgemeinheit leben und die Schweiz eigentlich längst hätten verlassen müssen. Denn anders als die Niederlassung (Bewilligung C) ist die B-Bewilligung provisorischer Natur und wird zur Ausübung von Arbeit oder zum familiären Zusammenleben erteilt – immer unter der Voraussetzung, dass keine Fürsorgeabhängigkeit besteht. Diese Regel entspricht den internationalen Gepflogenheiten, laut denen für Bedürftige primär das Heimatland zuständig ist. Gleichwohl sind gemäss Bundesamt für Statistik 30,3 Prozent der ausländischen beziehungsweise 14 Prozent aller Sozialhilfebezüger (Stand 2012, Asylbewerber nicht mitgerechnet) «Jahresaufenthalter» mit B-Bewilligung. Wie ist das möglich?

Karim H. ist sicher ein Extremfall. Die meisten Fürsorgebezüger sind keine Delinquenten. Doch sein Fall zeigt, wie schwierig es sein kann, einen unerwünschten Einwanderer wieder loszuwerden. Jede Wegweisung kann angefochten werden, der Zug durch die Instanzen kann Jahre dauern, bisweilen werden die Immigranten dabei sogar von der Rechtsabteilung des Sozialamtes unterstützt. Wenn Kinder im Spiel sind, wird es besonders schwierig. Erst kürzlich rügte der Europäische Gerichtshof in Strassburg die Ausweisung eines notorischen Kriminellen und Fürsorgerentners aus Ecuador als unmenschlich, obwohl dieser schon lange nicht mehr bei Frau und Kindern lebte und auch nie für diese gesorgt hatte («Karikatur der Menschenrechte», *Weltwoche* Nr. 28/14).

Wie eine Umfrage der *Weltwoche* bei Migrationsämtern in der deutschen Schweiz zeigt, ist man allgemein zurückhaltend beim Entzug der B-Bewilligung. Im Kanton St. Gallen etwa kam es im laufenden Jahr bei geschätzten 1500 Fürsorgebezügern mit Ausweis B\* lediglich zu 13 Verwarnungen und 39 Entzügen; in Basel-Stadt kamen auf geschätzte 1500 Fürsorgebezüger 106 Verwarnungen und 10 Entzüge; im Baselbiet waren es bei rund 1000 Sozialhilfebezügern im letzten Jahr 26 Verwarnungen und 6 Entzüge; im Kanton Luzern gab es bei ähnlichen Fallzahlen bloss 4 Entzüge wegen Fürsorgeabhängigkeit, daneben wurden allerdings 24 Bewilligungen aus «kumulativen Gründen» (neben Fürsorgeabhängigkeit zusätzlich Delinquenz und/oder Betreibungen) widerrufen oder nicht erneuert. Und im Aargau kam es bei 8 Verwarnungen im laufenden Jahr lediglich zu einer einzigen «Nichterneuerung», wobei nicht klar ist, ob diese vollzogen wurde.

Seit 2012 müssen die Sozial- und Arbeitsämter ihre ausländische Klientel bei den Migrationsämtern melden. Der Datenfluss funktioniert gemäss den Rückmeldungen aus allen Kantonen gut. Besonders eng ist die Kooperation zwischen Sozial- und Migrationsbehörden im Kanton Basel-Stadt, wo sogenannte «Integrationsvereinbarungen» zum Standard

gehören: Fällt ein Ausländer der Fürsorge anheim, muss er sich zu konkreten Massnahmen verpflichten, die ihn wieder auf die Beine bringen sollten. Im Weigerungsfall droht ein Entzug der Bewilligung. Gemäss dem Basler Amtsleiter Michel Girard hat man mit dieser Praxis gute Resultate erzielt.

### Eine Verwarnung ist oft heilsam

Eine etwas härtere Gangart schlägt das Migrationsamt des Kantons Graubünden ein. Gemäss Amtsleiter Marcel Suter befinden sich permanent rund 100 Dossiers von Sozialhilfebezüglern mit B-Ausweis «in Überwachung»; in 40 Fällen kam es seit Anfang Jahr zu einer formellen Verwarnung, in 11 Fällen wurde die Bewilligung entzogen. Das ist in Anbetracht der relativ niedrigen Zahl von Fürsorgebezüglern mit B-Bewilligung im Bündnerland (geschätzte 300 Fälle) eine relativ hohe Quote.

Wie Suter in Übereinstimmung mit den Amtskollegen aus anderen Kantonen erklärt, hat die Verwarnung oft eine heilsame Wirkung: Die meisten finden schnell eine Stelle. Obwohl es immer wieder «Spezialisten» gebe, die ihren Job gleich wieder verlören, sobald die Aufenthaltsbewilligung verlängert worden sei.

Wie hilfreich allein schon die Überprüfung einer B-Bewilligung sein kann, illustriert ein Fall aus der Stadt Zürich, welcher der Welt-

woche von einer alleinerziehenden Peruanerin, nennen wir sie Carmen, zugetragen wurde. Weil die Frau nach der Kündigung einer günstigen Wohnung innert nützlicher Frist keinen Ersatz fand, wandte sie sich ans Sozialdepartement. An sich suchte sie bloss eine Notunterkunft für sich und ihren Sohn. Doch eine Sozialarbeiterin stellte fest, dass Carmen gemäss den Skos-Richtlinien von ihren bescheidenen Einkünften gar nicht leben könne. Sie sei eine *working poor*, teilte man ihr mit, sie sei auf Sozialhilfe angewiesen.

### Was in der Schweiz als Armut bezeichnet wird, darüber kann Carmen nur den Kopf schütteln.

Die Peruanerin nahm diesen Befund mit Befremden zur Kenntnis. Sie selber habe nie das Gefühl gehabt, in Armut zu leben, erklärt sie im Gespräch, nach ihren Massstäben lebe sie in der Schweiz vielmehr im Wohlstand. «Doch dem geschenkten Pferd schaut man nicht auf die Zähne», sagt sie schulterzuckend in gebrochenem Deutsch. Sie habe das Geld vom Sozialamt angenommen, zumal sie befürchtet habe, ansonsten keine Sozialwohnung zu bekommen.

Vor zwei Jahren machte das Migrationsamt die Peruanerin jedoch in Hinblick auf die Erneuerung ihrer B-Bewilligung schriftlich dar-

auf aufmerksam, dass ein Widerruf wegen Fürsorgeabhängigkeit in Erwägung gezogen werden könnte. Carmen wandte sich in der Folge an ihre Sozialarbeiterin. Doch diese gab Entwarnung: Es handle sich um eine leere Drohung der Migrationsamtes, die eh nicht umgesetzt werde. Carmen blieb misstrauisch und beharrte auf einer Ablösung aus der Sozialhilfe. Sie möchte dereinst Schweizerin werden, und das ist heute selbst in Zürich für Sozialhilfebezüglern nicht mehr so einfach wie auch schon. Widerwillig händigte ihr die Sozialarbeiterin eine Erklärung aus, auf der Carmen den Verzicht auf die monatlichen Banküberweisungen des Sozialdepartements mit ihrer Unterschrift bestätigen musste.

Zurzeit weilt Carmen mit ihrem Sohn gerade wieder mal in Peru. Jahr für Jahr verbringt sie ihre Ferien in ihrer Heimat, wo sie ihren Alterssitz baut. Mit oder ohne Unterstützung des Sozialamtes – fürs Häuslebauen und Reisen hat das Geld immer ausgereicht. Was in der Schweiz als Armut bezeichnet wird, darüber kann Carmen nur den Kopf schütteln. Und manchmal macht es sie, die weiss, was Armut wirklich bedeutet, sogar richtig wütend.

\* Das Bundesamt für Statistik weist lediglich den Anteil der Sozialhilfebezüglern mit B-Bewilligung für die ganze Schweiz aus; die Zahlen für die Kantone wurden anhand der kantonalen Sozialhilfequoten errechnet und geben daher bloss eine Grössenordnung an.

## ePRIVATE BANKING

DIE BESTE ADRESSE FÜR  
VERMÖGENSVERWALTUNG  
*ist meine eigene.*

Jetzt mehr erfahren auf:  
[www.swissquote.com/epb](http://www.swissquote.com/epb)

 **SWISSQUOTE**  
THE SWISS LEADER IN ONLINE BANKING



Was er nicht selber kann, können wir für ihn tun: der bald sechsjährige Melchior Hartmann.

---

## Melchior ist Melchior

---

Als uns der Arzt vor fast sechs Jahren mitteilte, unser Kind sei zerebral behindert, hatten meine Frau und ich Tränen in den Augen. Heute wissen wir: Ein Leben mit Handicap ist schön.

Von Nik Hartmann

Vater eines behinderten Kindes zu sein, tut nicht weh. Zu spüren, dass mein Sohn gerne lebt, macht jeden Tag lebenswert. Für alle.

Nennen Sie mir einen Haushalt mit drei Buben, zwei Katzen und einem Hund, in dem es um 20 Uhr nicht auch zu- und hergeht wie an einem Polterabend.

Das kennen wir doch alle: Dem Grossen ist noch in den Sinn gekommen, dass Papa noch die *Franzwörtli* abfragen sollte, der Mittlere kann nur dann einschlafen, wenn man ihm 25 Seiten vorgelesen hat – ich schlafe regelmässig weiterlesend dabei ein, bis mich Frederik mit fragendem Blick sanft schüttelt, weil ich im Halbschlaf sinnloses Zeug geschwafelt habe.

Melchior liegt zu dieser Zeit bereits in seinem Bett, eingepackt in die Strampeldecke, die Spieluhr dudelt, und er verlangt zeitgleich mit dem Vorlesen und *Franzwörtli*-Abfragen mit einem leisen «Äähhh» nach einem Schluck aus dem Schoppen.

Melchior ist nicht sechs Monate alt, wie es die Beschreibung vielleicht errahnen liesse. Melchior ist bald sechs Jahre alt und geht in

den Kindergarten und hat eine Zerebralparese – kann man so etwas «haben»? Mir fällt kein besseres Verb dazu ein. «Leidet» stimmt sicher nicht.

Aber gehen wir zuerst noch ein paar Jahre zurück.

### Endpunkt und Anfang

Als ihn der Neuropädiater im Kantonsspital mit fünf Monaten in den Armen hielt und uns verkündete, Melchior sei zerebral behindert – also stark geistig in der Entwicklung verlangsamt –, war dies Endpunkt und Anfang zugleich. Himmel! Was heisst das? Meine Frau und ich hatten Tränen in den Augen und nur Fragen.

Ich klammerte mich ans Internet und an meinen Freund, der Kinderarzt ist. Die Antworten suchte ich in der Wissenschaft. Ich googelte Artikel und Doktorarbeiten zu diesem Thema. Ich, der eine bestandene Autoprüfung als einzige abgeschlossene Ausbildung vorweisen konnte. Ich verstand wenig. Genetisch musste es sein. Ein Fehler in der Bau-

anleitung des Hirns. Und weltweit gab es zu dieser Zeit vielleicht ein Dutzend Fälle mit denselben Symptomen.

Ich habe sie extra für diesen Text noch einmal gesucht. Wollen Sie es lesen? Bitte schön:

«Bei den Patienten bestehen unterschiedliche Dysmorphien, aber allen gemeinsam sind hohe, breite Stirn, ausgeprägte Augenbrauen, antevertierte Nares, kurzes und prominentes Philtrum, abwärts gerichtete Mundwinkel und kleines Kinn [...]»

---

**Melchior ist nicht krank.  
All seine Funktionen, die er zum Überleben braucht, sind da.**

---

Stimmt ein wenig, aber nicht ganz. Das sagte mir damals schon nicht viel und heute noch weniger. Das ist, wie wenn man Fieber hat und laut Internetrecherche gleich an einer tödlichen Krankheit leidet.

Was wir schnell verstanden: Melchior ist nicht krank. All seine Funktionen, die er zum





**Stolzer Vater:** Moderator Nik Hartmann.

Überleben braucht, sind da. Und was er nicht selber kann und vielleicht auch nie lernen wird, können wir für ihn tun.

«Das klingt alles ein wenig nach Schönreden», denken Sie? Ja, das mag sein. Aber das braucht es: einander Mut zusprechen, denn uns fehlt nichts. Vielleicht will man solche Kinder in Zukunft nicht mehr, nur weil man Angst hat, sein geplantes Leben nicht so weiterleben zu können wie angedacht. Das mag sogar noch stimmen. Wir sorgen uns aber auch um unseren Sohn. Dann zum Beispiel, wenn er wieder aus dem Nichts den ganzen bereits getrunkenen Schoppeninhalt übers Bett erbricht und wir keine gesprochene Antwort von ihm bekommen. Wir haben seine Sprache verstehen gelernt. Man muss gut zuhören. Sonst wird er dann aber *putzhässig*. Melchior kann nämlich auch trotzen. Und Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich und begeistert Carla und ich waren, als Melchior zum ersten Mal den Kopf schüttelte und er damit ganz deutlich «Nein» meinte. Unser Sohn hat einen Willen!

Wissen wir, wie viel ihm fehlt? Was er nicht kann? Ja. Ich versuche es mit einem Vergleich zu erklären: Wenn man die Doppelhelix, auf der unsere Erbinformation gespeichert ist, vergrössern würde und dabei eine Schnur entstünde, die von Zürich bis Bern reicht, fehlen ihm im selben Massstab vier Zentimeter dieser Schnur. Ein Furz. Ein Nichts. Aber so, wie es nichts bringt, auf einem Taschenrechner aus

den achtziger Jahren iOS 8 lauffenzulassen, kann man auch den kleinen Mister Handicap zu nichts zwingen. Und Melchior lernt täglich dazu. Das macht uns zu stolzen Eltern.

Für Frederik ist Melchior der «liebste, behinderte *Brüeder*». Constantin kann seinen kleinen Bruder perfekt imitieren, was uns schon Tränen und Bauchschmerzen vor Lachen bereitet hat. Und wir sind stolz darauf, dass er für fünf Sekunden den Wasserbecher selber an seinen Mund halten und daraus trinken kann.

### Er liebt Sterns «Amerika»

Natürlich werden wir nie bei Melchiors Diplomfeier sitzen. Höchstwahrscheinlich wird er nie selbständig leben können. Aber er liebt Klaviermusik. Er liebt Adrian Sterns «Amerika», er liebt seinen Mittagsbrei, er liebt es, gekitzelt zu werden. Und das ist viel. Er genießt die Stunden und das Rumalbern mit meinen Eltern und sein frühmorgendliches Bad in der Wanne. Das Knuddeln der Schwiegereltern, die den 25 Kilo schweren Bub genauso rumtragen wie alle unsere lieben Unterstützer. Uns wird auch geholfen. Tatkräftig. Aber ich weiss, dass es da draussen ganz viele Familien und alleinerziehende Elternteile gibt, die auf sich gestellt sind. Jemanden fragen, ob er einem hilft, ist nicht einfach. Auf jemanden zugehen und fragen, ob er Hilfe benötigt, ist da schon viel einfacher. Und bevor ich noch ganz sentimental werde, holt mich der Alltag wieder zurück.

Und nun stehe ich mit unserem VW-Bus vor dem Heim. Also vor der Institution. Vor der Schule. Nennen wir es Schule. Zusammen mit ganz vielen Taxichauffeuren und anderen Eltern, die tagtäglich mit grosser Freude ihre Passagiere hier abgeben und mit ebensolcher Freude wieder entgegennehmen.

Marianne, Melchiors Betreuerin, fährt mit dem Buggy vor. Melk ist müde. Er wurde gefordert und gefördert. Und mir wird berichtet, dass er wieder einmal für die Show verantwortlich gewesen sei: Während zwanzig Minuten zupfte er sitzend mit seinen Fingern an der Gitarre, die vor ihm auf dem Boden lag, und die Mitschüler hätten ihm wie hypnotisiert zugehört. Kleine Rampensau. Da scheinen ganz viele Gene in Ordnung zu sein.

Melchior ist Melchior. Keiner ist wie er. Und er ist glücklich. Ihm fehlt vielleicht ein Mikromy an Erbinformation, aber es fehlt ihm bei uns an nichts. Schön, gibt es Melchior und all seine Kollegen aus der Schule. Und wenn man schon optimieren will: Liebe Forschung, mach mir doch mal die Haare am Rücken weg. Das stört wirklich, und die ergeben keinen Sinn. Ein Leben mit Behinderung schon. Finde ich.

**Nik Hartmann** ist Fernseh- und Radiomoderator («SRF bi de Lüt») sowie Inhaber der Hartmann Medienmacher GmbH. Er wohnt mit seiner Familie in Buonas ZG.

## EINE NEUE TROUVAILLE AUS DEM SCHAFFHAUSER BLAUBURGUNDERLAND.



Peter Rahm, Weinkellerei Rahm, Hallau: «Exklusive Cuvée der vielversprechendsten neuen Rebsorten, 16 Monate im Fass gereift. Kräftig und voller Genuss.»  
CHF 28.– (75 cl)  
[www.weinkellerei-rahm.ch](http://www.weinkellerei-rahm.ch)



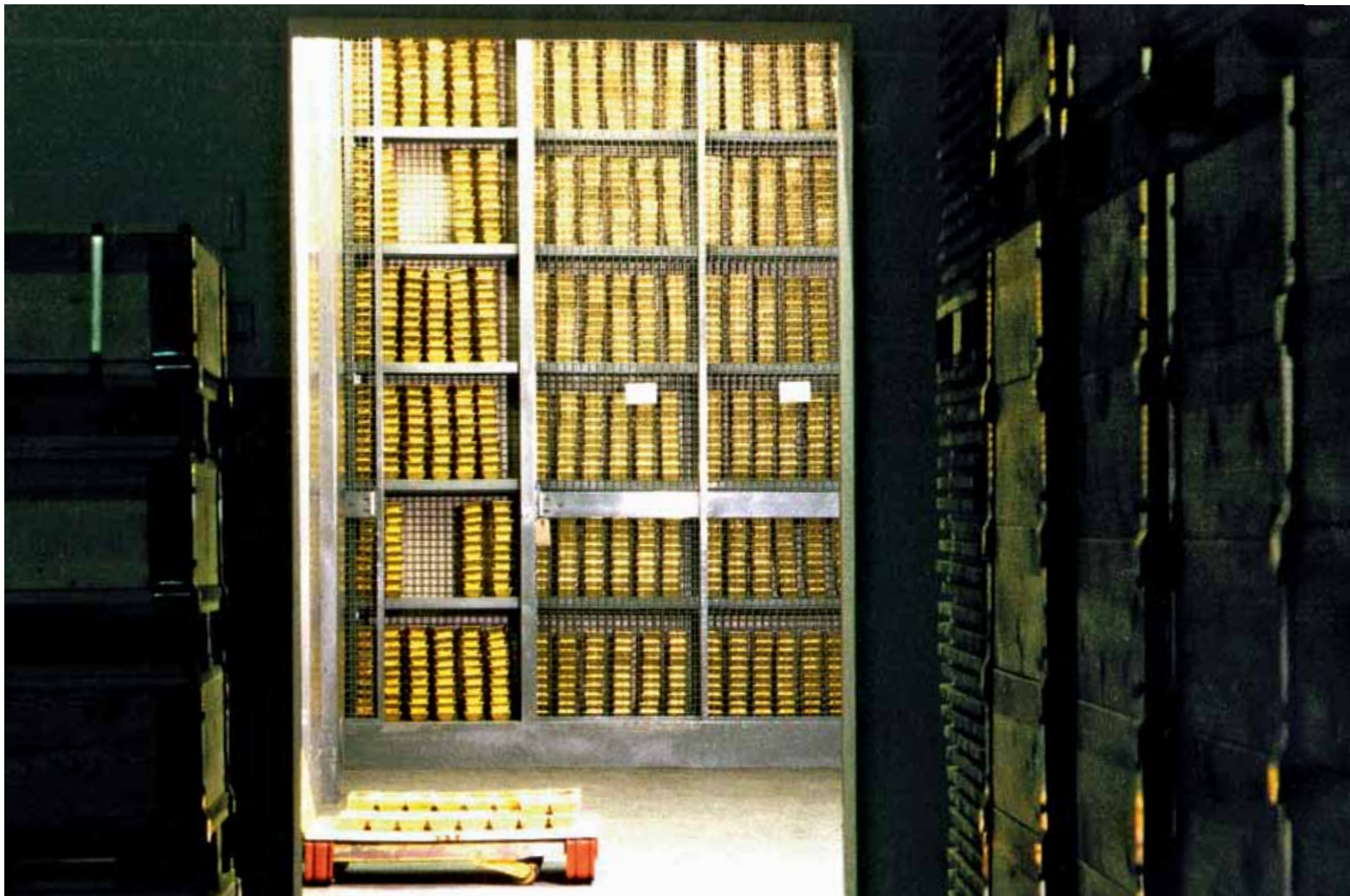
SCHAFFHAUSER  
**BLAU  
BURGUNDER  
LAND**

[www.blauburgunderland.sh](http://www.blauburgunderland.sh)

# Raubgold

Wie die Schweizer ihren Goldschatz an die Amerikaner verloren. Und wie die Verantwortlichen dabei die Bundesverfassung umbogen und das Völkerrecht verletzten. Bleibt die Frage: Warum?

Von Markus Schär



«Eine Gaunerei, die die Strategie-Denker Clausewitz und Sun Tzu stolz machen würde»: Goldtresor der Schweizerischen Nationalbank in Bern.

«Eine geradezu hysterische Feindschaft gegen den Goldstandard verbindet Staatsinterventionisten aller Art. Sie spüren offenbar klarer und sensibler als viele Befürworter der freien Marktwirtschaft, dass Gold und wirtschaftliche Freiheit untrennbar sind.»  
Alan Greenspan, 1966

Eine harmlose Bemerkung lässt den Blogger Markus M. Müller aufhorchen. Die dreissig Prozent des Goldbestandes der Schweizerischen Nationalbank (SNB), die im Ausland gelagert sind, seien auf zwei Länder verteilt, schreibt die SNB in ihrem Papier «Gold-Initiative – häufig gestellte Fragen», das sie zur Volksabstimmung vom 30. November auf ihrer Website aufgeschaltet hat: «20 Prozent der Goldreserven werden bei der Zentralbank in England gelagert, 10 Prozent bei der Zentralbank von Kanada.» Seit über zehn Jahren halte die SNB ihr Gold ausschliesslich in diesen beiden Län-

dern – also nicht (mehr) im mythenumrankten Fort Knox in Kentucky: «Die früher bei der Fed in den USA gelagerten Bestände wurden anlässlich der Goldverkäufe abgebaut.»

Markus M. Müller ist ein *gold bug*. Die Missionare für die Golddeckung von Währungen neigen zu Verschwörungstheorien – allerdings

---

**Noch 1996 beteuert die SNB, es gebe «keinerlei Absicht, die Goldreserven zu verkaufen».**

---

zeichnen sich diese, im Gegensatz zu anderen Theorien zum Gang oder Untergang der Welt, dadurch aus, dass die tatsächlichen Ereignisse perfekt ins Bild passen. Der Blogger kann denn auch zeigen, weshalb die Schweizer 1997 plötzlich die Hälfte ihres Goldes für «überschüssig» erklärten und eine mit dem Verkaufserlös zu

äufnende Solidaritätsstiftung erfanden, 1999 die Bundesverfassung anpassten und ab 2000 drei Jahre lang täglich eine Tonne Gold zum Schleuderpreis abstiessen.

Dafür braucht der Goldgläubige keine blühende Fantasie, sondern lediglich das Referat von einem, der es wissen muss: Im Mai 2005 hielt Philipp Hildebrand, damals Mitglied des Direktoriums der SNB, am Institute for International Economics in Washington einen Vortrag über «Die Goldverkäufe der SNB – Erfahrungen und Erkenntnisse». Er erklärte seinen Zuhörern: «Es brauchte mehrere Änderungen der Verfassung und des Gesetzes, um den Entschluss zum Abstossen des überschüssigen Goldes in Verkäufe umzusetzen.»

Fürwahr: Am 17. Mai 1992 stimmen die Schweizer über den Beitritt zur Weltbank und zum Internationalen Währungsfonds (IWF) ab, also zu den Institutionen, die 1944 im amerika-

nischen Bretton Woods geschaffen worden waren. Das Volk spricht sich mit 56 Prozent der Stimmen dafür aus. Der Bundesrat ist von diesem Ausbruch aus dem Isolationismus so euphorisiert, dass er am nächsten Tag das Gesuch zum Beitritt zur EWG beschliesst und damit die Abstimmung über den EWR-Beitritt ein halbes Jahr später verhaut.

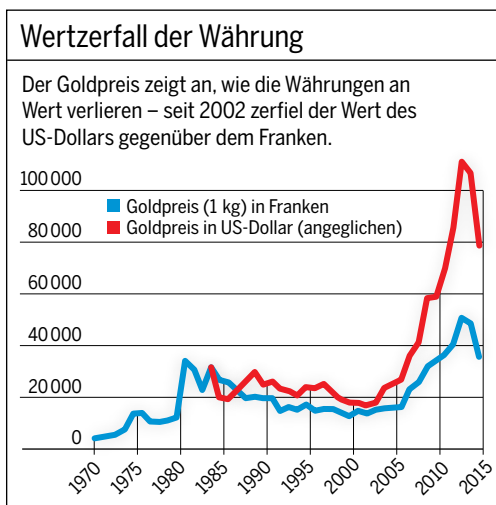
Die Schweiz gehört jetzt offiziell zur neuen Weltordnung mit dem Washington Consensus, der nach dem Fall der Berliner Mauer rund um den Globus vorschreibt, wie Staaten wirtschaftspolitisch zu führen sind. Da gibt es nur ein kleines Problem: Präsident Franklin D. Roosevelt verbot den Amerikanern schon 1934 den privaten Besitz von Gold, damit er mit dem Dollar machen konnte, was er wollte. Und die Amerikaner untersagten 1944 in Bretton Woods den anderen Staaten, ihre Währungsreserven in Gold zu halten. Nur der US-Dollar blieb durch Gold gedeckt, die anderen Staaten mussten ihre Währungen an den Dollar binden und konnten ihre Dollars bei der amerikanischen Federal Reserve (Fed), einer Zentralbank in Privatbesitz, in Gold umtauschen. Die Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft schrieb aber 1992 immer noch fest, die Noten der Nationalbank müssten «durch Gold und kurzfristige Guthaben gedeckt sein».

### Begehrliche Blicke

In diesem Jahr schafft Bill Clinton die Wahl ins Weisse Haus. Der smarte US-Präsident sorgt zusammen mit seinem ebenso smarten Finanzminister, dem Goldman-Sachs-Banker Robert Rubin, für rosige Jahre, während deren die Börsen fast stetig steigen, weil die Zinsen immer weiter sinken. Das erreichen die Magier, wie die *gold bugs* argwöhnen, indem sie den Goldpreis manipulieren. Die stark ausgeweitete Geldmenge müsste eigentlich zu Inflation führen, also auch zu steigenden Zinsen, dem Gift für die Börsen. Um das zu verhindern, drückt die Fed den Goldpreis, der die Inflation anzeigen würde, indem sie Gold verkauft – auch Gold, das ihr gar nicht gehört.



**Hysterische Feindschaft:** Ex-Fed-Chef Greenspan.



Wie ist das möglich? Noch 1999 hält die SNB 2590 Tonnen Gold, die Stellung der Schweiz ist, wie Philipp Hildebrand in seinem Referat sagt, «unter den G-10-Staaten extrem»: Sie sitzt pro Kopf der Bevölkerung auf fünfmal so viel Gold wie die zweitplatzierten Niederlande und auf zwölfmal so viel wie die USA. Die SNB darf es zwar nicht verkaufen, wohl aber verleihen, seit 1997 sogar gemäss Gesetz. So handeln vor allem amerikanische Banken mit Gold, das den Schweizern gehört. Gegen Ende der neunziger Jahre sind aber die Amerikaner so *short*, dass es gefährlich wird: Wenn sie all das verkaufte Gold tatsächlich liefern müssten, stiege der Goldpreis explosiv – ein Desaster droht.

Deshalb werfen die Amerikaner begehrliche Blicke in die Schweiz beziehungsweise auf das Schweizer Gold, das in den USA gelagert ist. Und die Schweizer machen, nach ein bisschen Druck wegen der nachrichtenlosen Vermögen aus dem Zweiten Weltkrieg, bereitwillig mit. Noch 1996 beteuert die Nationalbank, es gebe «keinerlei Absicht, die Schweizer Goldreserven zu verleihen oder zu verkaufen». Nur wenige Monate später aber erklärt sie mehr als die Hälfte ihres Goldes, 1400 Tonnen mit einem Marktwert von 24 Milliarden Franken, für «überschüssig». Nationalbankchef Hans Meyer, ein knappes Jahr im hohen Amt, schlägt Bundes-



**Glück und Geschick:** Ex-SNB-Chef Hildebrand.

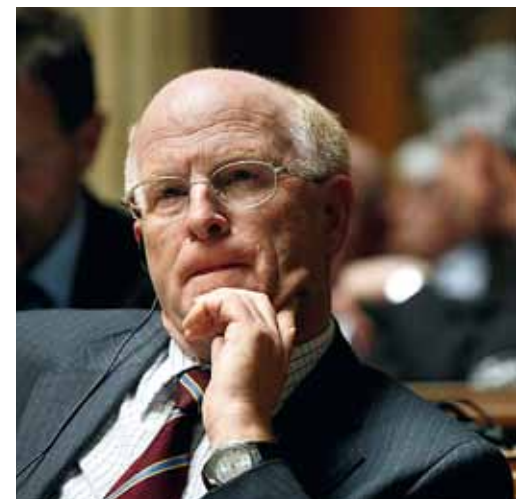
präsident Arnold Koller (CVP) vor, mit einer Spende von 500 Tonnen eine Solidaritätsstiftung zu gründen, die Solidarität mit noch zu suchenden Opfern übt.

Allerdings braucht es dafür immer noch die von Philipp Hildebrand erwähnten Änderungen von Verfassung und Gesetz, die «in den achtziger und den frühen neunziger Jahren das politische Klima noch nicht zulies». Pflichtschuldig fordert 1997 die Wirtschaftskommission des Nationalrats einen neuen Geld- und Währungsartikel in der Bundesverfassung, 1998 reicht der Bundesrat seine Botschaft nach. Das Parlament zerstreitet sich allerdings bei der Behandlung des Geschäfts; die Bürgerlichen halten aus Respekt vor dem Stimmvolk an der Golddeckung fest, der Ständerat fordert zwei Drittel der «überschüssigen» Reserven für die Kantone – fünf Jahre später ergiesst sich dieser Geldsegen tatsächlich über das Land. In der Schlussabstimmung fällt der Verfassungsartikel durch, er kommt also gar nicht vors Volk.

### Ins Schleudern geraten

Aber gleichzeitig läuft noch die Totalrevision der Bundesverfassung. Der Bundesrat und seine Sprachrohre im Parlament wie der freisinnige Ständerat René Rhinow oder die Nationalräte Samuel Schmid (SVP) und Joseph Deiss (CVP) verharmlosen sie zwar als blosse «Nachführung», die die Verfassung nur von veralteten Bestimmungen entrümple und mit längst gelebtem Recht erfülle. Doch da lässt sich – neben den Grundsätzen zu den Menschenrechten und zum Völkerrecht, die später zu heftigen Debatten führen – unauffällig eine Bestimmung hineinschmuggeln, die keineswegs die immer noch geltende Verfassung von 1874 «nachführt», sondern sie umbiegt: Die Pflicht der Nationalbank, vierzig Prozent ihrer Reserven in Gold zu halten, soll fallen.

Bei der Kommissionsberatung habe er die Frage gestellt, sagt Ulrich Schlüer (SVP) im April 1998 im Nationalrat, «weshalb im Entwurf zur neuen Verfassung der Hinweis auf das Gold, den wir in der alten Verfassung haben,



**Erdbeben ausgelöst:** Nationalrat Schlüer.

nicht mehr enthalten ist». Und er habe damit «ein Erdbeben ausgelöst» (was andere Redner bestätigen). Der SVP-Nationalrat hält fest, von der Verwaltung – «sie ist in diesem Zusammenhang eigentlich aus meiner Sicht das einzige Mal im Verfassungsberatungsverfahren auf eine Frage hin wirklich ins Schleudern geraten» – habe er die Auskunft bekommen, mit dem Beitritt zu den Bretton-Woods-Institutionen sei es der Schweiz gar nicht mehr gestattet, in der Verfassung einen Hinweis auf die Golddeckung aufzuführen: «Das hat Unruhe ausgelöst, weil man einwandfrei feststellen konnte, dass in den seinerzeitigen Unterlagen für die Volksabstimmung von diesem Umstand auch nicht mit einem einzigen Wort die Rede gewesen war.»

Auch der Liberale Jean-François Leuba weist auf die Mausehelei hin: «Mit dem Artikel 89 [zur Währungsverfassung] hat der Bundesrat keine völlig korrekte Nachführung gemacht. Aber ich glaube, diese Dreistigkeit lässt sich vertreten, weil wir ja nur den Zustand festhalten, wie er heute ist.» Das heisst: Bei der Totalrevision der Bundesverfassung, die gemäss heutiger dreister Auslegung den Vorrang des Völkerrechts vor dem Landesrecht festschreibt, hält das Parlament einen Zustand fest, mit dem die Schweizerische Eidgenossenschaft einen der wichtigsten völkerrechtlichen Verträge, das

## Die Amerikaner erwerben ab 2000 das bei ihnen gelagerte Schweizer Gold, das sie längst verkauft haben.

Abkommen von Bretton Woods, vermutlich verletzt und sicher zwischen 1992 und 1999 verletzt hat.

Die Frage, was es damit auf sich hat, lässt sich in der Debatte nicht klären. «Der Internationale Währungsfonds verbietet die Bindung des Geldwertes an das Gold», meint Bundesrat Arnold Koller (CVP). «Der Währungsfonds verbietet aber nicht die Reservehaltung in Gold; das ist der zentrale Unterschied.» Auch der Justizminister wirbt für das Gold, denn ein ausreichender Goldbestand solle «der Schweiz die Möglichkeit eines allfälligen Beitritts zur Europäischen Währungsunion offenhalten». Das sei Schlüer «vielleicht etwas weniger lieb».

### Warum steigt der Goldpreis?

Das Verbot für die Nationalbank, ihr Gold zu verkaufen, fällt schliesslich wie bestellt. Am 18. April 1999 nimmt das Volk bei einer Stimmbeteiligung von nur 36 Prozent die neue Bundesverfassung an, immerhin zehn von 23 Ständen lehnen sie allerdings ab. Bis Ende Jahr peitscht die Politik das neue Gesetz über die Währung und die Zahlungsmittel durch, am 1. Mai 2000 tritt es ohne Referendum in Kraft. Am gleichen Tag startet die Nationalbank ihre Verkäufe, an jedem Handelstag wirft sie eine

Tonne Gold auf den Markt. Und dennoch steigt der Goldpreis an. Warum?

Als die Schweizer 1997 die Welt mit der Nachricht verblüffen, sie wollten ihr «überschüssiges» Gold abstossen, macht der Markt, was er angesichts des drohenden Überangebots machen muss: Er bricht ein. Von 1997 bis 1999 verliert das Gold in Dollars ein Drittel seines Werts, die Schweizer fürchten bereits, sie könnten ihren Schatz nur noch verhöckern. Am 26. September 1999 schliessen deshalb elf Staaten, die Gold verkaufen wollen, das Washingtoner Abkommen – ohne die USA, die nicht daran denken, sich von ihrem Gold zu trennen. Bis im Sommer 2004 dürfen die Staaten insgesamt 2000 Tonnen Gold verkaufen, mehr als die Hälfte davon, 1170 Tonnen, entfällt auf die Schweiz.

Warum sackt der Goldpreis nicht weiter ab, sondern setzt zu einer Hausse an, als die Schweizer im Mai 2000 ihren Staatsschatz endlich auf

Schlafen ist sinnlich.  
Spüren Sie den Unterschied?

**roviva** 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, [www.roviva.ch](http://www.roviva.ch)

den Markt werfen dürfen? Markus M. Müller bietet auf seinem Blog eine plausible Erklärung an: «Na klar! Das Gold wurde ja schon vorher von der Fed verkauft. Nun musste nur noch die Bilanz mit den Staaten ausgeglichen werden. Also auch kein Druck mehr auf den Goldpreis.» Er meint: Die Amerikaner erwerben ab 2000 offiziell das bei ihnen gelagerte Schweizer Gold – wohl genau die 1170 Tonnen gemäss Washingtoner Abkommen –, das sie längst verkauft haben. Im Fragenkatalog auf ihrer Website schreibt die SNB, sie lagere «seit über zehn Jahren» (man rechne!) nur noch Gold in Grossbritannien und in Kanada, dort sei der Immunitätsschutz gewährleistet. Für die USA gilt das offenbar nicht.

Diese Theorie – die sich inzwischen empirisch erhärten lässt – steht im 2001 in New York erschienenen und heute noch vielgelesenen Buch «Gold Wars. The Battle Against Sound

Money as Seen From a Swiss Perspective» des 2005 verstorbenen Bankiers Ferdinand Lips. Als Schweizer Bürger habe er die Aufgabe des Goldschatzes als «Verrat» empfunden, schreibt der Zürcher, der vor der Gründung seiner Bank Lips in der jüdischen Rothschild Bank Karriere machte: «Einige ausländische Masterplaner mit grandioser Expertise und brillanter Taktik müssen die Schweizer Notenbanker zu diesem

## Die für 21,1 Milliarden Franken verscherbelten 1170 Tonnen Gold wären heute 44 Milliarden wert.

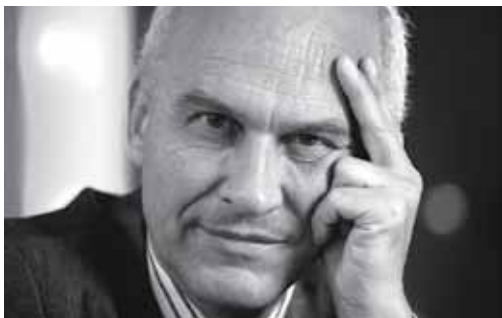
Vorgehen überredet haben – einer Gaunerei, die die Strategie-Denker Clausewitz und Sun Tzu stolz machen würde.» Er geißelt die Milliardenzahlungen der Schweizer Grossbanken wegen der nachrichtenlosen jüdischen Vermögen: «Die Schweizer hätten sich nicht dazu nötigen lassen, wenn die Regierung, das Parlament, die Nationalbank und die Grossbanken verstanden hätten, weshalb es wirklich zu dieser Lügenkampagne kam.»

### «Ich stehe noch zu jedem Wort»

In einem Artikel von 2002, in dem die *Weltwoche* Ferdinand Lips seine These erläutern lässt (*Weltwoche* Nr. 36/02), kommt auch der Chef-Markttechniker der Credit Suisse zu Wort. Rolf Bertsch sieht «Signale so deutlich wie Ende der sechziger Jahre»: Der Goldpreis schoss damals bis 1980 von 35 auf 850 Dollar hoch. Bei einem Preis von 310 Dollar sagt der Experte deshalb voraus: «Mittelfristig kann der Unzenpreis durchaus 400 bis 500 Dollar erreichen.» So kommt es: Im März 2005, als die Nationalbank ihre Goldverkäufe abschliesst, steht der Unzenpreis bei 420 Dollar – danach steigt er bis im September 2011 weiter auf 1900 Dollar.

«Die Frage drängt sich auf: Weshalb stösst die Schweizerische Nationalbank als einzige ihren Staatsschatz trotz des absehbaren Wertzuwachses weiterhin ab? Und wieso fing sie überhaupt damit an?», rätselte die *Weltwoche* im Artikel von 2002: «Solche Fragen prallen unbeantwortet an den Mauern der Nationalbank ab.» In seinem Referat in Washington von 2005 preist Philipp Hildebrand das Glück und das Geschick der Nationalbank, die mit ihren Verkäufen über dem jeweiligen Marktpreis einen Durchschnittspreis von 351 Dollar erzielt habe – insgesamt 21,1 Milliarden Franken. Die verscherbelten 1170 Tonnen Gold wären heute, nachdem der Goldpreis seit 2011 um ein Drittel eingebrochen ist, 44 Milliarden wert.

Der Fed-Vorsitzende Alan Greenspan kann über seinen unerfahrenen Schweizer Kollegen nur lächeln. Er hat 1966 in einer berühmten Schrift erklärt, wie Gold und ökonomische Freiheit zusammenhängen. Und er hat 2001 in einer Kongressanhörung bekräftigt: «Ich stehe noch zu jedem Wort.» ○



Sozialhilfe

## Betriebsblind

Der Leiter des Amts für Jugend und Berufsberatung des Kantons Zürich, André Woodtli, hat in der letzten Ausgabe gegen den Artikel «Asozialer Sozialstaat» polemisiert. Das ist erlaubt. Aber bedenklich.

*Eine Entgegnung von René Zeyer*

Es ehrt den Leiter des Amts für Jugend und Berufsberatung (AJB) des Kantons Zürich, dass er auf meinen Artikel «Asozialer Sozialstaat» (*Weltwoche* Nr. 39/14) reagiert. Das unterscheidet ihn zumindest graduell von allen in den Fall Hagenbuch involvierten staatlichen oder privaten Organisationen.

Diese verweigerten sämtliche Auskünfte auf konkrete Fragen oder Kritikpunkte, traten nicht auf das Angebot eines Dialogs ein, obwohl ihnen dazu im Verlauf der Recherche Gelegenheit geboten wurde. Diese Möglichkeit hat mir AJB-Leiter André Woodtli bedauerlicherweise nicht eingeräumt. Wohl aus der berechtigten Befürchtung heraus, dass es sich dann nicht so gut hätte polemisieren lassen wie in seiner Einlassung «Pech für die Tatsachen» (*Weltwoche* Nr. 41/14).

Woodtli unterstellt mir eingangs, meine Maxime sei: «Meine Meinung steht fest, also verwirre ich die Tatsachen.» Bedauerlich, ja peinlich, dass Woodtli nach diesem flotten Anfang keine einzige «Tatsache» zu entwirren vermag und es beim schlechtesten Willen nicht schafft, mir eine falsche Tatsachenbehauptung nachzuweisen. Stattdessen spielt er auf den Mann.

### «So leichtfertig wie brutal»

Ich führte unter anderem aus, dass allein im Kanton Zürich nach einem sicherlich unvollständigen Verzeichnis mehr als 3000 «öffentliche, private und kirchliche Organisationen im Sozialbereich tätig sind». Unbestreitbar, genauso wie meine Schlussfolgerung, dass die im Fall Hagenbuch für «Sozialbegleitung» (darunter Putzen, Kochen, Einkaufsbegleitung) zuständige Solidhelp AG, die dafür 20 000 Franken im Monat kassiert, natürlich nicht mit allen dieser Organisationen, aber mit einigen in Konkurrenz steht.

Die Beschwerden von betroffenen Gemeinden und auch Personen gegen die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) haben inzwischen eine Dimension angenommen, dass sich eine Replik auf den ersten von vier Versuchen, gegenüber meinen «Behauptungen die Tatsachen zu entwirren», erübrigt. Eine Betroffene beschreibt in der gleichen Ausgabe der *Weltwoche* die KESB als «so leichtfertig wie brutal», und das ist noch eine der freundlicheren Qualifikationen.

Woodtli behauptet im Weiteren, dass es «die Tatsachen nicht zulassen», zu konstatieren, dass die Sozialhilfekosten aus dem Ruder laufen. Dafür muss er aber um die im Artikel erwähnte Tatsache herumrudern, dass laut dem Statistischen Bundesamt für 660 000 Sozialhilfebezüger im weiteren Sinn im Jahr 2012 insgesamt 12,7 Milliarden Franken für «bedarfsabhängige Sozialleistungen» ausgegeben wurden. Die Tatsache, dass ein «Sozialbudget» immer häufiger den Schweizer Durchschnittslohn übersteigt und damit den



*Bärendienst:* AJB-Leiter Woodtli.

Sinn von Sozialhilfe pervertiert, ist ihm keiner Erwähnung wert.

Auch Woodtli's Entwirrungsversuch, dass Sozialfirmen keinesfalls «absurde Kosten produzieren», zerschellt an der ihm eigentlich wohlbekannten Realität. Wenn «alle an der Zumessung und dem Kassieren dieser Gelder Beteiligten jede Auskunft verweigern, ist die Situation unhaltbar», schrieb ich. Es handelt sich also keineswegs um eine «Systemoptimierung, fachlich und finanziell sinnvoll», wie Woodtli behauptet.

Wer antritt, einem mit Zahlen und Analysen gespickten Artikel zu unterstellen, sein Autor

«verwirre die Tatsachen», bis sie seiner angeblich vorgefassten Meinung entsprächen, müsste zumindest in einem einzigen Fall den Beweis dafür antreten.

### Flucht in die Behauptung

Wenn Woodtli wenigstens geschwiegen hätte, nachdem ihm das nach sicherlich aufwendiger Prüfung jeder Zahl, jedes Satzes nicht gelungen ist, müsste man sich nicht Sorgen um seine fachliche Qualifikation machen. Hätte er wenigstens in einem Satz durchblicken lassen, dass auch ihm, Einzelfall hin oder her, vom Steuerzahler beglichene monatliche Aufwendungen von mehr als 60 000 Franken für eine

### Woodtli's Entwirrungsversuch zerschellt an der ihm eigentlich wohlbekannten Realität.

einzigste Familie, über lange Zeit hinweg, ohne dass ein Erreichen des Ziels – Entlassung aus der Sozialfürsorge – erkennbar wäre, Mühe bereitet, müsste man sich nicht Sorgen über seine Fähigkeit machen, den Tatsachen ins Auge zu blicken.

Offenbar hindert ihn aber seine Betriebsblindheit daran, zu erkennen, dass er genau mit einer solch unfundiert-arroganten Reaktion seinem eigentlichen Anliegen, Sozialhilfe sei «Modernitätskompensationshilfe» – was immer das auch sein mag – einen Bärendienst erweist.

Wer Zahlen nicht bezweifeln kann, flüchtet sich in Polemik. Wer keine Gegenargumente hat, flüchtet sich in die Behauptung, «Tatsachen entwirren» zu wollen, obwohl Tatsachen doch gar nicht verwirrt sind. Sondern schlicht und einfach Tatsachen sind und bleiben.

René Zeyer ist Publizist. Er hat vor kurzem das Sachbuch «Armut ist Diebstahl. Warum die Armen uns ruinieren» (Campus) veröffentlicht.

# Rechnen mit Bäumle

Alle sehen die Grünliberalen als sichere Gewinner der eidgenössischen Wahlen in einem Jahr. Präsident Martin Bäumle indes lässt seinen Rechner derzeit noch heisser laufen als sonst. Er weiss: Kommen keine Listenverbindungen mehr zustande, droht der GLP im Oktober 2015 ein Debakel. Von Markus Schär



«Ein kleines Erdbeben»: GLP-Chef Bäumle.

Wer sich vom bissigsten Bundeshausjournalisten des Landes loben lassen muss, sollte sich hüten. «Die Formkurve der Grünliberalen zeigt steil nach oben», behauptet Inlandchef René Zeller in der NZZ. Er sieht die GLP angesichts ihrer anhaltenden Erfolge in den Kantonen «mit Rückenwind ins eidgenössische Wahljahr 2015 segeln» und lobt die junge Partei, die am letzten Samstag ihr erstes Programm beschloss, sie sei «mit ihrem idealistischen Politikverständnis einer neuen Partei, die Brücken über alte Gräben baut, flott unterwegs».

Das zweite Blatt aus dem ehrwürdigen Haus, dessen Aktionäre sich immer noch zur FDP bekennen müssen, gibt noch einen drauf. Nach ihrer «Erfolgsserie in kantonalen Wahlen», glaubt die NZZ am Sonntag, dürften die Grünliberalen 2015 in den nationalen Wahlen weiter zulegen: «Sie könnten sogar die Grünen überholen.» Was soll das?, fragt sich der Beobachter. Wollen die Blätter aus dem Verlag des Freisinns die GLP in eine Mitte-rechts-Mehrheit locken, als die wahren Freisinnigen?

Der Parteigründer Martin Bäumle kann besser rechnen. Die Zahlenspiele treiben derzeit den umtriebigen Übervater der Grünliberalen noch mehr um als normal. Denn Martin Bäumle weiss selber am besten: In den nächsten Wochen entscheidet sich das Schicksal seiner Partei – die GLP kann bei den Wahlen in einem Jahr einen Triumph oder ein Debakel erleben,

und nach heutigem Stand spricht einiges mehr für die Niederlage.

Gewiss, die Grünliberalen konnten seit 2011 bei den Parlamentswahlen in allen Kantonen ausser Basel-Stadt zulegen – wie das neue, im Zeitgeist liegende Parteien so an sich haben. Ihr gewichteter landesweiter Wähleranteil stieg so von 3,3 auf 4,9 Prozent. «Sieben bis acht Prozent Wähleranteil halte ich für erreichbar», machte sich Martin Bäumle schon vor einem Monat im Gespräch mit der NZZ am Sonntag Mut. «Erreichen wir unser Wahlziel, so ist das für Schweizer Massstäbe ein kleines Erdbeben.»

Dabei weiss er: Selbst bei einem solchen Naturereignis wäre noch gar nichts gewonnen, im Gegenteil. Bei den Wahlen von 2011, im Jahr der überstürzten Energiewende, sprach alles für die Grünliberalen mit ihrem «luftigen Versprechen, dass Umweltschutz völlig schmerz- und verzichtfrei einhergehen könne mit einer hedonistischen Lebensweise und zwei Offroadern an der Goldküste», wie Nationalrat Gerhard Pfister (CVP) höhnt. Die Wahl in den Nationalrat schafften für die GLP so Namenlose wie der Thurgauer Solarberater Thomas Böhni, der Berner Elektroplaner Jürg Grossen oder der Bündner Windkraftpionier Josias Gasser (dessen revolutionäre Windturbine immer noch nur im Versuchsbetrieb läuft) – einfach weil sie mit ihrem Profil auf dem Tsunami der Energiewende surften. Ausser der bereits landesweit

bekanntesten Patientenschützerin Margrit Kessler sind elf von zwölf Mitgliedern der Fraktion bloss Interessenvertreter der Umweltlobby.

Selbst in diesem Jahr, als für die Grünliberalen stets die Sonne schien und der Rückenwind blies, kamen sie landesweit nur auf 5,4 Prozent. Dieser Schub hielt in den kantonalen Wahlen an. Aber die meisten der glücklichen Neulinge von 2011 leisteten seither nichts, was ihre Wiederwahl rechtfertigen würde. Thomas Böhni etwa versucht erst jetzt, die Thurgauer darauf aufmerksam zu machen, dass sie einen Grünliberalen nach Bern schicken, indem er einen Fonds für den Kampf gegen die Kirschessigfliege wünscht (mit der Mehrwertsteuer geöffnet, die die GLP abschaffen will) oder wegen des zu lauten Belages auf der Autobahnumfahrung von Frauenfeld Tempo 80 fordert.

## Fantasievolle Listenverbindungen

Und eben: Selbst wenn die Grünliberalen sensationell ihren Wähleranteil von 2011 um die Hälfte steigern würden, könnten sie ein Debakel erleiden. Denn eine Analyse zeigt: Die GLP machte damals nur vier ihrer zwölf Sitze aus eigener Kraft, drei in Zürich, einen in Bern; dazu hätte es vielleicht in der Waadt knapp gereicht. Alle anderen Sitze machte die junge Partei nur dank fantasievollen Listenverbindungen, so reichten in Luzern 6,1 Prozent für einen von zehn Sitzen und in Graubünden 8,3 Prozent für einen von nur fünf. Die Thurgauer gewannen ihren Sitz mit 5,2 Prozent in der Lotterie: Eine Verbindung von sieben Listen samt BDP, EVP und EDU nahm der seit 1848 vertretenen FDP den letzten Sitz ab.

Diese Listenverbindungen kommen kaum mehr zustande. Margrit Kessler in St. Gallen bereitet sich deshalb auf die Abwahl vor. Beat Flach im Aargau und Roland Fischer in Luzern suchen noch Verbündete, am ehesten die Grünen, die aber auch rechnen können. Und Thomas Böhni im Thurgau sieht sich in einer unkomfortablen Lage: Die FDP schliesst sich mit der CVP und der BDP zusammen, um ihm den Sitz wieder abzugeben, und links gehen SP und GP traditionell gemeinsam. Die GLP kann sich für eine Seite entscheiden – mit gleich geringen Chancen, ihren Sitz zu halten.

Dazu droht die Entscheidung für die Mitte oder die Linke die Partei zu zerreißen: Der Subventionsjäger Böhni fühlt sich als «Unternehmer» den Bürgerlichen zugeneigt. Will der Stratege in der NZZ-Inlandredaktion diesen Prozess beschleunigen? ○

Weitenregulierung  
durch Schnürung,  
ideal auch für etwas  
kräftigere Waden



HELVESKO<sup>+</sup>, LADYSKO und dansko<sup>+</sup>-  
Bequemschuhe werden exklusiv für  
INTEGRA Nussdorf AG in der **SCHWEIZ**  
und in **EUROPA** produziert, mit viel  
Handarbeit für beste Qualität.

Reissverschluss wasserdicht  
durch Gummiabdeckung  
(zusätzlich bis zum Knöchel  
mit Wasser-Stopp-Lasche)

absolut wasserdicht durch  
SympaTex<sup>®</sup> -Membrane



z.B. für SIE  
HELVESKO<sup>+</sup>  
MIA  
schwarz (Nappa)  
Gr. 35-42  
zum Kennenlernpreis  
bis 29.10.14  
**299.-**  
statt 399.-

### Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren  
112-seitigen Herbst-/Winterkatalog 2014:

INTEGRA Nussdorf AG  
Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL  
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:  
[www.integra-ag.ch](http://www.integra-ag.ch)



### Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173  
Basel (BS) Spalenring 120  
Chur (GR) Vazerolgasse 1  
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8  
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum  
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)  
Gewerbezentrum «paradies»,  
Diessenhoferstrasse 14c  
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37  
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in: Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne,  
Losone, Sion und Yverdon

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO<sup>+</sup>  
SWISS MADE

LADYSKO

dansko

# Wer nicht spielt, ist krank

Spielertypen und Zocker geniessen einen schlechten Ruf. Zu Unrecht. Denn das Erfolgsgeheimnis der Erfolgreichen liegt darin, dass sie Leben und Arbeit als Spiel begreifen.

Von Norbert Bolz

Jede gute Idee weckt Lust, damit zu spielen. Erst entwirft man ein Modell, dann baut man einen Prototyp, dann testet man – und fängt wieder von vorne an. Das ist die Schöpfungs-schleife, in der die Vision von der Revision kaum mehr zu unterscheiden ist. Überall dort, wo Menschen ein Spiel spielen, das Spass macht und zugleich harte Arbeit ist, kommt das Neue in die Welt. Und umgekehrt ist nichts innovationsfeindlicher als Ernsthaftigkeit. Gerade ernsthafte Menschen sind nämlich die Gefangenen ihrer Vorurteile. Ihre Ernsthaftigkeit hindert sie daran, aus dem System ihres Betriebs herauszuspringen und es einmal von aussen zu betrachten.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück. Die vorindustriellen Arbeitsprozesse waren noch durch die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur geprägt. Die Industriegesellschaft hat dann den Arbeitsbegriff neu definiert: Der Mensch stand nun nicht mehr der Natur, sondern der Maschine gegenüber. Doch trotz aller Sozialromantik von Gewerkschaften und Sozialdemokraten, die im Stahlkocher des Ruhrgebiets noch lange den typischen Arbeiter sahen, war auch diese Struktur bald nicht mehr aktuell. Zu Recht spricht man heute von postindustriellen Verhältnissen, denn Arbeit ist in erster Linie ein Spiel zwischen Personen. Auch von der Musse des Spielens lässt sich produktive Arbeit im 21. Jahrhundert kaum mehr unterscheiden. Das habe ich am Prozess der Innovation zu zeigen versucht. Eine gute Idee, die an einem Modell oder Programm demonstriert wird, weckt Lust zu spielen. Dieses Spiel mit Prototypen vermittelt zwischen Theorie und Praxis.

## Workaholic als Homo ludens

So führt uns die Frage nach dem Ursprung des Neuen zurück zum spielenden Menschen, der eben nur im Spiel «ganz Mensch», das heisst wahrhaft kreativ ist. Friedrich Schiller behält also recht. Zugleich ist aber auch klar, dass so ein Spiel nicht das Gegenteil von Arbeit ist. Und auch nicht das Gegenteil von Ernst. Arbeit, die Spass macht, ist ein Spiel, und meist wird sie auch noch gut bezahlt. So ungerecht ist die Welt. Man muss sich den Workaholic als Homo ludens und damit als glücklichen Menschen vorstellen. Er spielt seine Arbeit als ernstes Spiel, als harten Spass. Er ist deshalb ständig erreichbar und unbegrenzt verwendbar. Sein Credo lautet: Ich bin in Bestform, ich mache meine Sache gut. Und keine überflüssige Information lenkt mich ab.

Dass Arbeit ein Spiel sein kann, das auch noch sehr gut bezahlt wird, können wir uns am Trader klarmachen, dem Mann also, der an einem Tisch mit mehreren Bildschirmen sitzt, auf denen ein unaufhörlicher Informationsfluss Daten und Fakten liefert, auf die er mit Kauf- und Verkaufsentscheidungen reagieren muss. Es ist das Börsenspiel, und es hat nur mit Informationen zu tun. Denn die Finanzmärkte haben sich von der sogenannten Realwirtschaft weitgehend abgekoppelt. Täglich werden annähernd 1000 Milliarden Dollar umgeschlagen; 90 Prozent der Finanztransaktionen an den Weltbörsen haben aber mit dem wirklichen Warenfluss nichts mehr zu tun. Die Weltbörsen bilden schon heute ein virtuelles Kasino des Kapitals, in dem virtuose Datenspieler ihre Einsätze machen. In diesem Handel mit der Zukunft hat die Welt der Wirtschaft eine Komplexität erreicht, die mit der traditionellen Vorstellung des Öko-

## Was der Zufall des Würfels für den Glücksspieler ist, das ist die Marktvolatilität für den Trader.

nomen Joseph Schumpeter, das Geld sei nur der «Satellit der Ware», einfach nicht mehr zu fassen ist. Das macht schon das Verhältnis von Investition zu Spekulation deutlich – 1:10. Der Designer Otl Aicher hat es schon vor 30 Jahren auf den Punkt gebracht: «Das Finanzgeschäft ist die gegenstandslose Form der Arbeit. Seine einzige Materialisation ist die Elektronik und die Telekommunikation. Alles andere ist Zahl, Nummer und Rendite. Und nicht selten wird aus Spekulation die Simulation und Fiktion. Das Grundsolide nähert sich dem Kartenhaus.» Der globale Finanzmarkt findet auf den Computerbildschirmen der Trader statt. Und das

müssen wir ganz wörtlich nehmen. Die Bildschirme zeigen uns nicht die Finanzwirklichkeit «da draussen», sondern sie sind selbst der Schauplatz, auf dem ein unaufhörlicher Fluss von Optionen riskante Entscheidungen herausfordert. Die Soziologin Karin Knorr Cetina hat in einem grossartigen Aufsatz über globale Märkte gezeigt, wie hier die Körper der Trader mit ihren sechs bis acht Bildschirmen, die sie «gleichzeitig» beobachten, geradezu verschmelzen. Der Finanzmarkt ist heute buchstäblich ein interaktives Computerspiel. Und das Stichwort, das hier fallen muss, kennen wir schon: totale Immersion. Die Computerbildschirme der Trader sind nicht Medien, sondern Lebensformen.

## Börsenspieler versucht sich als Wahrsager

Es sagt schon sehr viel, dass die Broker, sobald sie mit dem Geld der eigenen Firma, also ohne Auftrag von Klienten, kaufen oder verkaufen, von «spielend» sprechen. Was hier geschieht, kann man nicht aus dem Interesse an Gewinn allein ableiten. Broker sind passionierte Spieler. Sie sind die Extremsportler der Wirtschaft. Aber Ähnliches gilt auch für den «Breitensport» der Finanzwelt, für die Hobbyspieler an der Börse. Ich habe ja schon erwähnt, dass Hubert Burda das *day trading* als Bungee-Jumping für Hausfrauen bezeichnet hat. So wie es der Glücksspieler mit dem Schicksal aufnimmt, so stellt sich der passionierte Börsianer dem Showdown mit dem Finanzmarkt. Zufallsspiele erzeugen nicht nur den Kontrollverlust, indem sie uns dem Schicksal aussetzen, sondern immer auch die absolute Kontrollillusion. Meine Zahl kommt! Aber nicht nur der Roulettespieler, auch der Börsenspieler versucht sich als Wahrsager.

Was der Zufall des Würfels oder der Roulettekugel für den Glücksspieler ist, das ist die Volatilität des Marktes für den Trader. Der spielerische Trader, den wir aus den Medien nur als waghalsigen Roulettespieler kennen, der in Sekundenbruchteilen Millionen vernichten kann, nimmt den Markt tatsächlich nicht so ernst und hat deshalb Spass an seiner Arbeit. Er ist im *flow* und deshalb meist auch erfolgreicher als die Ernsthafte und Ängstlichen. Dass die Broker und Trader ihre Arbeit als Spiel geniessen können, wird vor allem auch dadurch ermöglicht, dass ihr «Spielplatz» vom Rest der Welt entschieden abgegrenzt ist. Kein normaler Mensch versteht, was sie da eigentlich tun.







«Das Spiel ist die Seele, ist die Flamme, die das ganze Wirken durchglüht.»

Wenn ich hier vom Börsenspiel spreche, dann ist das nicht als bloße Metapher gemeint. Es handelt sich tatsächlich um ein Glücksspiel. Im Jahre 1900 hat der Mathematiker Louis Bachelier den Aktienkursen jede Voraussagbarkeit abgesprochen. Denn die Konkurrenzmarktpreise der kapitalistischen Wirtschaft entwickeln sich in einer Zufallsbewegung, die dadurch zustande kommt, dass sich viele gesetzmässige Einzelbewegungen überlagern. Daraus resultiert eine prinzipielle ökonomische Ungewissheit, die im Glücksspiel der Bör-

### Von Börsenspiel und Kasino-Kapitalismus zu sprechen, ist keine bloße Metapher.

se ihren angemessenen Ausdruck findet. Nur fünf Jahre später veröffentlichte Paul Lafargue in der von der SPD herausgegebenen Zeitschrift *Die Neue Zeit* eine Studie über die Ursachen des Gottesglaubens, in der er zeigte, wie die Börse den Bourgeois zum Spieler macht. Darin heisst es: «Die ganze moderne ökonomische Entwicklung hat die Tendenz, die kapitalistische Gesellschaft mehr und mehr in ein riesiges internationales Spielhaus umzuwandeln.» Wie im Glücksspiel machen die Spieler

auch an der Börse Gewinne oder Verluste, ohne eigentlich zu wissen, wie ihnen geschieht. Von Börsenspiel und Kasino-Kapitalismus zu sprechen, ist also keine bloße Metapher. «Das «Un-erforschliche» thront in der bürgerlichen Gesellschaft wie in einer Spielhöhle.»

#### Kampf mit dem Zufall

Der Sozialökonom Werner Sombart hat einmal gesagt, der Börse sei es gelungen, die «Spielwut» der Menschen «auf die Schienen der kapitalistischen Interessen» zu schieben. So heisst es in seiner Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen: «Keine Spekulationsunternehmung grösseren Stils ohne Börsenspiel. Das Spiel ist die Seele, ist die Flamme, die das ganze Wirken durchglüht.» Manche riskieren ein Vermögen, um auf die Zukunft zu wetten, und zwar in der Hoffnung auf einen aussergewöhnlichen Gewinn. Dieses Wetten auf die Zukunft ist eine Form des spielerischen Kampfs mit dem Zufall. Die Faszinationskraft der Hedge Funds liegt ja eben darin begründet, dass sie, bei hohem Verlustrisiko, extrem hohe Renditen verheissen. Man spekuliert auf steigende und fallende Börsenkurse. Dabei werden Finanzinstrumente wie die sogenannten Derivate benutzt. Sie ermöglichen es, mit Marktchancen und Marktrisiken zu spielen, ohne

irgendwas mit ihrer realwirtschaftlichen Basis zu tun zu haben.

Auch die Superreichen sind Spieler. Multimilliardäre geniessen nicht ihre Konsumchancen, sondern sie erfreuen sich an ihrer Geschicklichkeit im Geldhecken. Hedge Funds sind die Wettbüros der Reichen. Sie investieren nicht, sondern sie wetten. Während die Armen und Ängstlichen also Lotto spielen, spielen die Reichen und Mächtigen an der Börse. Im Gegensatz zu den Spielhallen und Lotterien der kleinen Leute ist der Einsatz in den Wettbüros der Reichen unbegrenzt. Das ist aber gerade einer der wichtigsten Gründe dafür, dass das Spiel an der Börse nicht offiziell als Glücksspiel behandelt wird. Die Börse ist kein «reines» Spiel, weil man die Regeln nicht vollständig kennt und weil der Einsatz nicht begrenzt ist.

**Norbert Bolz** ist Professor für Medienwissenschaften an der Technischen Universität Berlin. Der vorliegende Text ist ein Abdruck aus seinem soeben erschienenen neuen Buch.



Wer nicht spielt, ist krank. Warum Fussball, Glücksspiel und Social Games lebenswichtig für uns sind. Redline. 208 S., Fr. 28.90

# Pädagogische Verirrung

Erwartet wurde ein übersichtlicher Lehrplan mit verbindlichen Bildungszielen. Herausgekommen ist ein komplexes Programm mit über 4700 einzelnen Kompetenzen. Egal ob Papiertiger oder Paradigmenwechsel – für die Lehrerschaft ist der Lehrplan 21 unersperrlich. *Von Hanspeter Amstutz*

Die erste Version des geplanten Jahrhundertwerks wird zurzeit überarbeitet und soll Ende dieses Monats in leicht gekürzter Form als definitiver Lehrplan 21 den Kantonen zur Verfügung gestellt werden. Die widersprüchlichen Aussagen der Erziehungsdirektoren machen es äusserst schwierig, den Stellenwert richtig einzuschätzen. Ist das Ganze eine detaillierte Steuerung der Volksschulbildung mit dem Ziel eines vergleichbaren Volksschulabschlusses? Oder ist das Ganze ein Papiertiger, den die Lehrpersonen ohnehin kaum zu Rate ziehen werden? Die Aussagen reichen von «nichts Neues unter der Sonne» bis hin zu «grundlegender Paradigmenwechsel für die Volksschule».

Die irritierenden Informationen passen zur Geheimniskrämerei rund um den Lehrplan. Zwar dürfte die Überarbeitung einzelne Verbesserungen bringen, aber es ist kaum damit zu rechnen, dass innerhalb des gedrängten Zeitplans die Hauptkritikpunkte zufriedenstellend bereinigt werden können.

## Alles und nichts

An der Umstellung von verbindlichen Bildungszielen auf ein komplexes System mit möglichst messbaren Kompetenzziele wird sicher festgehalten. Auch die Zahl der Kompetenzziele dürfte bei der angekündigten Kürzung um höchstens zwanzig Prozent noch immer nahe bei 4000 liegen. Bei den meisten kantonalen Lehrplänen sind Bildungsziele vorgegeben, die Können und Wissen etwa gleich gewichten. Beim Lehrplan 21 steht das anwendbare Können im Zentrum der Bildungsbemühungen, die Inhalte hingegen haben nur eine sekundäre Bedeutung. Diese einseitige Kompetenzorientierung wertet das Erarbeiten elementaren Wissens stark ab und führt zu einer weitgehenden Beliebigkeit bei den Bildungsinhalten.

Verbindliche Bildungsinhalte schaffen ein Fundament des Wissens, was für den gesellschaftlichen Konsens und für jede weiterführende Bildung von Bedeutung ist. Die Austauschbarkeit des Wissens führt zur absurden Situation, dass in verschiedenen Bereichen nicht mehr klar ist, was inhaltlich eigentlich gelehrt werden soll. So ist es in einem Fach wie Geschichte oder Geografie geradezu fahrlässig, wenn man nicht mehr weiss, welche Themen zum Pflichtstoff gehören.

Es ist schwer verständlich, weshalb nicht eine Synthese aus den besten kantonalen Lehrplänen angestrebt wurde. Mit übersichtlich geordneten Bildungszielen verfügen diese Lehrpläne



*Wer soll das noch verstehen?*

bereits über einen überzeugenden Aufbau, mit dem ein einfacher Deutschschweizer Rahmenlehrplan entwickelt werden könnte. Stattdessen wählte man lieber das völlig unerprobte Kompetenzenmodell, das eine höchst fragwürdige Schulentwicklung in Gang setzen soll.

Die Kosten für das Experiment Lehrplan 21 lassen sich prognostisch kaum in Zahlen fassen. Sicher ist nur, dass dieser komplexe Lehrplan

## Die Lehrerschaft verlangt zu Recht, dass nicht alle Schüler über einen Leisten geschlagen werden.

eine Reihe von administrativen und bildungstechnischen Massnahmen auslösen wird. Folgekosten in beträchtlicher Höhe dürften durch die verschiedenen Lernstandserhebungen, die Weiterbildung der Lehrpersonen und vor allem durch eine völlige Umgestaltung einer grossen Zahl von Lehrmitteln entstehen.

Viel Kritik gab es von allen Seiten, weil der Lehrplan mit seiner Überfülle an Zielen möglichst viel anvisiert und so kaum Zeit zur Vertiefung zentraler Lernprozesse lässt. Dazu kommt ein dogmatischer Ansatz, dass alle Schüler in jedem Bereich alles mindestens ein wenig kennenlernen sollen. Die Abstufung der Anforderungen nach Schwierigkeitsgrad

und die Forderung nach mehr individualisierendem Unterricht können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Respekt vor den sehr unterschiedlichen Begabungsprofilen der Kinder weitgehend fehlt. Das Abhandeln eines breiten Bildungsprogramms scheint wichtiger zu sein als die Konzentration auf Wesentliches. Daraus resultieren überladene Lehrmittel mit komplexem Aufbau, die das Verarbeiten vollständiger Lernprozesse mit dem notwendigen Üben und situativen Anwenden des Gelernten kaum fördern. Die Lehrerschaft verlangt zu Recht, dass die Relevanz von Bildungszielen überprüft und nicht alle Schüler über einen Leisten geschlagen werden.

Ein Lehrplan mit dem Hauptzweck der Harmonisierung muss für Lehrpersonen und Schulbehörden übersichtlich und gut verständlich sein. Wenn dafür lange Einführungskurse nötig sind, stimmt etwas nicht. Ein Schweizer Rahmenlehrplan ist kein Reformprojekt zur Umgestaltung der Schule, denn dazu fehlt ein eigentlicher Auftrag. Koordination der Bildungsziele darf nicht heissen, dass nun in einem engmaschigen Netz von Kompetenzziele die Lernprozesse ablaufen. Dies wäre fatal für die tägliche Arbeit der Lehrpersonen. Es braucht klare, definierte Stufenziele und in einzelnen Fächern allenfalls Jahresziele.

Lehrpersonen wollen wissen, welche Grundkompetenzen sie den Schülern im Hinblick auf die nachfolgende Bildungsstufe vermitteln sollen. Weder eine Überregulierung noch eine schwammige Beliebigkeit bei den Bildungszielen ist hilfreich. Bei der Lösung dieser Aufgabe hängt viel davon ab, wie weit ein Lehrplan die Methodenfreiheit und die Freiheit der Unterrichtsgestaltung tatsächlich und nicht nur deklaratorisch respektiert.

Ein Lehrplan hat die Funktion, gemeinsame Bildungsziele für die Kantone festzulegen. Von einer damit verbundenen Umgestaltung der Volksschule im Sinne einer inneren Reform steht im vielzitierten Bildungsartikel kein Wort. Der neue Lehrplan aber erhebt den Anspruch, die Volksschule grundlegend zu verändern. Ein Lehrplan muss breit abgestützt sein, wenn das Vorhaben nicht vorzeitig scheitern soll. Die Frage, ob mit dem Lehrplan eine umfassende Volksschulreform eingeleitet werden soll, muss im Rahmen einer notwendigen Vernehmlassung zum überarbeiteten Lehrplan unmissverständlich gestellt werden.

**Hanspeter Amstutz** ist ehemaliger Sekundarschullehrer und Zürcher Kantonsrat (EVP).

## Wir bitten Sie um Unterstützung bei unserer Initiative zur Abschaffung der Billag-Gebühren.

Es ist die erste eidgenössische Volksinitiative, welche die beiden Jungparteien Junge SVP und Jungfreisinnige gemeinsam initiiert haben.



JA zur Abschaffung der Zwangsgebühren!

Die politische Debatte über das Radio- und TV-Gesetz wurde nicht grundsätzlich genug geführt und so resultierte eine Lösung, die etatistischer kaum sein könnte: Ein allgemeiner Gebührenzwang für alle – unabhängig davon, ob man ein Empfangsgerät besitzt oder nicht. Diese Mediensteuer ist für uns nicht hinnehmbar. Wir wehren uns gegen diesen Gebührenzwang und fordern ein Mediensystem, welches auf marktwirtschaftlichen Werten beruht.

Wir sind aus nachfolgenden Gründen überzeugt, dass dringend politische Schritte eingeleitet werden müssen, um SRG und Staat voneinander zu trennen:

1. Die Billag-Gebühren kosten neu jeden Haushalt jährlich 400 Franken. Unabhängig davon, ob man diese Sender empfangen möchte oder nicht, wird dieser Betrag mit Steuercharakter gegenstandslos geschuldet und eingezogen. Auch Unternehmen ab 500'000 Fr. Umsatz müssen bezahlen.
2. Auch wenn die Programme der SRG bei weitem nicht allen gefallen, werden doch alle dazu gezwungen, sie mitzufinanzieren. Das ist unfair, asozial und stossend.
3. Staatsmedien sind einer freien Gesellschaft unwürdig. Einem staatlichen Quasi-Medienmonopol, das die Funktion der vierten Gewalt nicht auszuüben vermag, muss aus ordnungspolitischer Sicht sofort der Zwangsgebühren-Geldhahn zugedreht werden.

Wenn Sie unser Anliegen unterstützen, gehen Sie bitte auf [www.nobillag.ch](http://www.nobillag.ch) und drucken Sie den Unterschriftenbogen aus.

Den ausgefüllten Unterschriftenbogen schicken Sie bitte an: «NoBillag», Bornstrasse 86, 4612 Wangen b. Olten

Nur zurückgeschickte Unterschriften zählen! Vielen Dank!

Mit freiheitlichem Gruss,

Christian Zulliger  
Sammlungsleiter NoBillag-Initiative

Anian Liebrand  
Präsident Junge SVP Schweiz

Maurus Zeier  
Präsident Jungfreisinnige Schweiz

Eine Zusammenarbeit von:



FM 93.6 **RADIO 101** DIE WELTWOCH

# ROGER G E G E N ROGER

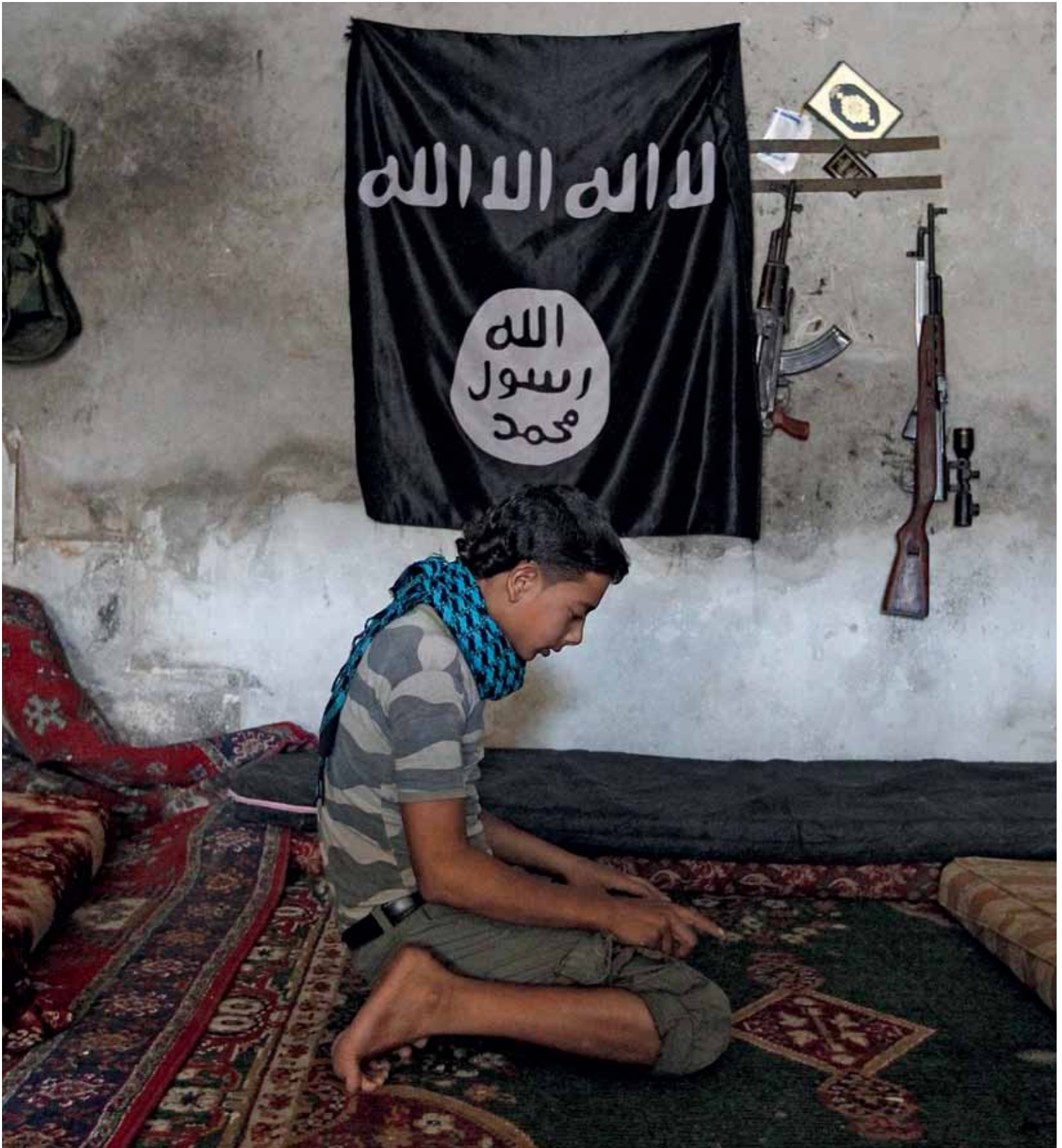
ON  
TOUR

**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**  
LIVE AUS DEM THEATER NEUMARKT, NEUMARKT 5 IN 8001 ZÜRICH  
20. OKTOBER 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR  
NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

**THEATER NEUMARKT**  
**R GESPRÄCHE**

# Der Mythos der religiösen Gewalt

Das Schreckensbild mordender Islamisten im Nahen Osten nährt das weitverbreitete Missverständnis, Religion und Gewalt würden naturgesetzmässig zusammengehören. So einfach ist es nicht. Nicht Religion erzeugt Gewalt, sondern meistens der Versuch, Religion gewaltsam zu unterdrücken. *Von Karen Armstrong*



*Religion an sich ist unkriegerisch:* betender Kämpfer in Syrien.

Sieht man, wie die Kämpfer des Islamischen Staats (IS) im Nahen Osten wüten und die modernen Nationalstaaten Syrien und Irak zerpfügen, die einst von den sich zurückziehenden europäischen Kolonialisten geschaffen worden waren, dann kommt es einem manchmal vor, als lebten wir nicht im 21. Jahrhundert. Die wilde Grausamkeit dieser Dschihadisten, welche den Koran zitieren, während sie ihre unglückseligen Opfer enthaupten, wirft allerdings eine sehr zeitgemässe Frage auf: diejenige nach dem Zusammenhang zwischen Religion und Gewalt. Viele glauben, den Religionen eigne ein gewalttätiges Wesen, das zwangsläufig jeden Konflikt radikalisiere: Denn sobald Kämpfer überzeugt seien, dass Gott auf ihrer Seite sei, würden Kompromisse unmöglich und Grausamkeiten grenzenlos.

Auch wenn Barack Obama und David Cameron tapfer darauf bestehen, dass die gesetzlose Gewalttätigkeit des IS nichts mit dem Islam zu tun habe, sind viele anderer Meinung, ja geradezu wütend. Denn wir im Abendland haben die bittere Erfahrung gemacht, dass der Fanatismus, den Religiosität immer zu entfesseln scheint, nur im Zaum gehalten werden kann durch die Schaffung eines liberalen Staates, der Politik und Religion voneinander trennt.

Säkulare Staaten sind für uns heute so selbstverständlich, dass wir uns kaum mehr vorstellen können, was einst neuartig daran war. Aber vor der Moderne gab es keine «säkularen» Institutionen und keine «säkularen» Staaten im heutigen Sinne. Bevor sie geschaffen werden konnten, musste sich zuerst eine ganz andere Auffassung von Religion entwickeln, eine, die es einzig im modernen Abendland gab. In keiner anderen Kultur hat es je etwas auch nur annähernd Ähnliches gegeben, und vor dem 18. Jahrhundert hätten auch europäische Katholiken diese Auffassung schlicht nicht verstanden.

### Religion beherrschte alles

In anderen Kulturen bedeuten die Wörter für das, was wir «Religion» nennen, immer etwas Vageres, Grösseres und Umfassenderes. Das arabische Wort *din* steht für eine ganze Lebenshaltung, und das Sanskrit-Wort *dharma* umfasst neben der Frömmigkeit auch Gesetzgebung, Politik und gesellschaftliche Einrichtungen. In der hebräischen Bibel gibt es kein abstraktes Konzept von «Religion», und die mit dem Talmud befassten Rabbiner hätten Glauben unmöglich mit einem einzigen Wort bezeichnen oder ihn in eine einfache Formel fassen können, weil der Talmud eigens dafür geschaffen wurde, das ganze menschliche Leben in den Bereich des Heiligen zu bringen. Die einzige Tradition, welche der modernen Auffassung entspricht, dass Religion Privatsache sei, ist die christlich-protestantische, und auch sie wurde erst zu Beginn der Moderne geschaffen.

Vor der Moderne war Religiosität keine Aktivität, die säuberlich von allen anderen getrennt war; sie durchdrang vielmehr alle menschlichen Unternehmungen und damit auch die Wirtschaft, den Aufbau von Staaten, die Politik und die Kriegsführung. Vor 1700 hätte niemand sagen können, wo beispielsweise die Politik endete und die Religion anfang. Natürlich waren die Kreuzzüge von religiöser Leidenschaft befeuert, sie waren aber auch zutiefst politisch: Papst Urban II. liess die christlichen Ritter auch deshalb auf die muslimische Welt los, um die Macht der Kirche Richtung Osten auszubauen und eine päpstliche Monarchie zu schaffen, welche das christliche Europa unter ihrer Kontrolle hätte. Die spanische Inquisition war ein gründlich missglückter Versuch, Spaniens innere Ordnung wiederherzustellen, nachdem ein Bürgerkrieg das Land zerrissen hatte und man einen unmittelbar bevorstehenden Angriff seitens des Osmanischen Reiches befürchtete. Ähnliches gilt für die europäischen Glaubenskriege und den Dreissigjährigen Krieg: Sie wurden verschärft durch das Hickhack zwischen Protestanten und Katholiken, aber ihre Heftigkeit war bedingt durch die Geburtswehen des modernen Nationalstaats.

Dieser europäischen Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts wegen entstand der sogenannte «Mythos von der religionsbedingten Gewalttätigkeit». Es hiess, die Protestanten und Katholiken seien so entflammt gewesen von den theologischen Leidenschaften der Reformation, dass sie einander in sinnlosen Gemetzeln abgeschlachtet hätten, welchen 35 Prozent der Bevölkerung Mitteleuropas zum Opfer fielen. Zweifellos empfanden die Beteiligten diese Kriege als religiöse Kämpfe auf Leben und Tod, doch gleichzeitig war dies auch ein Konflikt zwischen zwei verschiedenen Staatsauffassungen: Die deutschen Reichsfürsten und andere europäische Staatsoberhäupter kämpften gegen Karl V., den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, und dessen Bestrebungen, eine trans-europäische Hegemonie nach dem Vorbild des Osmanischen Reiches zu errichten.

Wären die Glaubenskriege nur von religiösem Fanatismus motiviert gewesen, wäre es wohl nicht vorgekommen, dass Protestanten und Katholiken auf derselben Seite kämpften; das war aber oft der Fall. So kämpfte das katholische Frankreich wiederholt gegen die katholischen Habsburger, die regelmässig von manchen protestantischen Fürsten unterstützt wurden. Während der französischen Glaubenskriege (1562–1598) und des Dreissigjährigen Kriegs wechselten die Kämpfer so oft die konfessionellen Seiten, dass man unmöglich von einer eindeutig katholischen oder protestantischen Bevölkerung hätte sprechen können. In diesen Kriegen ging es nie «nur um Religion» oder «nur um Politik». Es war auch nicht so, dass der Staat die Religion einfach zu politischen Zwecken «benutzt» hätte. Es war

vielmehr so, dass man damals religiöse und gesellschaftliche Gründe nicht klar voneinander zu trennen vermocht hätte. Die Beteiligten kämpften für unterschiedliche Gesellschaftsvorstellungen, aber sie hätten nie zwischen religiösen und zeitbedingten Faktoren dieser Konflikte unterscheiden können. Sie auseinanderzuidividieren, wäre bis zum 18. Jahrhundert so gewesen, als versuchte man, aus einem Cocktail den Gin zu isolieren.

### Als der Mensch sich von der Kirche löste

Am Ende des Dreissigjährigen Kriegs hatten die Europäer die Gefahr einer kaiserlichen Herrschaft abgewandt. Von nun an war Europa in kleinere Staaten aufgeteilt, von denen jeder für sein Territorium Souveränität beanspruchte, jeder von einer Berufarmee beschützt und von einem Fürsten regiert wurde, der unumschränkte Herrschaft anstrebte – die ideale Ausgangslage für andauernde Kriege zwischen all diesen Staaten. Neue Konfigurationen politischer Macht zwangen die Kirche allmählich in eine untergeordnete Rolle. Dabei wurden Autorität und Ressourcen vom kirchlichen Establishment auf die jeweiligen Monarchen übertragen. Als Ende des 16. Jahrhunderts das Wort «Säkularisation» geprägt wurde, bedeutete es ursprünglich «Übertragung von Gütern aus kirchlichem in weltlichen Besitz». Das war ein vollkommen neues Experiment. Es war keines-

# Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



**Enteignung, Erniedrigung und Marginalisierung:** Französische Revolution, 1789.

wegs die Entdeckung eines Naturgesetzes durch das Abendland, sondern vielmehr eine durch die Umstände bedingte Entwicklung. Die Säkularisation konnte vor allem deshalb in Europa Fuss fassen, weil sie den neuen Machtstrukturen entsprach, welche die Kirchen aus der Staatslenkung verdrängten.

Dafür brauchte es eine neue Auffassung von Religion. Und diese lieferte Martin Luther, der als erster Europäer die Trennung von Kirche und Staat vorschlug. Der Katholizismus des Mittelalters war im Wesentlichen ein gemeinschaftlicher Glaube gewesen: Die meisten Menschen hatten dadurch an Heiligem teil, dass sie Teil der Gemeinschaft waren. Für Luther hingegen stand der Christ allein vor seinem Gott und vertraute einzig auf seine Bibel. Luther war so durchdrungen vom Gefühl, dass der Mensch sündig sei, dass er sich Anfang des 16. Jahrhunderts für unabhängige Staaten aussprach, die erst hundert Jahre später politische Realität werden sollten. Für Luther war die Hauptaufgabe des Staates, seine bösen Untertanen mit Gewalt im Zaum zu halten. Der souveräne, unabhängige Staat war ein Spiegelbild seiner Vorstellung eines souveränen, unabhängigen Individuums. Luthers Auffassung von Religion als einer im Wesentlichen subjektiven und privaten Angelegenheit, in welche der Staat sich nicht einzumischen hatte, sollte zum Fundament des modernen säkularen Ideals werden.

Luthers Reaktion auf den deutschen Bauernkrieg von 1525 allerdings zeigte, dass eine säkulare politische Theorie nicht notwendigerweise ein Quell des Friedens oder der Demokratie war. Die Bauern, die sich gegen die Zentralisierungspolitik der Fürsten auflehnten, die sie ihrer angestammten Rechte beraubte, wurden von den staatlichen Truppen

gnadenlos niedergemetzelt. Luther fand, sie hätten die Todsünde, Religion und Politik miteinander zu vermischen, begangen. Es sei nun mal ihr Los, zu leiden, sie hätten die andere Wange hinhalten und den Verlust von Besitz und Leben einfach hinnehmen sollen. Ein weltliches Königreich könne nun mal nicht existieren ohne Ungleichheit der Menschen, die einen seien frei, die anderen eingekerkert, die einen seien Herren, die anderen Untertanen. Und so forderte er die Fürsten auf, die Bauern solle «zerschmeissen, würgen, stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund erschlagen muss».

### Geburt des liberalen Staats

Ende des 17. Jahrhunderts hatten die Philosophen eine urbanere Version des säkularen Ideals entwickelt. Für John Locke war es mittlerweile selbstverständlich, dass «die Kirche etwas vom Gemeinwesen vollkommen Getrenntes und Verschiedenes ist. Die Begrenzungen auf beiden Seiten sind fest und unverrückbar.» Die Trennung von Religion und Politik – «die vollkommen und unendlich verschieden voneinander sind» – war für Locke in der Natur der Dinge festgeschrieben. Doch der liberale Staat war eine radikale Neuerung, ebenso revolutionär wie die Marktwirtschaft, die sich damals im Abendland entwickelte und bald die Welt verändern sollte. Weil die Religion so heftige Leidenschaften entfesselte, bestand Locke darauf, dass ihre Trennung von der Staatslenkung «notwendiger als alles andere» sei, um eine friedliche Gesellschaft schaffen zu können.

Aus diesem Grund beharrte er darauf, dass der liberale Staat weder Katholiken noch Muslime tolerieren dürfe, da deren Vermischung von Politik und Religion einer gefährlichen Verdreht-

heit entspringe. Locke war auch ein grosser Befürworter der Theorie von der Naturgegebenheit der Menschenrechte, welche ursprünglich Humanisten der Renaissance vertreten hatten und die in der ersten Fassung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung als Leben, Freiheit und Eigentum definiert wurden. Die Säkularisierung kam aber zu einer Zeit auf, als Europa die Neue Welt zu kolonisieren begann. Sie sollte auch einigen Einfluss darauf haben, wie das Abendland jene Menschen betrachtete, die es kolonisierte – ganz ähnlich wie es heute laut der vorherrschenden säkularen Ideologie ein grundlegender Fehler muslimischer Gesellschaften ist, dass sie Glauben und Politik nicht voneinander zu trennen vermögen.

Dies führte zu einem Widerspruch, denn für die Humanisten der Renaissance kam es nicht in Frage, diese naturgegebenen Rechte auf die Eingeborenen der Neuen Welt auszudehnen. Diese Völker konnten vielmehr mit gutem Recht dafür bestraft werden, dass sie den europäischen Normen nicht zu genügen vermochten. Im 16. Jahrhundert vertrat Alberico Gentili, Professor für Zivilrecht an der Universität Oxford, die Position: Land, das nicht wie in Europa landwirtschaftlich genutzt werde, sei «leer» und «das In-Besitz-Nehmen solch leer stehender Flächen ein Naturgesetz». Auch Locke war der Meinung, die eingeborenen Völker hätten kein Recht auf Leben, Freiheit oder Eigentum. Die «Könige» Amerikas, verfügte er, hätten keinen rechtlichen Anspruch auf den Besitz ihrer Territorien. Er billigte auch die «absolute, willkürliche, despotische Macht» eines Herrn über seinen Sklaven, wozu auch «die Macht, ihn jederzeit zu töten» gehörte. Die Pioniere der Säkularisation schienen in die gleichen Gewohnheiten wie ihre Vorgänger zu verfallen. Der Säkularismus war erfunden worden, um eine friedliche Weltordnung zu schaffen, aber die Kirche war so tief verstrickt in die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Strukturen der Gesellschaft, dass sich eine säkulare Ordnung nur mit einem gewissen Mass an Gewalt durchsetzen liess. In Nordamerika, wo es keine alteingesessenen aristokratischen Regierungen gab, liess sich die Entthronung der verschiedenen Kirchen relativ leicht bewerkstelligen. In Frankreich hingegen konnte man die Kirche nur durch einen Sturmangriff kleinkriegen: Die Trennung von Religion und Politik war also nicht zwangsläufig ein natürliches und normatives Arrangement, sondern konnte eine traumatische und furchterregende Erfahrung sein.

Während der Französischen Revolution liess die neue Nationalversammlung am 2. November 1789 alle Besitztümer der Kirche konfiszieren, um damit die Staatsverschuldung abzubauen, womit Säkularisierung in diesem Falle Enteignung, Erniedrigung und Marginalisierung bedeutete. Sie mündete in eigentlichen Gewalttaten während der Septembermassaker

1792, als aufgebrauchte Mengen die Gefängnisse von Paris stürmten und zwei- bis dreitausend Insassen umbrachten, darunter viele Geistliche. Anfang 1794 wurden vier Armeen der Revolutionäre in die Vendée geschickt, um einen Aufstand gegen die antikatholische Politik des Regimes niederzuknüppeln. Ihr Auftrag war, niemanden zu verschonen. Nach dem Feldzug soll General François-Joseph Wester-

Frauen und Kinder wurden von Staates wegen hingerichtet.

Als Napoleons Armeen 1807 in Preussen einfielen, rief wiederum der Philosoph Johann Gottlieb Fichte seine Landsleute dazu auf, ihr Leben für das Vaterland hinzugeben, in welchem sich das Göttliche manifestiere und die spirituelle Essenz des Volkes verkörpert sei. Definieren wir das Heilige als das, wofür man zu sterben bereit ist, dann hatte das, was Benedict Anderson als die «erfundene Gemeinschaft» der Nation bezeichnete, den ehemaligen Platz von Gott eingenommen. Nun galt es als bewundernswert, für sein Vaterland statt für seinen Glauben zu sterben.

### Fanatismus der Toleranz

Der Nationalstaat etablierte sich im 19. Jahrhundert gleichzeitig mit der industriellen Revolution: Seine Bürger mussten also eng miteinander verbunden und für die Industrie mobilisiert werden. Die modernen Kommunikationsmittel ermöglichten den Regierungen, ein nationales Ethos zu schaffen und zu propagieren, und den Staaten, sich tiefer in das Leben ihrer Bürger einzumischen, als es je zuvor möglich gewesen war. Auch wenn die Untertanen eine andere Sprache sprachen als ihre Beherrscher, gehörten sie nun der «Nation» an, ob sie wollten oder nicht. Der englische Philosoph und Ökonom John Stuart Mill betrachtete diese

gewaltsame Integration als Fortschritt: Es sei zweifellos besser für einen Bretonen – ein «halbwildes Überbleibsel früherer Zeiten» –, ein französischer Bürger zu werden, als «schmollend auf seinem Felsen zu sitzen». Ende des 19. Jahrhunderts aber äusserte der britische Historiker Lord Acton die Befürchtung, dass im Zuge der Vergötterung des nationalen Geistes, wodurch so viel Gewicht auf Abstammung, Kultur und Sprache gelegt werde, jene bestraft würden, die nicht der nationalen Norm entsprächen: «Je nachdem, wie human und zivilisiert die dominante Körperschaft ist, welche alle Rechte der Gemeinschaft für sich beansprucht, werden die unterlegenen Rassen ausgerottet, versklavt oder abhängig gemacht.»

Die Philosophen der Aufklärung hatten versucht, der Intoleranz und dem Fanatismus, die sie mit «Religion» assoziierten, entgegenzuwirken, indem sie sich für die Gleichheit aller Menschen starkmachten sowie für Demokratie, Menschenrechte, intellektuelle und politische Freiheiten – moderne, säkulare Versionen von Idealen, die man einst im religiösen Kontext vertreten hatte. Die strukturelle Ungerechtigkeit des Agrarstaates hatte es allerdings verunmöglicht, diese Ideale tatsächlich zu verwirklichen. Im Nationalstaat nun wurden diese edlen Ziele zu praktischen Notwendigkeiten. Mehr und mehr Menschen mussten in den Produktionsprozess eingegliedert werden

## Die weltliche Ordnung konnte man gegen die Kirche nur mit Gewalt durchsetzen.

mann seinen Vorgesetzten berichtet haben: «Die Vendée existiert nicht mehr. Ich habe Kinder unter den Hufen unserer Pferde zermalmt und Frauen massakriert. Die Strassen sind mit Leichen übersät.»

Doch kaum hatten die Revolutionäre sich einer Religion entledigt, erfanden sie ironischerweise eine neue. Ihre neuen Götter hieszen Freiheit, Natur und die französische Nation, und sie wurden an elaborierten Festen verehrt, die der Künstler Jacques-Louis David choreografierte. Im selben Jahr, als die Göttin der Vernunft auf den Hochaltar der Kathedrale Notre-Dame gesetzt wurde, stürzte die *terreure* genannte Schreckensherrschaft die neue Nation in ein irrationales Blutbad: 17 000 Männer,



Make it matter.

# HP Elite. Die ultimativen Business-PCs von HP.

Profitieren Sie jetzt von CHF 150.– Cashback beim Kauf eines Produktes aus der HP Elite Serie<sup>1</sup> mit Intel® Core™ Prozessor<sup>2</sup>.

[www.elite-family.ch/mtf](http://www.elite-family.ch/mtf)

**CHF 150.–  
Cashback**



Dieses Endkunden-Angebot ist gültig vom 01.09. bis 31.10.2014. Während des Aktionszeitraums können Kunden eine Rückerstattung für maximal 5 HP Elite Geräte in Anspruch nehmen.

<sup>1</sup> Berechtig sind alle Produkte der HP Golden Offers Elite Serie mit Intel® Core™ Prozessor. Ausgeschlossen sind HP Elite Displays. Dieses Angebot kann nicht mit anderen Promotionen kumuliert werden. Allfällige Änderungen vorbehalten.

<sup>2</sup> Die Multi-Core-Technologie wurde entwickelt, um die Leistung bestimmter Softwareprodukte zu verbessern. Nicht alle Kunden oder Software-Anwendungen werden notwendigerweise von dieser Technologie profitieren. 64-Bit-Computersystem erforderlich. Die Leistung hängt von Ihrer Hardware- und Software-Konfiguration ab. Die Core-Benennung von Intel ist kein Massstab für die Leistungsstärke.

Die enthaltenen Informationen können sich jederzeit ohne vorherige Ankündigung ändern. Ultrabook, Celeron, Celeron Inside, Core Inside, Intel, Intel Logo, Intel Atom, Intel Atom Inside, Intel Core, Intel Inside, Intel Inside Logo, Intel vPro, Itanium, Itanium Inside, Pentium, Pentium Inside, vPro Inside, Xeon, Xeon Phi und Xeon Inside sind Marken der Intel Corporation in den USA und anderen Ländern. Alle anderen Handelsmarken sind Eigentum der betreffenden Besitzer.

und brauchten auf jeden Fall ein Minimum an Bildung. Mit der Zeit verlangten diese Menschen dann das Recht, bei Entscheidungen der Regierung mitreden zu dürfen. Durch Trial and Error fand man heraus, dass die demokratisierten Staaten wirtschaftlich grosse Sprünge machten, während jene, welche die Errungenschaften der Moderne nur einer Elite zukommen liessen, ins Hintertreffen gerieten. Innovation war von grösster Wichtigkeit für den Fortschritt; deshalb musste man dafür sorgen, dass die Leute frei denken durften, ohne Einschränkungen durch ihre Klasse, ihre Zunft oder die Kirche. Die Regierungen mussten all ihre menschlichen Ressourcen nutzen, und dadurch wurden auch Aussenseiter wie Juden in Europa und Katholiken in England und Amerika in den Mainstream integriert.

### Der Antisemitismus explodierte

Diese Toleranz war aber nur oberflächlicher Art, und wie Lord Acton vorausgesehen hatte, wurde die Intoleranz gegenüber ethnischen und kulturellen Minderheiten zur Achillesferse des Nationalstaats. Tatsächlich nahmen in den neuen Nationalstaaten ethnische Minderheiten die Position ein, die einst die Ketzer innegehabt hatten (die sich übrigens meist gegen die bestehende Gesellschaftsordnung aufgelehnt hatten): Ihnen galten die geballten Ressentiments. Thomas Jefferson, einer der führenden Vertreter der Aufklärung in den USA, erklärte seinem Kriegsminister 1807, die amerikanischen Ureinwohner seien «unterentwickelte Völker», die man entweder «ausrotten» oder «ausserhalb unserer Reichweite» auf die andere Seite des Mississippi vertreiben müsse, «zu den Tieren des Waldes». Im folgenden Jahr erliess Napoleon das «schändliche Dekret», wonach die französischen Juden französische Namen annehmen, ihren Glauben zur Privatsache machen und dafür sorgen mussten, dass zumindest jede dritte Ehe pro Familie mit einem Christen oder einer Christin erfolgte. Und je wichtiger das Nationalgefühl wurde, desto häufiger wurden die Juden als Wurzellose und Kosmopoliten bezeichnet. Ende des 19. Jahrhunderts explodierte der Antisemitismus in Europa geradezu. Er war genährt von jahrhundertealten christlichen Vorurteilen, aber nun kam noch eine pseudowissenschaftliche Erklärung dazu, des Inhalts, dass die Juden dem biologischen und genetischen Profil des Volkes nicht entsprächen und deshalb aus dem Volkskörper herausgeschnitten gehörten wie ein Krebsgeschwür.

Als die Säkularisierung in Entwicklungsländern durchgesetzt wurde, empfand man dies dort als gewaltigen Bruch – genau wie ursprünglich in Europa. Da sie in der Regel mit der Kolonisation einherging, empfand man sie als fremdländischen Import und lehnte sie als unnatürlich ab. In fast jeder Weltgegend, in der man säkulare Regierungen eingeführt hat, um Religion und Politik voneinander zu trennen,



*Grausamer säkularer Nationalismus: Atatürk.*

ist es als Reaktion zu kulturellen Gegenbewegungen gekommen, welche die Religion um jeden Preis ins Alltagsleben zurückbringen wollen. Was wir Fundamentalismus nennen, ist immer da entstanden, wo man Säkularisierung als grausam, gewalttätig und aufgezwungen empfunden hat. Allzu oft hat eine aggressive Säkularisierung die Religiösen zu heftigen Gegenreaktionen veranlasst. Jede fundamentalistische Bewegung innerhalb des Judentums, Christentums und des Islam, die ich studiert habe, rührt aus einer tiefen Angst, ausgerottet zu werden, und der Überzeugung, dass ein liberales oder säkulares Establishment darauf aus ist, ihre Lebensweise zu vernichten. Dies ist im Nahen Osten tragisch deutlich geworden.

### Atatürks grausamer Hass

Sehr oft haben modern denkende Herrscher Säkularisierung in ihrer schlimmsten Form betrieben und sie ihren Untertanen dadurch gründlich vergällt. Mustafa Kemal Atatürk, der 1918 die säkulare türkische Republik gründete, wird im Westen oft als aufgeklärter muslimischer Führer bewundert, doch für viele Menschen im Nahen Osten verkörperte er die Grausamkeit des säkularen Nationalismus. Er hasste den Islam, den er als «verfaulte Leiche» bezeichnete, und unterdrückte ihn in der Türkei, indem er die Sufi-Bruderschaften verbot und deren Besitztümer beschlagnahmte, die Madrasas genannten Schulen für islamische Wissenschaften schloss und deren Einkünfte ebenfalls beschlagnahmte. Er schaffte auch die beliebte Institution des Kalifats ab, die politisch schon lange keine Bedeutung mehr hatte, aber noch immer eine direkte Verbindung zum Propheten Mohammed symbolisierte. Diesen Beschluss rückgängig zu machen, gehört zu den

wichtigsten Zielen von Gruppierungen wie al-Qaida und IS. Atatürk führte auch die ethnischen Säuberungen fort, die die letzten osmanischen Sultane begonnen hatten: Um den Aufstieg der handeltreibenden Klassen zu bremsen zu versuchen, deportierten sie systematisch Armenier und griechisch sprechende Christen, welche neunzig Prozent des Bürgertums ausmachten. Die Jungtürken, die 1909 an die Macht kamen, vertraten einen antireligiösen Positivismus à la Auguste Comte und wollten einen Staat schaffen, in dem es nur Turksprachen gab. Während des Ersten Weltkriegs wurden ungefähr eine Million Armenier abgeschlachtet im ersten Genozid des 20. Jahrhunderts: Männer und Jünglinge wurden auf der Stelle umgebracht, Frauen, Kinder und Greise in die Wüste hinausgetrieben, wo man sie vergewaltigte, erschoss, vergiftete, verhungern liess, erdrosselte oder lebendigen Leibes verbrannte. Eindeutig inspiriert vom neuen wissenschaftlichen Rassismus, betrachtete Mehmed Reshid, der «Hinrichtungsgouverneur», die Armenier als «gefährliche Mikroben im Schosse des Vaterlandes». Atatürk vollendete diese rassistischen Säuberungen. Jahrhundertlang hatten Muslime und Christen an beiden Ufern der Ägäis zusammengeliebt. Atatürk teilte sie auf: Griechische Christen, die in der heutigen Türkei lebten, wurden nach Griechenland deportiert, Türkisch sprechende Muslime aus Griechenland in die sogenannte Heimat.

Säkularisierungen durchdrückende Herrscher wollten oft, dass ihre Länder modern aussahen, also europäisch. Im Iran erliess Resa Schah Pahlewi 1928 ein Gesetz, das nur noch eine Form der Kleidung erlaubte. Seine Soldaten rissen mit Bajonetten die Schleier von den Gesichtern der Frauen und zerfetzten sie auf den Strassen. 1935 erhielt die Polizei den Befehl, auf eine Menge zu schiessen, die an einer besonders geheiligten Pilgerstätte friedlich gegen diese Bekleidungs Gesetze demonstrierte; dabei kamen Hunderte unbewaffnete Zivilisten um. Erlasse wie dieser machten das Schleiertragen, das im Koran keineswegs gefordert wird, in vielen Teilen der muslimischen Welt zu einem Zeichen für islamische Authentizität.

Dem Vorbild der Franzosen folgend, säkularisierten ägyptische Herrscher, indem sie die Priester entmachteten und in die Armut trieben. Die Modernisierung hatte während der Regierungszeit der Osmanen unter dem Gouverneur Mohammed Ali begonnen, der die islamischen Priester finanziell aushungerte, indem er ihre Steuerbefreiung aufhob, die von den Gläubigen finanzierten Liegenschaften, welche ihre wichtigste Einkommensquelle waren, konfiszierte und sie systematisch jeglicher Macht entkleidete. Als 1952 der Offizier Gamal Abdel Nasser durch einen Putsch an die Macht kam, änderte er die Taktik und machte die Priester zu Staatsbeamten. Jahrhundertlang hatten sie als eine Art Bollwerk zwischen dem



Volk und der systemischen Gewalt des Staates gedient. Nun begann die Bevölkerung, sie als Regierungslakaien zu verachten. Diese Politik sollte sich schliesslich rächen, weil es nun keine Schriftgelehrten mehr gab, welche sich der Komplexität der islamischen Tradition bewusst waren und die Bevölkerung entsprechend unterweisen konnten. An ihre Stelle tra-

## Die Säkularisierung hat viel gebracht. Es wäre aber falsch, sie für ein Naturgesetz zu halten.

ten sich berufen fühlende Amateure, deren Kenntnisse des Islam beschränkt waren, was oft katastrophale Folgen hatte.

Wenn heute manche Muslime mit Säkularisierung nichts zu tun haben wollen, ist das nicht unbedingt, weil sie von ihrer Religion einer Gehirnwäsche unterzogen worden wären, sondern weil sie oft besonders brutale Säkularisationsversuche erlebt haben. Viele empfinden das abendländische Bestehen auf der Trennung von Religion und Politik als unvereinbar mit so bewunderten abendländischen Idealen wie Demokratie und Freiheit. 1992 wurde in Algerien durch einen Militärputsch ein Präsident gestürzt, der demokratische Reformen versprochen hatte, und die Anführer der Islamischen Heilsfront, welche bei den nächsten Wahlen die

Mehrheit errungen hätte, wurden inhaftiert. Wäre im Iran oder in Pakistan ein demokratischer Prozess auf so verfassungswidrige Weise durchkreuzt worden, hätte es einen weltweiten Aufschrei gegeben. Weil durch den Putsch aber eine islamistische Regierung verhindert worden war, wurde in manchen westlichen Medien frohlockt – als hätte dieser undemokratische Akt für Algerien die Demokratie gesichert. Auch als letztes Jahr in Ägypten die Muslimbruderschaft entmachtet wurde, konnte man im Abendland fast einen Seufzer der Erleichterung hören. Der Gewalttätigkeit der säkularen Militärdiktatur, die an ihre Stelle getreten ist und deren korrupte Machenschaften diejenigen des Mubarak-Regimes übertreffen, schenkt man aber weniger Beachtung.

### Religion ist nicht im Wesen kriegerisch

Nach schwierigen Anfängen hat die Säkularisierung dem Abendland zweifellos viel gebracht. Es wäre aber falsch, sie für ein allgemeingültiges Gesetz zu halten. Sie ist entstanden als besonderes und einzigartiges Produkt des historischen Prozesses in Europa; sie war eine evolutionäre Anpassung an ganz spezifische Umstände. In anderen Zusammenhängen kann Modernisierung durchaus andere Formen annehmen. Viele säkulare Denker betrachten «Religion» als ihrem Wesen nach kriegerisch und intolerant und als irrationales,

rückwärtsgewandtes und gewalttätiges Gegenprinzip zu einem friedlichen und humanen liberalen Staat – eine Einstellung, die fatal an die kolonialistische Einschätzung von Eingeborenen als hoffnungslos «primitiven» Menschen erinnert, die in ihren vorsintflutlichen Glaubensvorstellungen steckengeblieben seien. Unsere Unfähigkeit, zu begreifen, dass unsere säkulare Einstellung und die entsprechende Einschätzung der Religion ein Ausnahmefall ist, hat Folgen. Jedes Mal wenn Säkularisierung mit Gewalt durchgesetzt wurde, hat sie zu einer fundamentalistischen Reaktion geführt – und die Geschichte zeigt, dass fundamentalistische Bewegungen, wenn sie unter Beschuss geraten, immer noch extremer werden. Die Früchte dieser unserer Fehleinschätzung kann man überall im Nahen Osten sehen: Wenn wir mit Entsetzen das schauerliche Treiben des IS betrachten, täten wir gut daran, uns einzugestehen, dass die barbarische Gewalttätigkeit dieser Bewegung zumindest zu einem Teil aus einer Politik herrührt, die von unserer Verachtung geprägt war.

**Karen Armstrong** zählt zu den renommiertesten Religionswissenschaftlern. Die Britin hat zahlreiche Bestseller verfasst, die in viele Sprachen übersetzt wurden. Ihr neuestes Buch «Im Namen Gottes: Religion und Gewalt», ist in diesen Tagen erschienen. Pattloch, 688 S., Fr. 37.90

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**



ROBERT DOWNEY JR.  
ROBERT DUVALL

# DER RICHTER

Recht oder Ehre

WARNER BROS. PICTURES PRESENTS  
IN ASSOCIATION WITH VILLAGE ROADSHOW PICTURES, A BIG KID PICTURES / TEAM DOWNEY PRODUCTION, A FILM BY DAVID DOUBKIN, ROBERT DOWNEY JR., ROBERT DUVALL, "THE JUDGE"  
VERA FARMIGA, VINCENT DONOFRO, JEREMY STRONG, DAX SHEPARD AND BILLY BOB THORNTON, WITH THOMAS NEWMAN, COSTUME DESIGNER MARK LAVOIE, ACE, PRODUCTION DESIGNER MARK RUCKER, EXECUTIVE PRODUCERS JANTSEZ KAMINSKI  
EDITORS THEODORE W. GAINES, ROBERT DOWNEY JR., JEFF KLEEMAN AND BRUCE BERMAN, MUSIC BY DAVID DOUBKIN & NICK SCHRENK, EXECUTIVE PRODUCERS NICK SCHRENK AND BILL DOUBQUE, PRODUCED BY SUSAN DOWNEY, PROD. DAVID DOUBKIN, PROD. DAVID GAMBINO, PROD.



facebook.com/TheJudgeMovie  
#TheJudge



JETZT IM KINO  
thejudgemovie.ch · warnerbros.ch

# «Gefühle der Stammenszugehörigkeit»

Nobelpreisträger Robert Shiller über Wirtschaftskrisen und deren Auswirkungen auf den Weltfrieden, das Versagen der Ökonomie – und darüber, warum er nicht mehr an rationale Entscheide glaubt. Der Amerikaner sagt zudem, welche Anlagen sich lohnen. *Von Pierre Heumann und Kai Nedden (Bild)*

Sie warnen in einem vielbeachteten Essay vor Parallelen zum Krisenjahr 1937, das dem Zweiten Weltkrieg voranging. Ist die Lage dermassen brenzlich?

Die Angst der Menschen wächst, sie machen sich Sorgen über ihre langfristige wirtschaftliche Zukunft.

**Das muss ja nicht gleich zum Krieg führen!**

Zukunftsängste können sehr negative Folgen für den Frieden haben.

**Sie haben früher bereits den Crash der New Economy vorausgesagt, etwas später auch die Immobilienkrise. Ihre Warnung, dass Sie Parallelen zu 1937 sehen, hat nach den beiden Volltreffern also Gewicht, weil viele Ihre Prognosen sehr ernst nehmen.**

(Lacht) Das ist keine Prognose des nächsten Krieges, ich hoffe es wenigstens nicht. Aber ich mache mir Sorgen.

**Worüber genau?**

Dass die Zukunftsängste zum dritten Weltkrieg führen könnten. Aber ich betone es nochmals: Ich prognostiziere damit keinen grossen Krieg.

**Aber Sie scheinen nicht sehr optimistisch zu sein, dass wir um eine Katastrophe herumkommen. Wo sehen Sie denn Parallelen zu 1937?**

Das Vorgehen des russischen Präsidenten Putin gegenüber der Ukraine erinnert mich an Hitlers Vorgehen gegenüber Sudetendeutschland oder Polen gegen Ende der 1930er Jahre.

**Weil Putin die ukrainische Krim annektiert hat?**

Nicht nur das, sondern auch seine Rechtfertigung dafür. Hitler behauptete, dass Deutsche in Polen misshandelt würden, und analog begründet nun auch Putin sein Vorgehen. Wobei es natürlich einen grossen Unterschied zwischen Putin und Hitler gibt. Hitler war verrückt, Putin hingegen scheint gute Absichten zu haben. Wenn er zum Beispiel sagt, er möchte das Aufkommen des Faschismus in der Ukraine verhindern, hat er ein gutes Argument. Es gibt bekanntlich tatsächlich eine faschistische Partei in der Ukraine. Auch wenn sie derzeit nicht sehr einflussreich ist, hat sie Putin also nicht erfunden. Hitlers Sprache war von Hass geprägt, nicht aber diejenige Putins. Insofern muss ich einräumen, dass der Titel meines Essays «1937» etwas zu aggressiv war.

Was Ihrem Artikel freilich zu einer hohen Beachtung verholfen hat.

Provokation war nicht meine Absicht. Aber ich halte die Lage tatsächlich für besorgniserregend. Sehen Sie sich zum Beispiel die jüngste Entwicklung in Hongkong an. Das chinesische Regime ist nationalistischer und autoritärer geworden. Ich nehme an, dass diese Entwicklungen, die wir in der Ukraine, im Mittleren Osten, in Europa und in Asien sehen, noch mehrere Jahre andauern werden, ohne dass sie einen grossen Krieg auslösen.

**Und doch sprechen Sie von Parallelen zu 1937. Wo machen Sie Ähnlichkeiten auf den Finanzmärkten aus?**

Die Wirtschaft wächst sehr langsam, trotz der sehr tiefen Zinsen. Das ist die «neue Normalität», wie Börsianer sagen. Hoffnungen auf einen schnellen Aufschwung macht man sich derzeit nicht. Das sorgt für Frustrationen.

**Was hat das mit 1937 zu tun?**

1937 war das Jahr, in dem sich die Wirtschaftslage wieder verschlechterte, die Frustration zunahm. Zuvor, ab 1933, hatte ein allgemeines Gefühl vorgeherrscht, dass es nach der Depression mit der Ökonomie endlich aufwärtsgehe, dass also die grosse Wirtschaftskrise überwunden sei. Vor allem in den USA. Mit der Wahl des demokratischen Präsidenten Roosevelt ...

---

«Hitler war verrückt, Putin hingegen scheint gute Absichten zu haben.»

---

... das war 1932 ...

... waren neue Hoffnungen aufgekommen. Roosevelt wollte mit einer Erhöhung der Staatsausgaben aggressiv in die Wirtschaft eingreifen. Er werde der Wirtschaft mit dem New Deal Wachstumsimpulse verleihen, hatte er den Wählern versprochen. Und als es den Leuten – nicht nur in den USA – dann tatsächlich wieder etwas besserging, schöpften sie nach den schwierigen Krisenjahren neue Hoffnung. Doch in Europa, vor allem in Deutschland, blieb die wirtschaftliche Lage desolat. Die Arbeitslosigkeit lag bei zwölf Prozent, die Hyperinflation zerstörte die Ersparnisse, die Finanzmärkte sackten ab. Diese Not wusste Adolf Hitler geschickt und populistisch auszunutzen – das muss man ihm las-

sen. Es gelang ihm zum Beispiel, die Schuld für die Hyperinflation den Juden in die Schuhe zu schieben. Er verstand sich bestens darauf, die Deutschen gegen ihre jüdischen Mitbürger aufzubringen. 1938 ging es mit der Wirtschaft weiter abwärts, die Leute waren verzweifelt. Sie sehnten sich nach etwas, was ihnen wieder Mut machen würde. Hitler lancierte deshalb 1939 die Invasion Polens – und damit letztlich auch den Zweiten Weltkrieg.

**Wollen Sie damit sagen, dass Wirtschaftskrisen immer am Anfang von Unruhen oder einer aggressiven Aussenpolitik stehen?**

Mein Kollege Benjamin M. Friedman hat bereits im Jahr 2005 anhand vieler Beispiele gezeigt, dass Wachstumsflauten zu politischen Krisen führen.

**Welche aktuellen Beispiele fallen Ihnen dazu ein?**

Die Finanzkrise von 2008 wirkte sich zunächst negativ auf das Wachstum in der Ukraine und in Russland aus. In der Ukraine waren in der Folge zwar Zeichen einer Erholung zu sehen, doch in den Jahren 2012 und 2013 ging es der Wirtschaft wieder schlechter. Das könnte zum jüngsten Krieg geführt haben. Ein anderes Beispiel: In Syrien begann der Bürgerkrieg zu einer Zeit, als das Land in wirtschaftlicher Not war. Eine Dürre hatte zur Folge, dass die Landwirtschaft, die in Syrien nach wie vor eine wichtige Branche ist, schwierige Zeiten durchmachte. Solches hat Konsequenzen. Wenn es der Wirtschaft schlechter geht, werden die Leute intolerant. In vielen Teilen der Welt nimmt deshalb ein aggressiver Nationalismus zu. Gefühle der Stammeszugehörigkeit werden stärker.

**Und ausgerechnet in so einem aufgeheizten Klima der Unsicherheit will die EU die Kompetenzen der Nationalstaaten reduzieren.**

Das könnte in der Tat kontraproduktiv sein. In Schottland ist der Austritt aus dem Königreich ja fast zustande gekommen. Denn das Argument der Austrittsbefürworter, wonach die Schotten im grossen Königreich ihre Identität verlieren würden, fand in der Krise viele Anhänger.

**Die Schotten sind keine Ausnahme. Auch in anderen Ländern planen Minderheiten neuerdings, sich aus dem Nationalstaat zu verabschieden. Was hat die Stimmungänderung ausgelöst?**

Ich habe dafür nur ansatzweise Erklärungen. Die Menschen haben zwar natürliche Stammesinstinkte. Nach dem Desaster des



«Zukunftsängste könnten zum dritten Weltkrieg führen»: Star-Ökonom Shiller.

Zweiten Weltkriegs spürten sie aber, dass sie nationale Egoismen ablegen müssen. Jetzt aber werden die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg schwächer. Die Leute, die das Elend damals erlebt hatten, sterben weg. Damit verschwindet auch die Erinnerung an die Tragödie von damals.

Das Denken in nationalen Kategorien liegt deshalb wieder im Trend.  
**Wie wirken sich all die von Ihnen erwähnten Unsicherheiten und Spannungen auf die Finanzmärkte aus?**

Sie müssen nicht zwangsläufig negative Folgen haben. Schauen wir uns zum Beispiel

die Krise in der Ukraine an. Auch in Zeiten, als ein Krieg nicht ausgeschlossen werden konnte, stiegen die Aktienkurse weltweit weiter an.

**Wie erklären Sie sich das?**

Die Anleger bekommen es mit der Angst zu tun und sorgen sich um ihre Zukunft. Sie sparen mehr, um für unsichere Zeiten gewappnet zu sein, und die Ersparnisse werden an der Börse angelegt, was die Kurse in die Höhe treibt. Dabei geht es nicht nur um aktuelle Krisen.

---

«Wichtig für meine neue Sicht der Finanzmärkte war, dass ich eine Psychologin geheiratet habe.»

---

**Sondern?**

Es ist dermaßen viel im Umbruch, dass die Leute unsicher sind, ob sie in den nächsten Jahren noch einen Job haben werden. Und weil die Zinsen derzeit so tief sind, gibt es kaum Alternativen zur Börse. Was die Kurse weiter in die Höhe treibt.

**Lässt sich das mit ökonomischen Modellen herleiten?**

Niemand hat eine befriedigende Theorie über diese Zusammenhänge und Wirkungsketten, trotz der zahlreichen Studien und Untersuchungen, die zu dieser Frage durchgeführt worden sind.

**Was ist Ihre Erklärung?**

Ich erkläre die Bewegungen an der Börse mit der menschlichen Natur. Es geht darum, wie die Leute Ereignisse interpretieren. Letztlich ist für die Kursentwicklung an den Finanzmärkten entscheidend, wie die Ereignisse aufgefasst werden, wie sie wirken. Das sind komplizierte Denkprozesse, die bei Millionen von Menschen ablaufen. Das macht es hingegen nicht einfacher, herauszufinden, was letztlich für den Anlageentscheid ausschlaggebend war. Es ist also reichlich impressionistisch.

**Für das, was Sie jetzt mit einfachen Sätzen erklären, haben Sie vor einem Jahr den Nobelpreis für Ökonomie erhalten.**

Richtig.

**Als Sie Ihre Finanzmarkttheorie erstmals veröffentlichten, stellten Sie die ökonomische Theorie auf den Kopf. Zuvor waren Wirtschaftswissenschaftler bekanntlich davon ausgegangen, dass alle Marktteilnehmer rational handeln. Sie mussten diese Theorie, als Sie am Massachusetts Institute of Technology (MIT) Ökonomie studierten, auch verinnerlichen. Was war der Auslöser dafür, dass Sie dieses Paradigma aufgeben haben und seither die Wirkung des *human factor* auf den Finanzmärkten berücksichtigen?**

Wichtig für meine neue Sicht der Finanzmärkte war, dass ich eine Psychologin geheiratet habe.

ratet habe. (*Lacht*) Sie ist auch an Psychotherapie interessiert, ebenfalls an den Untersuchungen zum menschlichen Gehirn.

### Das reicht als Erklärung für die von Ihnen lancierte neue Sicht der Finanzmarkttheorie kaum aus.

Ökonomie als Wissenschaft hatte mich stets fasziniert, aber ich kam früh zum Schluss, dass sie in einem Elfenbeinturm gefangen ist und (*lacht*) auf weiten Strecken fälschliegt. Ich war eben schon als Jugendlicher ein Skeptiker, glaubte nicht alles, was man mir vorsetzte. Nach meinem Doktorat erhielt ich einen Job als Gastwissenschaftler an der Federal Reserve Bank of Philadelphia. Dort wollte man von mir wissen, wie Fluktuationen auf den Finanzmärkten zu erklären seien. Anfänglich ging ich diese Frage mit der herkömmlichen Theorie der effizienten Märkte an ...

### ... die davon ausgeht, dass alle jederzeit über alle relevanten Informationen verfügen und rational handeln.

Doch mir wurde bald klar, dass die Fluktuationen sehr viel mit Psychologie zu tun haben. Ökonomen haben aber eine etwas künstliche Betrachtungsweise der Welt. Sie weigerten sich deshalb anfänglich, meine neue Theorie ernst zu nehmen.

### Weshalb?

Weil sie nicht über die entscheidenden Instrumente verfügten, um diese Aspekte zu studieren. Zudem hielten sie sich damals, im Vergleich zu den Psychologen, für etwas Besseres. Deshalb war es für sie unter ihrer Würde, von der Psychologie etwas anzunehmen. Für mich war das aber kein Problem.

### Und so konnten Sie sich mit frischen Ideen an die Fragestellung der Federal Reserve Bank of Philadelphia heranmachen?

Ich schrieb ein Papier zum Thema übermäßige Fluktuationen, «*excess volatility*» – und das war ein Wendepunkt in den Wirtschaftswissenschaften. Zunächst erklärte ich mit meiner neuen Theorie Vorgänge am Obligationenmarkt, das war im Jahre 1979, und zwei Jahre später die Entwicklungen am Aktienmarkt.

### Was war die Quintessenz Ihres neuen Ansatzes?

Ich schrieb damals, dass die aggregierte Bewegung der Finanzmarktnotierungen keinen Sinn ergeben, wenn man sie mit der Theorie der rationalen Erwartungen erklären will. Später wurde daraus mein Buch «*Irrationaler Überschwang*» («*Irrational Exuberance*»).

### Die Theorie der rationalen Erwartungen, die Sie pauschal verwerfen, hat freilich heute noch ihre Anhänger.

Durchaus. Das war auch an der Vergabe des Nobelpreises vor einem Jahr zu erkennen.

## Robert Shiller

Der Nobelpreisträger ist einer der wenigen Ökonomen, die bereits vor der Finanzkrise die Gefahr des Crashes gesehen und eine starke Korrektur der Finanzmärkte prognostiziert haben. Der an der Universität Yale lehrende Krisenprophet glaubt nicht an das klassische Konzept der Wirtschaftswissenschaften, wonach der Investor kühl kalkuliert und über alle relevanten Informationen verfügt. Laut Shiller lässt sich der Anleger immer wieder von Übertreibungen hinreissen. Mit diesem Ansatz, für den er 2013 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, hat er die Internet- und die Immobilienblase vorausgesehen. Jetzt warnt Shiller im Interview mit der *Weltwoche* vor einer neuen Krise. Shiller ist wegen seiner Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge anschaulich zu erklären, ein weltweit gefragter Redner. Im Dezember soll die dritte Auflage seines bisher wichtigsten Buches, «*Irrationaler Überschwang*», erscheinen. (*red*)

### Damals wurde neben Ihnen auch Ihr Kollege Eugene Fama aus Chicago mit dem Nobelpreis geehrt, der eine fundamental andere Ansicht zu den Finanzmärkten vertritt.

Das ist richtig. Famas Weltanschauung, wonach Rationalität der dominierende Faktor sei, kann ich nicht folgen. Meine Skepsis bezieht sich übrigens nicht nur auf die Finanzmärkte. Schauen Sie sich doch die Politik an. Was im Laufe der Geschichte geschehen ist, ist zu oft dumm und idiotisch gewesen, als dass ich noch an Entscheide glauben könnte, die von Vernunft getrieben sind.

### Wenn unseren Entscheidungen keine Ratio zugrunde liegt, was dann?

Einige Ökonomen versuchen jetzt, mit der Neurowissenschaft mehr konkrete Beweise darüber zu sammeln, wie das menschliche Gehirn schwierige und anspruchsvolle Probleme des täglichen Lebens bewältigt.

### Haben Sie schon eine Vorstellung, was wir davon lernen können?

Im Dezember kommt die dritte Ausgabe meines Buches «*Irrationaler Überschwang*»



heraus – ich arbeite derzeit daran. Dort betone ich, dass einschneidende ökonomische Ereignisse aufgrund einer Vielzahl von Einflussfaktoren zustande kommen. Das ist ein sehr komplexer Vorgang. Ich glaube deshalb nicht, dass wir in absehbarer Zeit eine reine Theorie der Entscheidungsfindung haben werden. Ökonomen neigen dazu, ihre Modelle nach dem Beispiel der Physik zu bauen. Im Prinzip habe ich viel Sympathie für diese Geisteshaltung, zumal ich in meiner Jugend mit dem Gedanken gespielt habe, Physik zu studieren. Aber mathematische Modelle können uns nicht erklären, weshalb sich an Finanzmärkten Blasen bilden. Wir Ökonomen müssen uns eingestehen: Wir haben keine Ahnung, weshalb sich Finanzmärkte einmal so und ein anderes Mal so entwickeln. Im Gegensatz zu den Physikern verfügen wir nicht über Modelle, die die Realität erklären können. Ökonomische Modelle sind hypothetisch und interessant – mehr nicht.

### Dann sagen Sie doch bitte, wie es Ihnen gelungen ist, zwei Krisen vorauszusagen.

Mein «Modell» besteht aus zwei Elementen. Es gibt darin Faktoren, die etwas herbeiführen, und solche, die den Effekt verstärken. Ich erkläre Ihnen das gerne am Beispiel der Lawinen.

### Ich bitte darum!

Die Theorie der Lawinen muss erklären können, weshalb Schnee instabil wird. Doch dann will einer plötzlich wissen, weshalb die Lawine gestern – und nicht heute – ausgelöst wurde. Dann wird es schwierig. Eine Reihe von Zufällen können da eine Rolle spielen – zum Beispiel, dass ein Hirsch vorbeigekommen ist und die Lawine losgetreten hat. Diese Faktoren müssen nicht unbedingt sehr wichtig sein – aber sie können entscheidend sein, um das Ereignis auszulösen.

### Schlagen Sie in der dritten Ausgabe erneut Alarm?

Ich bin dieses Mal nicht so aggressiv beim Voraussagen von Finanzmarktblasen. Ich beschränke mich darauf, zu sagen, dass sowohl Obligationen- als auch Aktienmärkte hoch bewertet sind und dass es deshalb zu Korrekturen kommen könnte. Aber dieses Mal ist es nicht so offensichtlich wie zuvor. Zudem bereitet mir die Tatsache Sorgen, dass sich Staaten praktisch kostenlos verschulden können, weil die Zinsen nahe null sind.

### Was raten Sie dem Anleger?

Viele Anlagekategorien scheinen mir derzeit preiswert zu sein. Bei diesen lohnt sich ein Engagement. Doch bitte erwarten Sie von mir keine konkreten Titelempfehlungen. Diese verrate ich nur der britischen Grossbank, bei der ich ein Beratungsmandat habe.



## Rhetoriktraining mit Andreas Thiel

# Humor als Erfolgsrezept

Andreas Thiel gehört zu den Satire-Grossmeistern im deutschen Sprachraum. Am exklusiven Rhetoriktraining für Fach- und Führungskräfte in Rüschlikon ZH erklärt der Weltwoche-Kolumnist, warum Humor die Königsdisziplin der Kommunikation ist und wie man ihn effizient einsetzt.

Bekannt wie ein bunter Hund ist Andreas Thiel nicht nur für sein Markenzeichen: den rosa-leuchtenden Irokesenkamm. Für die *Neue Zürcher Zeitung* ist er «der Lustknabe der Dichtergötter», für die *Süddeutsche Zeitung* «anders: erfrischend, blitzgescheit, souverän, fesselnd, eine Wohltat» und «Lichtjahre entfernt von dem, was in Deutschland unter politischem Kabarett subsumiert wird».

Thiels messerscharfe Zunge und sein treffsicherer Witz sind legendär. Der Punk mit Vorliebe für Champagner – ja, auch auf der Bühne – sticht blitzschnell zu, ohne vor Tabus zurückzuschrecken. Unverhofft rutscht er vom Banalen ins Metaphysische, vom Traumatischen ins Träumische und vom Politischen ins Poetische. Mit diabolischer Lust erzählt er scheinbar absurde Geschichten, die auf einmal verblüffende Zusam-

menhänge offenbaren. Keiner versteht es wie Andreas Thiel, schwarzen Humor mit literarischem Anspruch zu vereinen. Für sein enorm vielfältiges Repertoire greift er zurück auf seine Ausbildung in Schauspiel und Rhetorik sowie auf Tausende Stunden Bühnenerfahrung vor einem begeisterten, aber immer auch kritischen Publikum.

Am exklusiven Rhetoriktraining der ZfU International Business School erfahren Sie von Thiel persönlich, was man mit Humor alles anrichten kann: Wie meistert man heikle Situationen mit der richtigen Kombination von Humor, Durchsetzungskraft und Schlagfertigkeit? Wie setzt man Humor erfolgreich im Führungsalltag ein? Und: Wann ist Humor angebracht – und wo hört der Spass auf?

### Platin-Club-Spezialangebot

**Andreas Thiel:**  
Humor – Königsdisziplin der Kommunikation

**Termine:**  
3. November 2014  
23. März 2015  
15. Juni 2015

**Veranstaltungsort:**  
«Hotel Belvoir», Säumerstrasse 37  
8803 Rüschlikon

**Spezialpreis:**  
Für Weltwoche-Abonnenten Fr. 980.–  
(statt Fr.1280.–).

**Detailprogramm:**  
[www.zfu.ch/thi.htm](http://www.zfu.ch/thi.htm)

**Anmeldung:**  
Unter [www.zfu.ch/thi-2.htm](http://www.zfu.ch/thi-2.htm).  
Bitte Buchungscode WW16136 angeben.

**Veranstalter:**  
ZfU International Business School AG, Thalwil  
[www.zfu.ch](http://www.zfu.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





Zittern. Herzrasen. Atemnot.

## Lust am Abgrund

Viele Menschen kennen das Gefühl – einfach loslassen, ins Leere treten, in die Tiefe springen. Sie sind weder lebensmüde noch depressiv. Darum scheuen sie sich, über ihren morbiden Impuls zu reden. Doch es besteht kein Grund zur Sorge: Es ist nicht ein Todeswunsch, der sie treibt, sondern die Lebenslust. *Von Antje Joel*

Manchmal will ich springen. Von der Besucherplattform der Dresdner Frauenkirche zum Beispiel. Ich stand vornüber gebeugt am Geländer, die Finger um das warme Metall gekrallt, und ich starrte in die Tiefe. Es war August. Wolkenlos, sonnenheiss. Kein Wetter für dunkle Gefühle. Mich drückte kein Unglück. Ich litt nicht unter Depressionen. Ich spürte nur einfach den Drang, meine Finger von dem Metall zu lösen, auf das Geländer zu steigen und jenen Schritt ins Leere zu tun. Das war's.

Ich habe keine Erklärung für dieses Gefühl und die Regelmässigkeit, mit der es mich befällt. Stehe ich auf Türmen, Brücken, Klippen, will ich mich, ziemlich oft, hinunterstürzen. Nein, nicht ich. Etwas in mir will sich hinunterstürzen. Ich greife es in letzter Sekunde und reisse es zurück. So fühlt es sich an. Und ich fürchte, es kommt der Tag, an dem ich es nicht mehr rechtzeitig erwische. Von Türmen, Brücken und Klippen in eine metertiefe Leere starrend, empfinde ich mich als Gefahr.

Das Gefühl hat Verwandte. Mal ist es die Lust, meine Geldbörse mit den letzten 200 Euro und

der Kreditkarte von der Brücke zu werfen. Mal presse ich die Lippen zusammen, damit ich zu dem netten Bankangestellten oder Geschäftspartner nicht «Du Wichser!» sage. Mein Gegenüber und ich, wir könnten das beide nicht verstehen. Die Konsequenzen wären furchtbar. Fast so, als fiel ich aus siebzig Meter Höhe.

### «Psychologen ist nicht zu trauen»

Eine Psychologie-Site im Netz bot den Begriff «Zwangsimpuls» an: «Eine besonders belastende Form der Zwangsneurose.» «Pah!», dachte ich. In den Foren schlugen solche, die prahlten, das Gefühl sei ihnen unbekannt, auf diejenigen ein, die nach Hilfe suchten: «Du bist ein Fall für die Couch!» Ich sprach eine Freundin auf das Gefühl an. Sie liess einen kleinen Schrei, vor Wiedererkennungslust. Wir fühlten uns beide erleichtert. «Was ist das?», rief ich. Sie wusste es nicht. Einmal habe sie eine Psychologin gefragt. Aus Sorge. Die Psychologin habe sie beruhigt. «Ein verbreitetes Phänomen. Vollkommen ungefährlich. Wer den Drang fühlt, zu springen, tut es nicht.» Ein Jahr später war

die Freundin tot. Sie war von einem Dachbalken in eine lachhafte Tiefe gesprungen. Mit einem Strick um den Hals. Ich dachte: «Den Psychologen ist nicht zu trauen.»

Ich überlegte, ob sich mein Drang durch Fallschirmspringen besänftigen liesse. Durch einen dosierten Ersatzwahnsinn, sozusagen. Nein, das wäre nicht das Gleiche. Höchstens, wenn ich dem während des Falls zu erwartenden, logischen Folgeimpuls nachgäbe und nicht die Reissleine zöge. Dass ich mich davor fürchte, schliesst den Fallschirmsprung aus. Und natürlich meine Angst vor einem solchen Sprung überhaupt. Ich bin keine Draufgängerin. Ich liefere mich ungerne Gefahr aus. Wenn ich reite, habe ich Angst zu fallen. Ich spürte nie Lust, mich vom Rücken des Pferdes zu stürzen. Nur von der Golden-Gate-Brücke, beispielsweise.

Am ersten Januar 2004 stellte der amerikanische Dokumentarfilmer Eric Steel zwei Kameras an San Franciscos Wahrzeichen auf. Eine auf Brückenhöhe, eine am Wasser darunter. Steels Team filmte über 365 Tage, 24 Stunden an jedem Tag. Die Brücke ist Traum- und oft

Endziel für Selbstmordwillige weltweit. An keinem Ort auf der Welt nehmen sich mehr Menschen das Leben. Seit der Brückenfertigstellung 1937 wurden über 1200 Menschen bei ihrem Sprung in den Tod gesehen oder im Wasser unter der Brücke gefunden. Im Durchschnitt springt alle vierzehn Tage ein Mensch.

Mit einer Höhe von 1,20 Meter ist das Geländer der Brücke «so niedrig, dass selbst ein Siebenjähriger darüber klettern könnte», so Steel. Wie viele Selbstmörder einem plötzlichen Impuls über die rote Reling folgen, ist nicht zu erfassen. Verteidiger der Suizidprävention sind überzeugt, dass der Selbstmord durch Sprung von einer Brücke weit häufiger im Affekt geschieht als jeder andere Suizid. Vielleicht verleitet das Wasser den einen oder anderen zur Idee, dass der Sprung ein gewinnbares Glücksspiel ist. Auch ich will ja nie sterben. Nur springen.

Wer das Spiel aus knapp siebzig Meter Höhe von der Golden-Gate-Brücke wagt, schlägt nach vier Sekunden Fall mit rund 120 Stundenkilometern auf dem Wasser auf. Der Aufprall gleicht dem auf Beton. Steel wollte diese letzten Momente eines Menschenlebens dokumentieren. Er filmte 23 Sprünge in den Tod. Gegenüber Kritikern verteidigte er das Projekt, sein Team habe, wenn möglich, die Springer von ihrem letzten Schritt abgehalten. Sie konnten vier retten. Die Mehrzahl sprang unerwartet.

### 93 Minuten wanderte er hin und her

Ich sah den Film in einer Februarnacht, allein, mit knapp vierzig Grad Fieber auf dem Wohnzimmersofa schwitzend. Alles zusammen eine schlechte Kombination. Zwei von Steels Springern frassen sich in mir fest. Der eine, er war der erste Selbstmörder, den die Teleobjektive erfassten, joggte in T-Shirt und kurzen Sporthosen auf die Brücke. Handy am Ohr. Er sprach, lachte, legte aus dem Lauf heraus das Handy auf die Brüstung, seine Sonnenbrille daneben, stieg über das Geländer. Und sprang.

Der andere, ein langhaariger, nicht mehr ganz junger Rocker-Typ in schwarzem Leder, ging auf der Brücke auf und ab. Lehnte sich an das Geländer. Blickte über die Bucht. Strich sich das Haar aus dem Gesicht. Ging ein Stück weiter. 93 Minuten wanderte er hin und her. Dann schwang er sich rücklings auf das Geländer, sass für ein paar Sekunden, stellte sich auf. Und kippte rücklings aus dem Stand in die Tiefe. Wer von den beiden war ich?

Ich dachte an meinen eigenen Gang über die Brücke, zwanzig Jahre war das her. Er war für mich nicht mehr als ein San-Francisco-Muss gewesen. Ich hegte keine Absicht, zu springen. Und doch erinnere ich mich, wie ich, mich über die Reling lehnd, erst über die Bucht nach Alcatraz sah und dann hinab in die Tiefe. Und ich spüre noch dieses Loch, das sich in meiner Magengegend auftat. Eine Beklemmung. Ein Druck. Ein Gefühl, als hätte ich schon den Boden unter den Füßen verloren. Ich löste mich

vom Geländer und eilte weiter. Ich fühlte, ich konnte mir auf der Brücke nicht trauen.

Was war in dem Jogger und in dem Rocker vorgegangen? Hatten sie den Sprung geplant? Oder waren beide jenem plötzlichen Drang erlegen? Möglich. Einer der vielen, die über die Jahre sprangen, hatte zum Abschied notiert: «Absolut kein Grund. Abgesehen davon, dass ich Zahnschmerzen habe.» Hatte die Brücke, das Wasser, die Bucht, oder alles zusammen, etwas in ihnen ausgelöst, das in seiner letzten Instanz nicht mehr beherrschbar war? Nicht nur für sie. Für uns alle. Davor hatte ich Angst.

Ken Baldwin ist einer von 26 Menschen, die den Sprung von der Golden-Gate-Brücke überlebten. Im August 1989 kletterte er, 28, schwer depressiv, über die Reling, mit der Absicht, «zu verschwinden». Jenseits des Geländers verharrte Baldwin, wie nahezu alle Golden-Gate-Springer, auf dem achtzig Zentimeter breiten Stahlvorsprung, der «Saite». Er zählte bis zehn und stand starr. Er zählte noch einmal bis zehn. Und sprang. Der Augenblick, als seine Hände sich vom Geländer lösten, hat sich ihm ins Gedächtnis gebrannt. Noch während er sich von der Saite stürzte, wurde ihm «schlagartig klar, dass alles in meinem Leben, was ich für unreparierbar gehalten hatte, ganz und gar reparierbar war. Mit Ausnahme dieses Sprungs.» Das, so stelle ich es mir vor, müsste auch ich fühlen: eine hektische Reue. Die verzweifelte, tränen-treibende Not, jenen Schritt schnell-schnell, bitte-bitte rückgängig zu machen. Und es nicht zu können. Es ist die Vorstellung dieser letzten, panischen Sekunden, die mich vom Springen abhält. Sie schreckt mich mehr als der Tod.

Im vergangenen Jahr fanden Wissenschaftler in Florida für den bedrohlichen Drang einen Namen: *high place phenomenon* (HPP). Höhenphänomen. Die Psychologiedoktorandin Jennifer L. Hames hatte mit Kollegen die eigenen

---

### Ich löste mich vom Geländer und eilte weiter. Ich fühlte, ich konnte mir auf der Brücke nicht trauen.

---

Erfahrungen mit dem Gefühl diskutiert. Sie hofften, Sigmund Freuds Theorie erhellen zu können, dass manche Menschen einen starken Todeswunsch hegen. Und dass manche Selbstmorde im Affekt geschehen. Ohne jede Vorwarnung, ohne Anzeichen von Depression.

Die Forscher fragten 431 Psychologiestudenten: «Wie oft erleben Sie das Phänomen? Wie sensibel sind Sie gegenüber Ihren Ängsten, genauer: gegenüber deren Begleiterscheinungen? Wie Zittern. Herzrasen. Atemnot.» Denn schon sie können von dem, der sie erfährt, als Gefahr gedeutet werden. Ein Drittel der Befragten gab an, wenigstens einmal den Sog in die Tiefe gespürt zu haben. Zwar bekannten sich Teilnehmer, die schon einmal an Selbstmord gedacht hatten, häufiger dazu. Doch kannte auch über

die Hälfte derjenigen, die nie mit dem Gedanken gespielt hatten, sich das Leben zu nehmen, den Sog. Das Höhenphänomen war in beiden Gruppen gleich weit verbreitet.

Die Forscher fanden einen Zusammenhang zwischen HPP und der Sensibilität der Befragten gegenüber ihren Ängsten. Die nahm bei akutem Selbstmordwunsch ab. Tatsächlich war die Verbindung zwischen HPP und dem eigenen Angstbewusstsein am stärksten bei denjenigen Teilnehmern, die nie oder kaum je mit dem Gedanken spielten, sich selbst zu töten. Es sah aus, als habe die Psychologin damals doch recht gehabt: Wer Angst hat, er könne springen, tut es nicht. Jedenfalls nicht in Florida.

### Der Drang zu leben

Zur Erklärung entwarfen die Forscher ein Szenario: Eine Person mit starker Verbindung zu ihren Ängsten lehnt sich über den Rand des Grand Canyon. In einer extrem schnellen Reaktion auf die körperlichen Anzeichen ihrer Furcht zwingt ihr Überlebenstrieb sie, vom Canyon-Rand zurückzuweichen. Wenn sie sich aus sicherer Distanz die Kante anschaut, erkennt sie sie als stabil. Sie war nie in Gefahr. Ihr Gehirn sucht nach einer Antwort auf die Frage: «Warum bin ich zurückgewichen, wenn es doch sicher war?» Ihre logische Schlussfolgerung ist: «Ich muss versucht gewesen sein, zu springen.» Jennifer L. Hames veröffentlichte ihre Studie unter dem Titel: «Der Drang zu springen, ist der Beweis für den Drang zu leben.»

Ich las das und verstand: «Ich bin für mich keine Gefahr. Im Gegenteil.» Mein vermeintlicher Drang zu springen ist ein Missverständnis. Ich habe das instinktive Bedürfnis, mich in Sicherheit zu bringen, als einen Sog in die Tiefe missdeutet. Ich will nicht springen. Werde nicht springen. Ich, und alle, die mit mir fühlen, sind nicht unbedingt «ein Fall für die Couch». Tatsächlich spiegelt unser Misstrauen gegenüber uns selbst eine innige Verbindung zu unseren Gefühlen wider. Unseren extrem ausgeprägten Willen zu leben. Ich dachte: «Touché, ihr Foren-Idioten! Ihr braucht den Therapeuten!»

Nach Ablauf des Filmjahres sprach Eric Steel mit Freunden und Angehörigen der Gesprungenen. Der Mann in Leder war Eugene «Gene» Sprague. Sohn einer Mutter, die ihn nicht wollte. Sprague, zeit seines Lebens ziellos und depressiv, hatte oft von Selbstmord gesprochen. So oft, dass ein Freund, als Gene ihn von der Brücke aus anrief und ankündigte, jetzt zu springen, entnervt sagte: «Mensch, hör doch auf!» Dann legte der Freund auf. Er weinte, als er es erzählte. Die Motive des Joggers, der Handy, Sonnenbrille und sein Leben scheinbar so nonchalant beiseitelegte, sind unbekannt. Möglicherweise tat ihm sein Sprung für vier lange Sekunden leid. Ich will es nicht erfahren.

Die Autorin lebt seit 2008 in Irland und schreibt für viele angesehene Publikationen. Zuletzt erschien von ihr das Buch «Sylt Stories – Vom Mythos der Insel».

# Das Schweigen der Schwestern

Was ist schlimmer: eine geohrfeigte Ehefrau in Appenzell oder eine gesteinigte Ehebrecherin in Afghanistan? Frauenrechtlerinnen blenden die Frauenverachtung des Islam oft aus. Eine Ausnahme ist Alice Schwarzer. Sie sagt heute: Vielleicht war es falsch, Gaddafi zu stürzen. Von Wolfgang Koydl

Für eine Frau, die bis zu diesem Zeitpunkt fast nur als Kämpferin gegen das Abtreibungsverbot aufgefallen war, schien das Reiseziel ungewöhnlich: Zwei Wochen nach dem Sturz des Schahs durch den iranischen Ajatollah Chomeini reiste Alice Schwarzer 1979 zusammen mit einer Gruppe französischer Feministinnen nach Teheran. Mullahs und Feminismus – wie passte das denn zusammen?

Es passte nicht. Doch genau darum ging es Schwarzer und ihren Mitstreiterinnen. Im Gegensatz zu anderen westlichen Intellektuellen bejubelten sie nicht die Tatsache, dass das iranische Volk einen Despoten und mutmasslichen Handlanger Washingtons davongejagt hatte. Sie wollten wissen, was dieser Machtwechsel für die Frauen im Iran bedeutete.

Was Schwarzer aus erster Hand erfuhr und erlebte, erschütterte sie und liess sie nie mehr los. «Wie die Nazis machten auch die muslimischen Faschisten nie ein Hehl daraus, was sie vorhatten», erkannte sie. Frauen würden zu Wesen zweiter Klasse degradiert, ihre Rechte unter dem alten Regime wurden ersatzlos gestrichen. «Sie waren gut genug, ihr Leben im Kampf für die Freiheit zu riskieren», schrieb sie nach der Rückkehr aus Teheran. «Sie werden nicht gut genug sein, in Freiheit zu leben.»

## In die rechte Ecke gerückt

Seit diesen Erfahrungen hat Schwarzer hartnäckig und mutig ihre Stimme erhoben gegen die barbarische Unterdrückung der Frauen durch den radikalen Islam – und musste sich prompt als Rassistin beschimpfen lassen. Dieses Schicksal teilte sie mit den wenigen anderen Frauen, die nicht schwiegen, wie beispielsweise die Somalierin Ayaan Hirsi Ali, die von den Medien ebenfalls in eine rechte Ecke gerückt wurde.

Bis heute blenden Frauenorganisationen in der Schweiz und anderswo die Verbrechen aus, die von muslimischen Männern an Frauen verübt werden. Sie passen einfach nicht in das Weltbild, gemäss dem Männer gleichsam genetisch die Aggressoren sind, unabhängig von ihrer religiösen Ausrichtung. Für solche Feministinnengruppen hat die Frauenquote in Verwaltungsräten oft einen höheren Stellenwert als das Bildungsverbot für Mädchen im IS-Kalifat – die misshandelte Ehefrau in Appenzell erhält mehr Aufmerksamkeit als die gesteinigte Ehebrecherin in Afghanistan.

«Wo sind die Demonstrationen, die Artikel, die Petitionen, die Resolutionen, das Eintreten für die Rechte islamischer Frauen», empört sich

die angesehene amerikanische Autorin Kay Hymowitz. Feministinnen weigerten sich, dieses heikle Thema anzupacken, sagt sie. Triefend von Sarkasmus, fügt sie hinzu: «Sie wenden die Augen ab von der harten, brutalen Unterdrückung von Millionen von Frauen und starren stattdessen weiterhin in den Abgrund des westlichen Patriarchats, indigniert darüber, dass leitende weibliche Angestellte nicht einem exklusiven Golfklub beitreten können.»

Man muss gar nicht bis in die USA blicken. Klickt man sich durch die Websites von Frauenrechts- und -hilfsorganisationen, muss man sehr lange suchen, bis man auf das Thema Islam stösst. Nachfragen werden weggeschwiegen. Die Evangelischen Frauen Schweiz bieten wenigstens einen «Leitfaden für den interreligiösen Dialog» an – auch mit Muslimen. Einen «muslimisch-christlichen Dialog» haben auch die Schwestern vom Katholischen Frauenbund im Angebot. Schliesslich sei das «religiöse Frauenleben» in der Schweiz recht «vielfältig». Beklagt wird bei den katholischen Damen nur eins: die «islamfeindliche» Minarett-Initiative.

## Kein Wort darüber, dass Frauen in Syrien und im Irak wie Vieh als Sexsklavinnen feilgeboten werden.

Die Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration hingegen, die nach Selbstauskunft «gegen Gewalt und Ausbeutung» kämpft, verliert kein Wort darüber, dass Frauen und Mädchen in Syrien und im Irak von den vorgeblichen Gotteskriegerern auf Marktplätzen wie Vieh als Sexsklavinnen feilgeboten werden. In Schweigen hüllen sich auch die Frauen für den Frieden, die Alliance F oder der Schweizerische Verband für Frauenrechte. Auch Letzterem ist das Mieder näher als die Burka: Hier kämpft man für einen Mindestlohn für Frauen, für Frauen in Vorständen und gegen die Erhöhung des Rentenalters für Frauen.

Am wenigsten Hilfe können vom Islam heimgesuchte Frauen und Mädchen von international operierenden Organisationen erwarten, zumal wenn diese unter dem Dach der Vereinten Nationen tätig sind. Die International Alliance of Women etwa hat sich «Klimagerechtigkeit, saubere Energie und einen internationalen Friedenstag» auf die Fahnen geschrieben. Ach ja, sie beklagt das Schicksal von Frauen im Gazastreifen – nicht weil diesen die regierende Hamas elementarste Grundrechte verweigert,

sondern weil sie von der israelischen Luftwaffe bombardiert werden. Cedaw hingegen, das Uno-Komitee zur Ausrottung der Diskriminierung von Frauen, macht sich ausdrücklich für die Rechte muslimischer Frauen stark – wenn auch nicht ganz im erwünschten Sinne. Die Organisation verurteilt Angriffe auf Muslime in Myanmar und verwahrt sich gegen Versuche, muslimischen Frauen das Recht auf Burka und Kopftuch zu beschneiden. Das internationale Frauennetzwerk Womnet schliesslich verschleiert sein Desinteresse mit schwammigem Soziologenjargon: «Mit dem Ausbau von Allianzen mit Frauenorganisationen und zivilgesellschaftlichen Netzwerken [...] stärken wir die Anwaltschaft für eine Geschlechterperspektive in der Politikgestaltung entsprechend den Grundsätzen des Gender Mainstreamings.» Aha. Nun ist ja alles klar.

## «Eine andere Sorte Mensch»

Überraschend ist das Schweigen der berufsmässigen Frauenrechtlerinnen zur Hölle, in der ihre muslimischen Geschlechtsgenossinnen leben, freilich nicht. Schliesslich ticken viele Frauenorganisationen links, und da steht der Feind fest im kapitalistisch-imperialistischen, fremdenfeindlichen Westen. Alice Schwarzer freilich hatte sich schon immer gegen die «verlogene Multikulti-Ideologie» verwahrt. «Vor allem Linke plädieren für eine Toleranz der Unterschiede», meinte sie. «Doch wer so argumentiert, hält Musliminnen für eine andere Sorte Mensch, in einer anderen Kultur, deren Regeln akzeptiert werden müssen, auch wenn sie frauen- und menschenfeindlich sind.»

«Es wird höchste Zeit, dass wir mit unserer falschen Toleranz aufhören», sagt sie im Gespräch mit der *Weltwoche*. Und als ob sie gerade eben die Website der Schweizer Katholikinnen besucht hätte, kommt sie unvermittelt auf das Minarettverbot zu sprechen: «Da hiess es immer, das sei reaktionär», empört sich die 71-Jährige. «Dabei ist die Irritation der Menschen ernst zu nehmen. Das Verbot war richtig. Minarette sind keine Gotteshäuser, sie sind gesellschaftliche und politische Treffpunkte. Und der Ruf des Muezzins via Lautsprecher ist eine Provokation.»

Auch die Tessiner – und vor ihnen die Franzosen – haben nach Schwarzers Überzeugung absolut richtig gehandelt, als sie das Tragen der Burka verboten, die ihre Trägerinnen von Kopf bis Fuss hinter schwarzen Textilien verhüllt. «Selbstverständlich ist die Burka ein Verstoss





«Höchste Zeit, dass wir mit unserer falschen Toleranz aufhören»: Frauenrechtlerin Schwarzer.

gegen die Menschenwürde der Frauen, die man unter Stoffbergen unsichtbar dahinstolpern lässt, während ihr Mann lässig in Jeans ausschreitet.»

Ähnliches gelte für das Kopftuch, für dessen Verbot in öffentlichen Gebäuden und vor allem in Schulen die Herausgeberin und Chefredaktorin der Frauenzeitschrift *Emma* schon in den 1990ern erfolgreich gekämpft hat. In etlichen deutschen Bundesländern ist das Kopftuch in der Schule seitdem verboten. «Eine Lehrerin hat sich in der Schule nicht selbst zu verwirklichen, sondern die demokratischen Werte zu repräsentieren», meint die Feministin dezidiert. «Man muss unterscheiden zwischen den subjektiven Gründen, weshalb eine Frau ein Kopftuch trägt, und dem objektiven politischen Signal», betont sie. Sie sieht das Kopftuch als eine «politische Flagge»: «Aber in unseren Demokratien muss ein Gespräch möglich sein darüber, ob das islamistische Kopftuch, welches Haar und Körper der Frauen als «sündig» verdeckt, nicht längst seine Unschuld verloren hat.»

Konkret will sie aufzeigen, dass das Kopftuch die Frau stigmatisiert: «Es trennt die Geschlechter voneinander – Frauen tragen ein Kopftuch, Männer einen Bart. Und dies, nachdem wir so mühsam die Gleichheit erkämpft haben.» Ausserdem, fügt Schwarzer hinzu und berichtet von einem Selbstversuch, stelle ein Kopftuch eine «reale körperliche Behinderung» dar. «Binden Sie sich mal so ein Ding um, und versuchen Sie über die Strasse zu gehen. Sie können von Glück sagen, wenn Sie nicht überfahren werden. Weil Sie schlecht sehen.»

Doch gerade das Kopftuch wurde von linksgerichteten europäischen Frauenverbänden immer wieder verteidigt – als Symbol einer anderen und daher schützenswerten Kultur, ja, mitunter sogar als Symbol der Freiheit der Frau. «Hinter dem Schleier wird eine Frau schliesslich nicht von Männern angemacht», lautete – und lautet – eines der häufig gehörten Argumente.

### Wirkliche Verhältnisse verschleiert

Auch andere Auswüchse der Religion, die sich seit Jahren unter Zuwanderern aus islamischen Ländern in Europa breit machen, wurden von den Apologeten relativiert. So kamen beispielsweise sechzig deutsche Migrationsforscher vor einigen Jahren zu dem erstaunlichen Schluss, dass Zwangsehen lediglich «das Ergebnis der Abschottungspolitik Europas gegenüber geregelter Einwanderung» seien. Mit anderen Worten: Man müsste nur die Tore für Zuwanderer sperrangelweit öffnen, dann würde sich schon bald jede junge Muslimin frei ihren Partner aussuchen dürfen.

Den «falsch Toleranten» sei es gelungen, da ist sich Alice Schwarzer sicher, «mit ihrem politisch korrekten «Dialog» und ihrem Anti-Rassismus-Diskurs die wirklichen Verhältnisse zu

verschleiern»: «Sie waren über dreissig Jahre lang naiv und ignorant – oder sogar Sympathisanten. Und die wenigen, die begriffen haben, haben sich einschüchtern lassen. Sie hatten Angst, als «Rassisten» denunziert zu werden.» Das fatale Ergebnis sieht man jetzt: Junge Männer aus westlichen Gesellschaften mit einem säkularen Lebenshintergrund schliessen sich menschen- und nicht zuletzt auch frauenverachtenden Organisationen an, morden für sie und gehen für sie selbst in den Tod. «Unser Fehler war es», klagt Schwarzer, «dass wir deren Ideologie nichts Positives entgegengesetzt haben. Wir hätten Trumpfkarten genug: Demokratie, Freiheit, Rechtsstaat. Aber wir haben unseren eigenen Werten nicht vertraut. Wir haben mit dem Wegsehen bei der Agitation der Islamisten mitten unter uns und der Radikalisierung in erster Linie die Mehrheit der nicht radikalen Musliminnen und Muslime im Stich gelassen. Sie sind das erste Opfer der Islamisten, auch in den islamischen Staaten.»

Eines der Probleme liegt nach Überzeugung der eingangs erwähnten Amerikanerin Kay Hymowitz in der Symbiose, welche der Feminismus mit dem Multikulturalismus und dem Postkolonialismus eingegangen ist. Nach dieser Ansicht ist die westliche Welt derart «von seinem imperialistischen Erbe beschmutzt, dass kein Westler, ob Mann oder Frau, ein Urteil über ein früheres Kolonialvolk äussern» könne.

Es sei sogar noch schlimmer: Die postkoloniale Feministin sei sich nicht einmal sicher, ob «der radikale Islam nicht ein authentischer, indigener und daher angemessener Ausdruck einer arabischen und nahöstlichen Identität» sei.

Nach dieser Lesart sind nicht die Männer die Schuldigen, sondern der Westen, und nicht Frauen sind die unschuldigen Opfer, sondern das ganze Volk, das einst unter dem westlichen Kolonialismus litt. «Eingeklemmt zwischen dem Patriarchat auf der einen und dem Impe-

«Wir haben unseren eigenen Werten nicht vertraut.»

rialismus auf der anderen Seite, trippelt die postkoloniale Feministin zögerlich um das Thema des islamischen Fundamentalismus herum und tut das Einzige, was sie gelernt hat: Sie konzentriert ihren Zorn auf den westlichen Mann», schreibt Hymowitz.

Einen Seitenhieb auf diese Spezies kann sich freilich auch Alice Schwarzer nicht verkneifen. Sie weist darauf hin, dass der patriarchalische Islam à la Chomeini just zu jenem Zeitpunkt «fröhliche Urständ» feierte, als im Westen das überkommene Männlichkeitskonzept ins Wanken geriet. «Das gab westlichen Männern die Gelegenheit, ihren Frauen zu sagen: «Was

wollt ihr eigentlich? Kuckt doch mal, wie es den Frauen im Islam ergeht. Euch geht es doch gut.» Denn es geht bei dem ganzen Phänomen natürlich auch um die Rekonstruktion von Männlichkeit.»

### Prinzip des kleineren Übels

Aber dieses Denken dürften die meisten westlichen Männer mittlerweile überwunden haben. Viel wesentlicher ist, ob und wie sich islamische Gesellschaften emanzipieren können. Alice Schwarzer unterscheidet strikt zwischen Islam und Islamismus. Für sie wäre es «hoffärtig», wenn der Westen 1,5 Milliarden Muslimen vorschreiben wolle, wie sie zu leben hätten. «Die Reform des Islam ist die Angelegenheit der Muslime», unterstreicht sie – auch wenn es immer schwieriger werde, eine klare Trennlinie zwischen Islam und radikalem Islamismus zu ziehen. Falsch sei es vermutlich auch gewesen, säkulare arabische Despoten wie den Iraker Saddam Hussein und den Libyer Muammar al-Gaddafi zu stürzen – oder demnächst vielleicht den Syrer Baschar al-Assad. Unter ihnen hätten auch Frauen mehr Rechte genossen.

Frauenrechte schon – aber was war mit den Menschenrechten, die von diesen Regime mit den Füßen getreten wurden? «Manchmal», meint Alice Schwarzer still, «manchmal gilt eben leider das Prinzip des kleineren Übels.» O

...DIIS RADIO  
LÄDT DICH ZUR

**VORPREMIERE  
AM 29. OKTOBER 2014  
ZUM LIEBESFILM  
«LOVE, ROSIE –  
FÜR IMMER VIELLEICHT»**

INS KITAG KINO MAXX IN WINTERTHUR EIN.  
LASSE DICH VON DEN JUNGSTARS LILY COLLINS  
UND SAM CLAFLIN VERZAUBERN!

ALLE TICKETS EXKLUSIV BEI RADIO TOP!

ALLE INFOS UNTER [TOPONLINE.CH](http://TOPONLINE.CH)

RADIO TOP HÖREN  
UND TICKETS  
GEWINNEN!

# Warum so wenige Frauen?

Der Nobelpreis geht nur selten an Forscherinnen. Das wird oft mit Diskriminierung oder einer etwas geringeren weiblichen Intelligenz begründet. Doch die Dominanz der Männer hat andere Gründe.

Von Pierre Heumann

Auch nach der diesjährigen Verleihung der Nobelpreise bleibt es dabei: Zum Klub der brilliantesten Köpfe gehören in erster Linie Männer. Unter den dreizehn Ausgezeichneten sind bloss zwei Frauen. Die Norwegerin May-Britt Moser erhielt den Preis, zusammen mit ihrem Mann, für ihren neurowissenschaftlichen Beitrag, und die junge Pakistanerin Malala Yousafzai wurde für ihren Einsatz geehrt, mit dem sie allen Mädchen den Schulbesuch ermöglichen will.

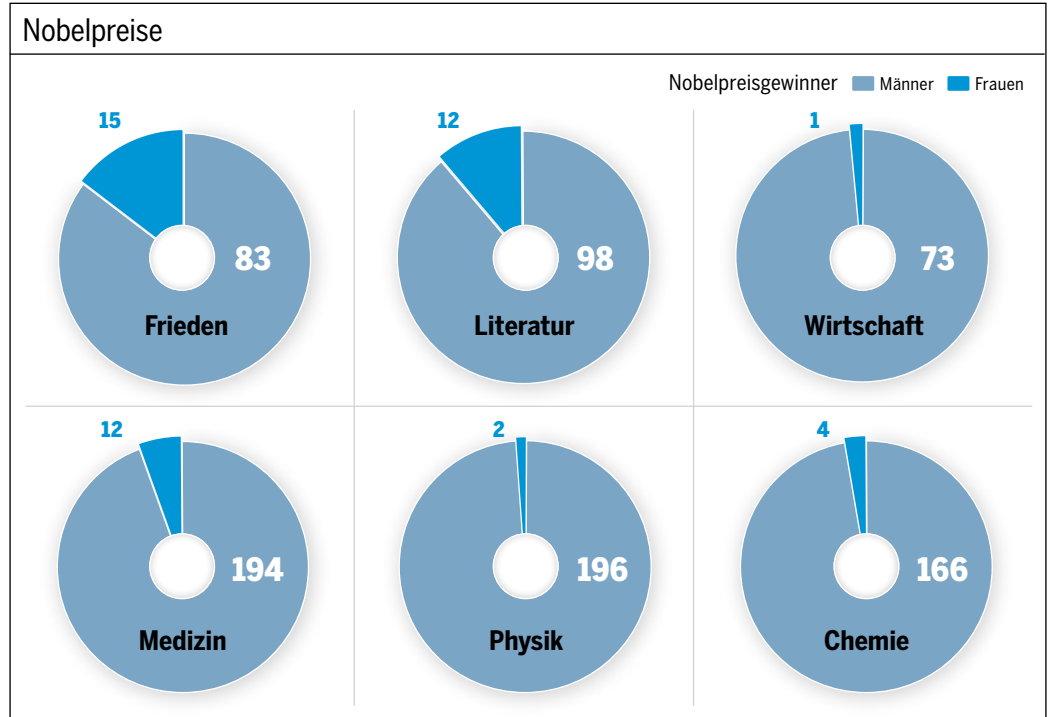
Viel wurde darüber geforscht und debattiert, weshalb von jeher in erster Linie Männer geehrt werden. Seit 1901, als der Preis zum ersten Mal vergeben wurde, wurden weniger als fünf Prozent der Lobreden für Frauen gehalten.

## Im Schachspiel unterlegen

Viele machen für die magere Vertretung von Akademikerinnen in der Galerie der Nobelpreisträger institutionelle Gründe geltend. Frauen würden diskriminiert, monieren Feministinnen. In den USA seien zum Beispiel Gattinnen von Professoren aktiv daran gehindert worden, an derselben Universität wie ihr Ehemann zu forschen. Das entsprechende Gesetz wollte Korruption und Vetterliwirtschaft verhindern, wie sie in diesen Tagen etwa an der Universität Zürich moniert wird.

Die Vorschrift hatte Konsequenzen: Da die Hälfte der Forscherinnen in der Mitte des 20. Jahrhunderts mit Wissenschaftlern verheiratet waren, durften sie von den Universitäten, an denen ihr Gatte angestellt war, nicht als Professorinnen beschäftigt werden, schreibt die Wissenschaftsjournalistin Sharon Bertsch McGrayne in ihrem Buch über Nobelpreisträgerinnen. Da die Hälfte der Forscherinnen in der Mitte des 20. Jahrhunderts mit Wissenschaftlern verheiratet war, durften sie von den Universitäten, an denen ihr Gatte angestellt war, nicht als Professorinnen beschäftigt werden.

Doch die Diskriminierungsthese zur Begründung der männerlastigen Nobelpreisverteilung steht auf wackligen Füßen. Sie kann nämlich nicht erklären, weshalb Frauen beispielsweise im Schachspiel Männern unterlegen sind, wo es für sie keine institutionellen Hindernisse gibt. Grossmeister bringen es bereits in frühen Jahren zu Ruhm, zu einem Zeitpunkt, wo niemand im Ernst von geschlechtsspezifischen Barrieren sprechen kann. Und doch: Die bis vor kurzem höchstrangierte Spitzenschachspielerin, die Ungarin Judit Polgár, musste sich diesen Sommer bei ihrem Rückzug aus dem Spitzenschach



mit einem Platz unter den fünfzig besten männlichen Schachspielern begnügen.

Männliche und weibliche Gehirne würden halt anders ticken, behaupten Anhänger der Intelligenzthese. Es gebe Unterschiede in der kognitiven Leistungsfähigkeit zwischen Männern und Frauen, sagt zum Beispiel der Marburger Intelligenzforscher Detlef H. Rost. Es könne bei einzelnen Anforderungen sogar «dramatische Unterschiede» geben. Das gelte insbesondere für die räumliche Orientierung, mithin für die Fähigkeit, sich in zwei- oder dreidimensionalen Räumen zu bewegen. Das seien genau die Eigenschaften, «die in vielen naturwissenschaftlichen Berufen gefragt sind», sagt Rost.

Doch neuere Studien legen nahe, dass Frauen im Wettstreit der Geschlechter aufgeholt haben. James Flynn, ein Forscher in Neuseeland, hat Intelligenzquotienten von Frauen und Männern über hundert Jahre hinweg untersucht. Dabei fand er nicht nur heraus, dass im Laufe der Jahre sowohl Männer als auch Frauen schlauer werden. «Die Komplexität der modernen Welt erfordert eine Anpassung unserer Gehirne und lässt damit den IQ steigen», erklärte er vor zwei Jahren die Verbesserung der Intelligenz in einem Interview.

Nach Geschlecht getrennt, ergaben Flynn's Zeitreihen auch, dass die Intelligenzquotienten von Frauen schneller steigen als diejenigen der Männer. Und er erwarte, dass sich die Frau-

en «ihres vollen geistigen Potenzials bewusst» würden.

Doch die Verkleinerung des Abstandes beim Intelligenzquotienten wird wohl nicht zur Folge haben, dass bald schon mehr Frauen und weniger Herren im Frack die Medaille und Urkunde des Nobelpreises entgegennehmen werden. Denn der «Gender-Gap» entsteht schon früh: bei der Studienwahl. Während sich Studentinnen gerne für «weiche» Disziplinen wie Germanistik, Pädagogik, Psychologie oder Kunstge-

## Der «Gender-Gap» entsteht schon früh: bei der Studienwahl.

schichte entscheiden, sind Männer in den Hörsälen für Physik oder Chemie oft unter sich, wenn sie doktorieren. Wer sich als Naturwissenschaftler habilitieren will, hat es weltweit fast ausschliesslich mit Männern zu tun. Wesentlich mehr Männer als Frauen verfügen über einen Abschluss auf der Tertiärstufe, der für den Beginn einer Forscherkarriere Voraussetzung ist. Da es deshalb relativ wenig Forscherinnen in Labors und Instituten gibt, bleibt die Nobelpreisquote von Frauen bis auf weiteres tiefer als bei Männern. Das ist nicht das Resultat von Diskriminierung, sondern die Folge eines freien Entscheides von Studentinnen. ○

# Hassprediger hetzen gegen Billag- Gebühren.

iPad-  
Ausgabe im  
App-Store  
erhältlich.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinanderbringen.  
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».

# Fussbälle statt Bomben

Militärische Mittel sind im Kampf gegen den Terrorismus weitgehend wirkungslos. Eine positive Alternative zum Krieg gegen den Islamischen Staat (IS).

Von Bruno S. Frey



Der amerikanische Präsident Barack Obama hat ganz offiziell den Krieg gegen den IS proklamiert. Damit wird eine tragische Entwicklung eingeleitet. Die Erfahrung lehrt uns immer wieder: Militärische Mittel sind im Kampf gegen den Terrorismus weitgehend wirkungslos. Sie können sogar das Gegenteil bewirken und den Terrorismus stärken. Der Krieg im Irak und in Afghanistan hat die Zahl und sogar die Schlagkraft der Terroristen erhöht. Zwar vermögen Drohnen immer wieder terroristische Führer umzubringen; Letztere werden aber sofort wieder ersetzt. Gleichzeitig töten Drohnenangriffe regelmässig Unschuldige, darunter Frauen und Kinder. Damit werden Rachegelüste geweckt, die zu einem neuen Zustrom von Terroristen führen.

Bei den terroristischen Gruppen, insbesondere beim IS, ist besonders widerwärtig, dass Kindersoldaten eingesetzt werden. Zwölf- bis achtzehnjährige Jugendliche werden brutal zum Mitmachen gezwungen. Die dabei verwendeten Methoden sind grauenhaft. Sie bewirken eine Überwindung der Tötungshemmung und führen gar dazu, dass die Kindersoldaten mit Vergnügen töten und quälen: «Das Opfer muss bluten und schreien.»

## Den Tötungsrausch untergraben

Krieg ist ein wirkungsloses Mittel, um diese Vergewaltigung der Jugendlichen und die menschliche Zerstörung zu verhindern und um den Terrorismus zu beseitigen. Die meisten Beobachter sind sich darüber einig. Aber was gibt es für Alternativen zum militärischen Einsatz? Verbesserte Ausbildung und vor allem wirtschaftliche Entwicklung kann dem Terrorismus den Boden entziehen. Die Jugendlichen erhalten eine Perspektive, die ihnen heute fehlt. Aber diese Wirkung stellt sich erst nach langer Zeit ein. Ausserdem ist rätselhaft, wie die dazu notwendigen institutionellen Bedingungen geschaffen werden können.

Kurzfristig scheint somit nur ein – erfolgloser – Krieg mit Drohnen und anderen Fernwaffen möglich.

Eine völlig unkonventionelle Alternative bietet sich an, wenn die Bedürfnisse der Kindersoldaten ernst genommen werden. Im Moment sind sie zu Tötungsmaschinen umerzogen worden. Der Wille und gar die Lust zu morden werden jedoch ganz wesentlich durch Bedin-

gungen geprägt. Deshalb lässt sich dieser Tötungsrausch auch durch geeignete Eingriffe verändern. Auf diese Einsicht kann zurückgegriffen werden, um den Tötungsrausch zu untergraben. Wichtig ist der Spieltrieb der Kinder und Jugendlichen. Insbesondere Knaben vergnügen sich gerne mit Fussballspielen. Dieses Bedürfnis lässt sich zum Wohl aller ausnützen.

In den terroristischen Gebieten sollten Tausende von Fussbällen und anderen Spielzeugen abgeworfen werden. Dies ist von Flugzeugen

## Die Terroristenführer werden wegen dieser Spielfreude an Macht über die Kinder verlieren.

einfach, schnell und billig durchzuführen. Die Kindersoldaten werden diese Fussbälle auflesen und damit zu spielen beginnen. Es kann natürlich nicht erwartet werden, dass sie nun völlig mit dem Töten aufhören. Sie erleben aber doch, dass es eine Welt ausserhalb des Mordens gibt. Die Terroristenführer merken rasch, dass sie wegen dieser Spielfreude an Macht über die Kinder verlieren, und werden alles in Bewegung setzen, um sie davon abzuhalten. Sie wer-

den den Fussball als westlich und gottlos verdammen. Damit entsteht ein Konflikt zwischen den Kindersoldaten und ihren Führern, was die Macht der Terrorgruppen schmälert.

Der Vorschlag, Fussbälle und andere Spielzeuge anstelle von Bomben abzuwerfen, scheint auf den ersten Blick naiv, ja sogar kindisch. Er ist jedoch auf das jugendliche Alter der Soldaten abgestimmt und stellt eine positive Alternative zum Krieg dar, der Tausende und Abertausende das Leben kosten wird, darunter auch völlig unbeteiligte Frauen und Kinder.

Der Vorschlag ist einfach und sofort durchführbar und entspricht den Wertvorstellungen westlicher Gesellschaften. Die Idee ist sicherlich ungewohnt und unorthodox. Deshalb kann sie leicht verworfen werden. Aber: Wer hat einen besseren, sofort und einfach durchzuführenden Vorschlag? Das sollte sich jeder Leser und jede Leserin überlegen.

**Bruno S. Frey** ist Wirtschaftswissenschaftler und Gastprofessor für politische Ökonomie an der Zeppelin-Universität, Friedrichshafen. Er gilt als einer der Pioniere der ökonomischen Glücksforschung.



*Eine Welt ausserhalb des Mordens: syrische Soldaten beim Fussballspielen.*

# «Eine Revolution ist mehr als genug»

Amir Hassan Chehelan gehört zu den prominentesten Stimmen der iranischen Literatur. Schonungslos legt er in seinen Romanen die Psyche einer Gesellschaft frei. Ein Gespräch über Hass, Zensur und darüber, warum er nie mehr auswandern würde. Von Urs Gehriger und Farhad Babaei (Bilder)

Wenn Amir Hassan Chehelan seine Wohnungstür öffnet, wird allein dieser schlichte Akt zur irritierenden Szene. Seine Bewegung ist von samtener Galanterie, seine Stimme von einer Geschmeidigkeit, dass man sich unweigerlich fragt: Ist dies der Schöpfer jener Worte, die das

Leben der iranischen Gesellschaft in einer Drastik beschreiben, die einem beim Lesen die Luft abschnürt?

Chehelan, 58, gehört zu den prominentesten iranischen Stimmen im Ausland, bekannt unter anderem als Essayist in Zeitungen wie *Le Monde*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* oder dem *Corriere della Sera*. Viele seiner Romane sind im Iran verboten. Seine Protagonisten sind opportunistische Wendehälse, die sich von den Bewegungen der Geschichte aus den Niederungen der Gesellschaft in die Zentren der Macht tragen lassen.

Sein jüngstes Werk, eine Teheran-Trilogie, ist eine bittersüße Hommage an seine Heimatstadt. Als «teuflische Stadt» geißelt Chehelan die 15-Millionen-Metropole, deren «trübe Luft, ... Tumult und . Anarchie ins Innere der Menschen eindringen und ihre zerstörerische Wirkung zwangsläufig verstärken». Chehelan erzählt nie ohne Ironie, seine Figuren bleiben bei all ihrer Fehlerhaftigkeit und moralischen Verwerflichkeit ganz normale Menschen. Durch präzise Beschreibungen legt er sein Volk und dessen Regierung vor den Lesern auf die Couch.

**Kurz nach Amtsantritt sagte der neue iranische Präsident Hassan Rohani: «Ich sehe eine helle Zukunft.» Wie hell sehen Sie die Zukunft heute, ein gutes Jahr nach Rohanis Wahl?**

Es dämmert, aber nur zaghaft. Wenn ich in den letzten Jahren die Nachrichten hörte, fürchtete ich oft einen unmittelbaren Angriff von Israel. Das hatten wir der schlechten Politik Achmadinedschads zu verdanken. Wir haben vieles verloren während seiner achtjährigen Amtszeit, besonders unser Verhältnis zum Westen verschlechterte sich. Seit Rohanis Amtsantritt erleben wir eine leichte Entspannung. Aber wir haben mehr erwartet.

**Was hat sich zum Guten gewendet?**

Wirtschaftlich hat sich die Lage etwas entspannt. Die Preise steigen immer noch,



Depeschen aus dem Iran (5. Teil / Schluss)

aber die Geschwindigkeit der Inflation nimmt ab. Rohani hat versprochen, sie bis nächsten Frühling unter 20 Prozent zu bringen. Aber in der Kulturszene sind wir stets vielen Arten von Unterdrückung ausgesetzt. Für alle Bücher, Kunstausstellungen und Filme gibt es eine strenge

Zensur. Ich würde sagen, sie ist so strikt wie zuvor. Aber trotzdem will ich nicht alle Hoffnung verlieren.

**Bei seiner Wahlkampagne trug Rohani einen riesigen Schlüssel als Symbol herum. Er sagte, er werde alle Schlösser damit aufschliessen. War es naiv, ihm zu glauben?**

Einige waren so verzweifelt, dass sie ihm glauben wollten. Andere waren pessimistisch. Sie gingen gar nicht abstimmen. Ich schon. Ich will meine Zukunft mitgestalten. Ich will nicht, dass in unserem Land dasselbe passiert wie im Irak, in Syrien oder in Libyen.

**Fürchten Sie, im Iran könnte Ähnliches passieren?**

Nicht genau dasselbe. Aber wenn der Druck von aussen stark ist und wenn die Unzufriedenheit im Innern wächst, heisst dies, dass die Regierung nicht alles kontrollieren kann. Ich denke, eine schlechte Regierung ist besser als gar keine. Der Zerfall des Landes ist etwas, über das ich intensiv nachdenke.

**Hätten die Demonstrationen 2009, als Hunderttausende gegen die vermeintliche Wahlmanipulation protestierten, zu einem Staatszerfall führen können, wenn sie nicht mit Gewalt gestoppt worden wären?**

Nein, das glaube ich nicht. Niemand sprach von Regimewechsel. Niemals.

**Zurück zu Rohanis Schlüssel. Viele Schlösser bleiben verschlossen. Wer sperrt sich gegen Rohani?**

Man kann die Opposition in verschiedenen Sektoren finden. Im Militär bei den Revolutionsgarden, bei Geistlichen und bei einigen Leuten, die Schlüsselpositionen im System besetzen. Sie können als Hardliner bezeichnet werden. Aber niemand von ihnen ist durch das Volk gewählt worden. Dies ist der Grund für ihre Opposition. Sie wollen das System nicht öffnen, weil sie Angst haben, ihre Position zu verlieren.

**Wie einst Sokrates wirft man Ihnen vor, Sie würden die Jugend verführen und perver-**

**tieren. Sehen Sie sich als Schicksalsgenosse des grossen Atheners?**

Nein, wir brauchen nicht so philosophisch zu sein. Es scheint mir sehr simpel. Wenn sie die Kunst und Kultur unterdrücken, wollen sie ihre eigene Autorität vergrössern. Hinter der Szene stehlen sie das Geld. Der Iran ist ein sehr reiches Land. In der Wirtschaft grassiert die Korruption. Das Öleinkommen dieses Landes ist riesig. Viele Leute fragen sich: «Wohin verschwindet das Geld?» Grosse Mengen wandern in die Taschen der Händler, denn unter den Sanktionen [die wegen des Atomprogramms verhängt wurden, Red.] können wir nicht direkt vom Westen, von Europa kaufen, sondern nur via Zwischenhändler in der Türkei oder in Dubai.

**Was ist schlimmer, die Sanktionen oder Korruption?**

Die Sanktionen ebneten den Weg für mehr Korruption. Einige der Hardliner lieben die Sanktionen, denn das erlaubt ihnen, Geld zu verdienen. Weil die Zwischenhändler sich am Profit auch beteiligen, sind die gewöhnlichen Leute doppelt bestraft. Darüber darf niemand schreiben. Sie wollen, dass die Künstler, Filmregisseure und Autoren darüber schweigen.

**Verschiedene Ihrer Bücher, so Ihr dreibändiges Werk über Teheran, sind im Iran verboten.**

Zwei Bücher der Trilogie über Teheran durften nicht veröffentlicht werden. Beim dritten, «Teheran, Stadt ohne Himmel», erhielt ich die Erlaubnis zum Druck unter der Bedingung, dass ich die Hälfte wegstreiche. Alles, was mit der Zeit nach der Revolution zu tun hat, darf nicht veröffentlicht werden.

**Das klingt nach einem faustischen Pakt: Zerfällt der Roman dadurch nicht total?**

Sehr schwierig. Immerhin ist «Teheran, Stadt ohne Himmel» als eines der besten Bücher anerkannt worden, das nach der Revolution geschrieben wurde. Besonders wegen der Sprache. Ich spiele stark mit den Dialekten in unserem Land, ich schreibe so, wie die Leute reden. Meine Sprache ist kolloquial, gleichzeitig poetisch. Sie hat einen ganz eigenen Stil, der in der klassischen Literatur verankert ist, deswegen werden meine Bücher oft als Referenz im persischen Wörterbuch verwendet.

**Wie haben Sie auf das «Angebot» der Zensur reagiert?** >>>



«Eine schlechte Regierung ist besser als gar keine»: Autor Chehelan in seiner Wohnung in Teheran.

Sehen Sie, ich bin nicht sicher, ob ich bis zu meinem Lebensende dieses Buch veröffentlichen darf. Ich bin glücklich, dass viele meiner Bücher auf Deutsch, Englisch, Norwegisch oder Arabisch zu lesen sind. Aber wenn ich sterbe, bevor mein Werk in meiner Muttersprache veröffentlicht wird, ist es für immer verloren. Das ist mein Dilemma. Deshalb habe ich mir gesagt: «Die Hälfte ist besser als gar nichts.»

**Die Bühne Ihrer Romanfiguren ist die iranische Geschichte. Sie springen hin und her zwischen den jüngsten Epochen, die Sie persönlich erlebt haben. Bezwecken Sie eine Art neue Geschichtsschreibung?**

Einige meiner Romane sind versteckte Geschichtsbücher. Versteckt, weil sie mit der offiziellen Geschichtsschreibung konkurrieren. Im Iran gibt es keine Geschichtsschreibung, welche von den meisten Gruppen anerkannt wird. Diejenige vom Schah unterscheidet sich zum Beispiel grundlegend von derjenigen der Islamischen Republik. Jedes Ereignis hat eine tiefere Wahrheit, die von den Medien nicht freigelegt werden kann. Nur durch Fiktionalisierung kann man sie kenntlich machen. Das ist eine der Schönheiten der Literatur, dass sie von der wahren Geschichte schreiben kann. Geschichten kommen von Geschichte.

Chehelan macht es seinen Lesern nicht leicht. Der mehr oder minder positive Held, in den man sich anstrengungslos einfühlt, fehlt. Besonders perfid wirkt, dass Chehelan jeweils in der Perspektive seiner zweifelhaften Hauptfiguren bleibt. In Keramat, dem Protagonisten seines dritten Teils der Trilogie, «Teheran, Stadt ohne Himmel», kristallisieren sich die Widersprüche des heutigen Irans. Keramat ist ein Heimkind, ein Strolch und Schläger. Ziellos pirscht er durch das Teheran der vierziger Jahre und vermag seinen Hunger manchmal nur zu stillen, indem er einem britischen Offizier den Arsch anbietet. Nach der Islamischen Revolution führt er als bereits gemachter Mann ein hübsches Doppelleben: In allerhand korrupte Aktivitäten verwickelt, ist er gleichzeitig Direktor des berüchtigten Evin-Gefängnisses und fungiert als oberster Foltermeister. Weinerlich beklagt der Macho Alpträume, die er am nächsten Morgen zugunsten neuer Folterbefehle vergisst.

**Ihre Figuren haben etwas Tückisches. Keramat zum Beispiel: Als Leser ist man angewidert von seinem brachialen Chauvinismus. Je länger die Geschichte dauert, desto öfter ertappt man sich dabei, dass man gewisse Sympathien für ihn hegt. Ist Keramat typisch für den persischen Charakter?**

Er ist eine Art Pícaro [pícaro ist ein spanischer Begriff und bedeutet etwa «gemeiner Kerl

von üblem Lebenswandel», Red.]. Er trägt eine Prise Robin Hood in sich. Er ist nicht komplett schwarz. Er hat ein Gefühl für die Unterschicht. Aber er symbolisiert den Hooliganismus im Iran.

**Neben Charakteren mit niederen Instinkten, die man überall auf der Welt findet, birgt der Iran ein kulturelles Erbe von faszinierendem Reichtum. Die Iraner sind das einzige Volk, das von Arabern erobert wurde, aber nicht die arabische Sprache angenommen hat. Warum?**

Wegen der Kraft der persischen Sprache. Als die Araber in unser Land eindringen, hatten sie keine Architektur, keine Kunst, vielleicht etwas Literatur, aber sonst nichts. Sie wussten nicht einmal, wie man einen Hof hält, sie haben den iranischen Stil kopiert. Es war die Macht unserer Kultur, die unsere Sprache bis heute erhalten hat. Nicht nur die Araber, auch die Mongolen haben uns erobert und konnten das Persische nicht verdrängen.

**Sind Sie stolz, Iraner zu sein, wenn Sie in die Nachbarschaft blicken?**

Ich bin stolz. Aber es hat eine negative Seite. Iraner sind Leute, die gerne übertreiben, in jeder Hinsicht. Wir haben unseren Anteil an der Geschichte, aber manchmal ist die Geschichte ein Schnuller für die Massen.

**Die Islamische Revolution hat eine Zäsur vollzogen mit der forcierten Islamisierung von Werten und Kultur. Seit einiger Zeit ist allerdings wieder eine Rückkehr zu alten persischen Traditionen festzustellen, die sich in Kindernamen wie Darius manifestiert.**

Richtig, in allen Aspekten ist die Reorientierung am persischen Kulturerbe festzustellen, denn die Ideologie der Revolution hat uns nichts Neues gebracht.

**Wenn Sie den Charakter der Iraner mit einem Tier vergleichen würden, welches käme ihnen am nächsten?**

Wenn ich ernsthaft bin: der Löwe. Wenn ich in heiterer Stimmung bin, würde ich sagen: der Esel.

**Warum der Esel?**

Weil er als Symbol für Gedankenlosigkeit und Idiotie steht. Viele meiner Mitbürger haben kein historisches Gedächtnis. Sie verhalten sich oft sehr emotional, irrational.

**Und der Löwe? Stolz? Erhabenheit?**

Der Löwe war immer ein Symbol in unserer Architektur, in unserer Malerei, und er war ein Symbol in unserer Flagge vor der Revolution. Die Revolutionäre haben den Löwen durch eine Tulpenblüte ersetzt, die grafisch so stilisiert ist, dass sie das Wort «Allah» darstellt.

**Die Tulpenblüte steht in der persischen Mythologie auch als Symbol für den Märtyrer. Es heisst, überall dort, wo das Blut eines Kämpfers für sein Land vergossen wurde, wachse eine Tulpe.**

Genau.

**War die Revolution zwingend nötig?**

Ich denke ja, unter dem Schah konnte die Mittelklasse sich nicht am politischen Prozess beteiligen. Vielleicht hätte man den Schah von Reformen überzeugen können. Aber die Intellektuellen damals hatten eine limitierte Ahnung von der Weltpolitik. Sie sahen die Welt in einem Schwarzweisschema. Sie haben nicht realisiert, dass der Schah vielleicht nicht pechschwarz war und was auf ihn folgte, nicht blütenweiss sein würde. Aber der Schah war schon sehr beratungsresistent, in den letzten Jahren glaubte er keinem anderen ausser sich. Er glaubte, er habe die volle Weisheit. Der Schah trug die grösste Verantwortung für die Revolution, weil er den Bogen überspannt hatte.

**Der erste Teil ihrer Teheran-Trilogie heisst: «Amerikaner töten in Teheran: Ein Roman über den Hass in sechs Episoden». Wie erklären Sie die Feindschaft zwischen den USA und dem Iran?**

Der Iran als Nation wird vom Westen nicht verstanden, die Medien tragen für dieses Missverständnis eine grosse Verantwortung. Alle, die unser Land besuchen, sagen:

#### Amir Hassan Cheheltan

Amir Hassan Cheheltan ist ein Kind dreier Welten. 1956 in Teheran während der Schah-Ära geboren, studiert er am Tag Elektrotechnik, in der Nacht schreibt er Prosa, schafft 1979 den Durchbruch als Schriftsteller mit dem Erzählband «Am stummen Fenster» – just in jenem Moment, als sich draussen auf der Strasse die Islamische Revolution entfesselt. Cheheltan wird eingezogen, kämpft im ersten Golfkrieg gegen den Irak, verarbeitet seine Erlebnisse in seinen Texten, schöpft aus der unmittelbaren Gegenwart und lässt Figuren aus dem iranischen Alltag ungeschminkt auftreten.

1998 steht sein Name auf der sogenannten «Todesliste» der verfeimten Schriftsteller. Nun tritt er ein in seine dritte Welt. Auf der Flucht vor den Häschern der islamischen Hardliner lebt er zwei Jahre in Certaldo in der Toskana. Seine Heimat lässt ihn dabei nie los. Im Exil beginnt er mit seinem bisher grössten Werk, der Teheran-Trilogie, einer schonungslosen Hommage an seine Heimat. Heute lebt er mit seiner Frau wieder in Teheran. Zahlreiche seiner Werke sind im Iran bis heute verboten. (geh)

«Es ist so anders als das, was wir erwartet haben.» Es gibt verschiedene Gründe dafür. Vielleicht wollte die US-Politik einen grossen Satan, wie die USA selbst von der Islamischen Republik genannt wurden.

**Bush bezeichnete den Iran 2002 – neben dem Irak und Nordkorea – als Teil der «Achse des Bösen».**

Der Punkt ist der: Der Westen hat erfahrene Mittel der Propaganda, seine Stimmen sind lauter und effektiver als die iranischen. Die iranische Führung gab dem Westen auch gute Vorwände, unser Land zu dämonisieren. Aber in der Tat stehen die Iraner dem Westen viel, viel näher als die Araber. Es ist offensichtlich. Teheran war einst das Paris des Mittleren Ostens. Der Iran war das erste Land ausserhalb von Amerika und Europa, das ein Parlament hatte. 1906! Daran sieht man, wie früh sich das Bedürfnis nach Demokratie in diesem Land bemerkbar gemacht hat. 1951 hat der Iran die Ölindustrie nationalisiert, als erstes Land unter den Ölländern. 1979 haben die Iraner die Monarchie in eine Republik umgewandelt, durch eine Revolution, nicht durch einen Staatsstreich. Das ist bemerkenswert. Alle arabischen Länder vollzogen den Wechsel von der Monarchie zur Republik durch einen Staatsstreich oder einen Armeeputsch.

**Einige arabische Länder haben jüngst im Arabischen Frühling die Revolution nachzuholen versucht.**

Einige Journalisten haben mich in den letzten Jahren gefragt: «Wann wird der Arabische Frühling im Iran ankommen?» Ich sage ihnen: «Es ist bereits geschehen.» Die Iraner sind nun sehr clever. Sie wollen die Energie sammeln, erst dann kommen sie auf die Strasse. Wenn der Druck der Sicherheitskräfte zu gross ist, ziehen sie sich zurück. Man kann die iranische Zivilgesellschaft mit keinem anderen Land in der Region vergleichen. Die Quantität der Intelligenz, der Künstler, der Schriftsteller, der Medien, der Frauenaktivistinnen, der Frauen an der Universität, mehr als 60 Prozent, ist einzigartig.

**Also wird es im Iran in nächster Zeit keine neue Revolution mehr geben?**

Ich hoffe nicht, viele Leute sind überzeugt, dass wir keine neue Revolution brauchen.

**Wir hatten eine, und das ist mehr als genug. Niemand weiss, wie lange Reformen dauern werden.**

Niemand weiss es, aber sie sind der einzige Weg.

**Viele Iraner sind frustriert über die Zustände im Land. Sie suchen in Europa oder Amerika ihre Zukunft. Leidet der Iran unter dieser Abwanderung?**

Natürlich, denn wer geht, kommt meist aus der gebildeten Mittelklasse. Aber diese Leute haben das Recht, den Ort ihres Lebens frei zu wählen. Sie tolerieren nicht so viel Druck.





«Die Ideologie der Revolution hat uns nichts Neues gebracht»: ChehelTan in der iranischen Hauptstadt.

Das tägliche Leben für die Mittelklasse ist mit sehr viel Leid und Ängsten verbunden. Eine junge Frau, die auf die Strasse geht, weiss nie, ob sie von einer Polizistin gestoppt wird, die sie zurechtweist, weil ihr Kopftuch nicht richtig sitzt. Wenn dein Sohn an der Universität studiert, sorgst du dich immer, was mit ihm geschehen könnte. Vielleicht gibt es unerwartet eine Demonstration, und ein paar Leute werden verhaftet.

**Sie lebten auch mehrere Jahre im Exil in der Toskana, als Sie im Iran auf einer Todesliste standen. Warum sind Sie zurückgekehrt?**

Ich konnte nicht anders. Der Iran ist mein Land, ich kann nicht mit dem Gefühl des Verlustes leben. Mein Albtraum ist, dass ich immigriert bin und nicht mehr zurückkehren kann. Wann immer ich im Ausland bin, bin ich beruhigt, wenn ich mein Rückkehrticket in der Tasche habe.

**Nach der Revolution 1979 folgte ein achtjähriger Krieg gegen Saddam Husseins Irak. Sie haben an ihm teilgenommen, was sind Ihre Erinnerungen?**

Ich musste teilnehmen. Ich war im Süden stationiert. Nicht in der ersten Frontlinie. Als Elektroingenieur war ich zuständig für die Kommunikationssysteme. Es gab eine grosse Propaganda dafür, dass die jungen Männer sich aufopfern sollten in dem Krieg. Die ganze Atmosphäre war sehr emotional.

**Der Westen unterstützte den Irak, Deutschland lieferte Gas, das gegen die Iraner eingesetzt wurde. Haben die Iraner diese Geschichte abgehakt?**

Am tragischsten war, dass einige Länder Waffen an beide Seiten verkauften. Der

Krieg hätte nach zwei Jahren beendet werden können. Die Fortsetzung war nicht nur die Schuld des Westens, unsere Regierung muss deswegen ebenso kritisiert werden. An der Offenheit der iranischen Bevölkerung gegenüber dem Westen erkennt man eine weitere Facette der iranischen Mentalität. Traditionellerweise nimmt die Bevölkerung Position gegen die eigene Regierung. Zu Schahs Zeiten waren viele gegen den Westen, weil er den Schah unterstützte. Heute haben die Iraner mehr Sympathien für den

**«Wir sprechen viel, aber nur, um den wesentlichen Teil der Fakten zu verdecken.»**

Westen, weil unsere Regierung gegen den Westen ist. Die meisten Leute allerdings sagen, sie wüssten nicht, was die Wahrheit ist. Wenn man Lügen von allen Seiten hört, ist es schwierig, eine eigene Meinung zu bilden.

**In der Schweiz, wo das Volk Wohlstand und maximale politische Freiheiten genießt, herrscht intellektuelle Dürre, wir haben kaum herausragende, kritische Autoren mehr.**

Ihr habt ein Vakuum in eurem Land, wir haben Not und Entbehrung. In Friedenszeiten macht der Militärdienst Spass. Die Studienzeit an der Universität gehört zu den schönsten Lebensabschnitten. Hier ist alles ein Kampf. Die soziale Kontrolle, das Kopftuch, am Anfang durften die Männer nicht einmal in kurzärmeligen Hemden zur Arbeit. Noch heute dürfen sie öffentlich keine Shorts tragen. Ein schwedischer Autor sagte mir: «Ihr habt so viele Dinge, über die ihr

schreiben könnt.» Ich antwortete: «Ihr könnt mein ganzes Leben haben.» Aber es stimmt schon: Wenn alles möglich ist, gibt es keine Herausforderung.

**Ist der Mangel an Freiheit gut für die Literatur?**

Es kommt darauf an, ob der Schriftsteller clever genug ist, die Restriktionen als Sprungbrett zu nutzen. Uns ist es gelungen, die Einschränkungen in eine literarische Form zu giessen. Zum Beispiel, in einer modernen Kurzgeschichte könnte ich nur über eine Tischecke sprechen und dann über eine Armlehne eines Lehnstuhls, und aufgrund dieser Teile kannst du dir in Gedanken den ganzen Raum vorstellen. Redebeschränkungen haben auch einen ästhetischen Aspekt. Die Zensoren möchten immer, dass wir eine Geschichte schreiben, in der wir überhaupt nichts aussagen. Dies hilft mir, das ästhetische Niveau meiner Arbeit zu heben.

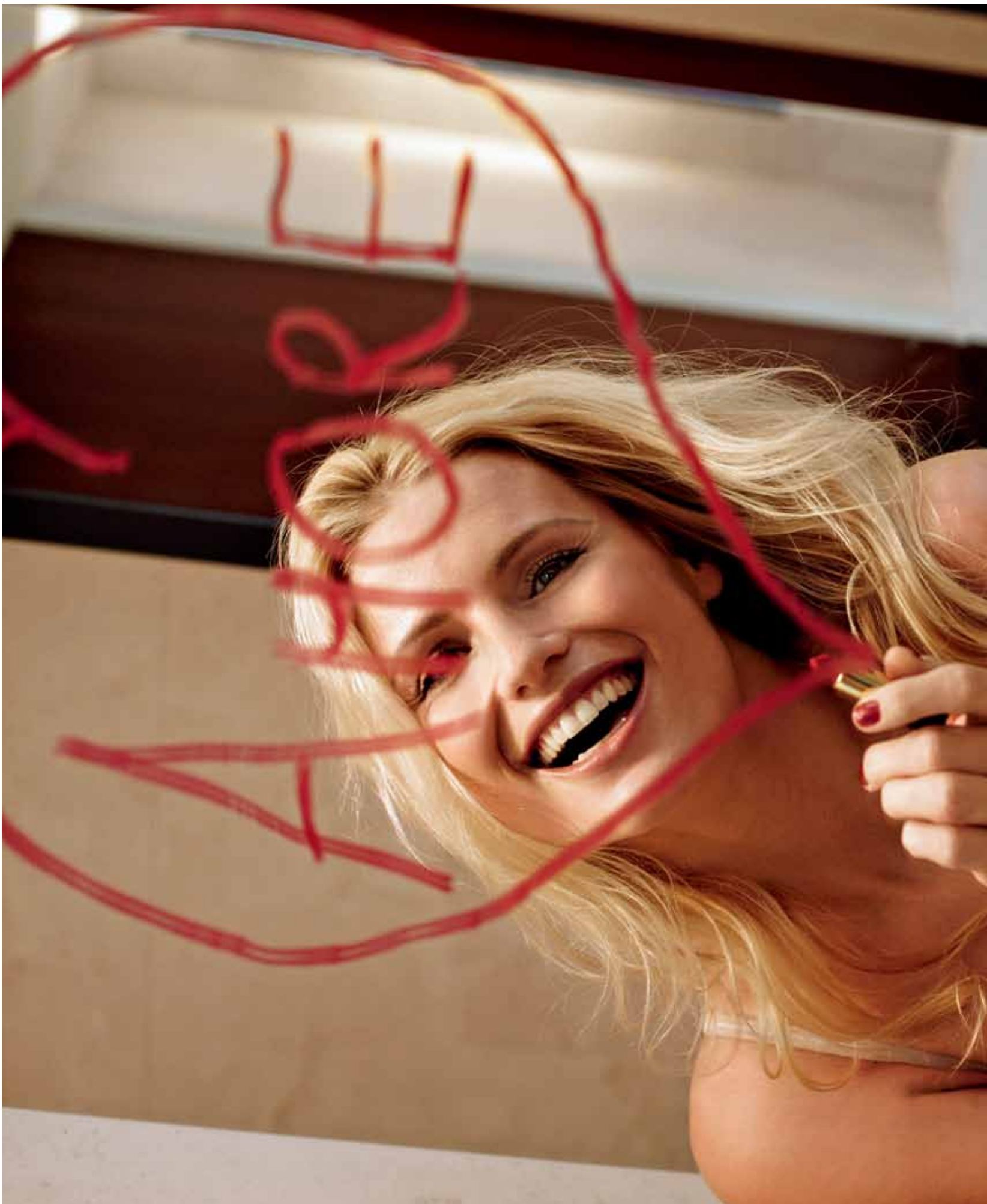
**Hat die Zensur nicht zu einer Selbstzensur geführt, dass Sie automatisch vieles nicht mehr sagen, was Sie sagen wollten?**

In der iranisch-islamischen Kultur nennen wir das «taqiya». Bei Zwang oder Gefahr für Leib und Besitz ist es Schiiten erlaubt, den eigenen Glauben zu verheimlichen. Nicht genau zu sagen, was man meint, ist den Iranern durch historische Erfahrungen eingeprägt worden. Es ist schwer zu wissen, wem man trauen kann: Deinem Nachbarn? Deinem Kollegen? Deinem Mitstudenten? Deiner Ehefrau? Wir sprechen viel, aber nur, um den wesentlichen Teil der Fakten zu verdecken.

**Dort drüben auf Ihrem Schreibtisch liegt Ihr neuester Roman, «Isfahan», den Sie soeben vollendet haben. Darin tauchen Sie noch tiefer ein in die Geschichte des Irans, ins Jahr 1722. Warum lässt Sie die Vergangenheit nicht los?**

Wenn du etwas nicht aussprechen darfst, ist das moralisch etwas Schreckliches. Die Freiheit ist das Wichtigste für den Menschen. Wenn ich die Nachrichten anschau, bin ich tief frustriert. Ich finde, man muss darüber schreiben. Auch wenn meine Texte sich nicht direkt auf die Tagespolitik beziehen, stehen sie doch direkt in Beziehung zu unserem Alltag. Wenn ich das Gefühl habe, dass ich eine Antwort geben konnte, setzt eine moralische Entspannung ein. Es ist das Gefühl, dass ich meinen moralischen Beitrag zu dieser Welt und meiner Gesellschaft geleistet habe.

Amir Hassan ChehelTan wird am Internationalen Literaturfestival «Buch Basel» (6.–9. November) als Gastautor auftreten.



*Italien macht es möglich:* TV-Star Hunziker.



## Million-Dollar-Baby

Von Daniele Muscionico

Romantik kann so schön sein, so schön kann Romantik sein. Vorausgesetzt, man spricht Italienisch. Denn würden wir das Bild genauso mögen, stünde im Lippenstift-Herz nicht «Amore», sondern teutonisch getrommelt «Liebe»? Oder, fast ebenso ungestiös, das Wort «Love»? «Kitsch as Kitsch can», würden wir maulen und den Stab über die Herzensblondine brechen; typisch für so eine, typisch für sie, würden wir kritzeln, typisch für Michelle Hunziker.

Michelle Hunziker, 37 Jahre alt (33 Jahre auf dem Bild), *la Hunziker*, der erfolgreichste Schweiz-Export seit Erfindung des italienischen Privatfernsehens. Michelle Hunziker, transmontaner Muntermacher, auch Thomas Gottschalk durfte an ihrer Seite einen dritten Frühling erleben. Michelle Hunziker, die Braut, die sich traut, seit kurzem wieder neu am Start und allen Feministinnen ein Dorn im Auge. Oder ein Ansporn, den Glauben an das andere Geschlecht noch nicht aufzugeben.

Denn kann eine karrierebewusste Topverdienerin keine Feministin sein? Ist eine Feministin nicht das, was Michelle Hunziker ist, eine Selfmade-Woman? Michelle Hunziker ist die italienische Spielart von Emanzipation und die weibliche Antwort auf Dieter Bohlen. Ihren Weg säumen gefallene Männer, ob Schmusesänger oder Sektenguru, sie lacht Häme in den Wind und zeugt mit jedem ein Kind; sie ist ihre beste Werbebotschafterin, ein Katalogmodel, das sich immer wieder neu erfindet und sein Image gewandelt hat, wie es nur in Italien denkbar ist: «Italiens erotischster Po» von damals ist heute das Ganzkörper-Flagship eines ehrbaren italienischen Modekonzerns im oberen Preissegment.

Italien macht es möglich. Eine Nation, die sich so wenig ernst nimmt, dass sie einen professionellen Clown zu ihrem Padre und Padrone macht. Ein Land, das toleriert, dass eine Ausländerin einen vokalen Nationalhelden diskreditiert, von ihm die gemeinsame Tochter erstreitet – und nun erbrechtlich Anteil bekommen hat an einem textilen Nationalstolz. Tomaso Trussardi heisst der Glückliche. Und Wirtschaftsexperten meinen, dass nicht die Hunziker von ihm, sondern er von ihr profitieren wird, zumindest das familieneigene Unternehmen; das steht plötzlich im Rampenlicht und in der Presse dies- und jenseits von Bergamo, ohne dafür auch nur einen einzigen Cent des Werbebudgets zu investieren. Michelle Hunziker hat auf ihrer Karriereleiter eine weitere Sprosse erklommen. Es wird nicht die letzte sein, wetten, dass?

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 2 (2) **Ken Follett:** Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (-) **Nele Neuhaus:** Die Lebenden und die Toten (*Ullstein*)
- 5 (4) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 6 (6) **Bernhard Schlink:** Die Frau auf der Treppe (*Diogenes*)
- 7 (5) **Charles Lewinsky:** Kastelau (*Nagel & Kimche*)
- 8 (7) **Volker Klüpfel, Michael Kobr:** Grimmbart (*Droemer Knaur*)
- 9 (-) **Lutz Seiler:** Kruso (*Suhrkamp*)
- 10 (9) **Dora Heldt:** Wind aus West mit starken Böen (*DTV*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (-) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 3 (2) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (-) **Niklaus Flütsch:** Geboren als Frau – Glücklicher als Mann (*Wörterseh*)
- 5 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 6 (-) **Carla Bardi, Rachel Lane:** Die runden Bücher: Kuchen und Tartes (*Moewig*)
- 7 (5) **Peter Scholl-Latour:** Der Fluch der bösen Tat (*Propyläen*)
- 8 (-) **Rolf Hiltl, Reto Frei:** Vegan Love Story (*AT*)
- 9 (-) **Christiane Stenger:** Lassen Sie Ihr Hirn nicht unbeaufsichtigt! (*Campus*)
- 10 (6) **Hans Küng:** Glücklicher sterben (*Piper*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Amazon

Amazon hat wohl mehr zur Rettung des Kultur-gutes Buch beigetragen als alle Autoren, Verleger und sonstigen Kulturschaffenden deutscher Zunge zusammen. Dank dem Online-Händler war es nie bequemer und billiger, Bücher zu kaufen – und zu lesen. Die nun vorgestellte Amazon-Flatrate ist eine konsequente Weiterentwicklung: Für eine feste Summe pro Monat kann man so viel Literatur herunterladen wie man will. Doch Europas Bildungsbürger wittern den Untergang des Abendlandes, weil nun kapitalistische und kulturlose Amerikaner den Buchpreis bestimmen und nicht mehr sie selbst. Dabei ist das System unbegrenzten Lesevergnügens für eine kleine Gebühr alles andere als neu. Früher nannte man das Leihbibliotheken. Sie galten als grosse soziale Errungenschaft. Aber sie kamen ja nicht aus Amerika. (ky)

## Autoren

### Seltsamer Sog

**Peter Stamms Werke haben Suchtpotenzial. Zwei Neuerscheinungen geben Einblick in die Schreibtechnik dieses höflichen, verschlossenen und kühlen Autors. Von Pia Reinacher**

Was macht ein literarisches Werk zu einem unverwechselbaren «Produkt»? Was einen Autorennamen zu einer «Marke», die über lange Jahre strahlt? Peter Stamm gibt in diesem Herbst gleich zwei neue Bücher heraus: seine gesammelten Erzählungen «Der Lauf der Dinge», die auch ein paar bisher unpublizierte Texte enthalten, sowie «Die Vertreibung aus dem Paradies», die Bamberger Vorlesungen, die er im Sommer 2014 hielt, ergänzt durch eine Sammlung journalistischer Texte – alles Auftragsarbeiten für unterschiedliche Medien. Das wäre an sich noch nichts Aufregendes, wenn da nicht der seltsame Sog wäre, der auch den Habitué sofort wieder hineinzieht. Und plötzliche Einsichten zum Phänomen Stamm vermittelt, die einem durch die unerwartete Gesamtschau schwerelos zufallen. Man begreift jetzt, warum gerade dieser Autor sich halten konnte und bei jeder Neuerscheinung wieder den Zuspruch von Lesern und Kritik findet, während andere zischend aufleuchten und bald verglühen. Denn mit einem Debüt und vielleicht einem Zweitling Beachtung zu finden, ist im zwanghaft aufsehenerregende Ereignisse fixierten Medienbetrieb unerheblich und keine besondere Leistung. Ein Erstling bekommt die Aufmerksamkeit gratis: Medien brauchen dauernd neues Futter. Über Jahre aber unspektakulär und kohärent an einem Gesamtwerk weiterzuarbeiten, ist schon ein beachtlicher Erfolg.

#### Zerlegen des eigenen Schaffens

Flaniert man in den weiten Erzähllandschaften des seit Jahren auch international als Aushängeschild der Schweizer Literatur wahrgenommenen Schweizer Autors und hört ihm zu, wie er in den Vorlesungen über sein Leben, sein Schreiben, den zähen Kampf dabei und den halluzinierenden Überschwang redet, fügen sich die Konturen dieses höflichen, verschlossenen und kühlen Autors zu einem vibrierenden Porträt. Manches Rätsel erhellt sich beim Lesen, manches öde Vorurteil löst sich in Luft auf. Die beiden neuen Bücher sind Literatur und Schreibwerkstatt, schillernde Imagination und distanzierter Zerlegen des eigenen Schaffens, Plaudern über die Lebensstationen und Selbsterforschung in einem – man kommt diesem Schriftsteller durch die neuen Bücher so nah wie kaum zuvor.

Nehmen wir zum Beispiel den Vorwurf des Sentimentalen, Süßens, Trivialen. Peter

Stamms Erzählen steht seit längerem unter Kitschverdacht – wobei es ausschliesslich die NZZ ist, die ihr eigenes Klischee seit der Rezension zu «An einem Tag wie diesem» (2006) ständig wiederholt. So wohlighat man sich im dortigen Feuilleton mit dem einmal gefundenen Urteil eingerichtet, dass es der Einfachheit halber als Dauererkenntnis bei jeder Neuerscheinung repetiert wird – eventuell eine redaktionsinterne Massnahme, um die angespannten NZZ-Ressourcen mittels serieller Wiederholung etwas zu entlasten!

#### Komik entsteht bei Stamm eher als Nebeneffekt seiner trockenen, genauen Beobachtung.

Peter Stamm kontert das lästige Vorurteil in den Bamberger Vorlesungen geistreich mit dem Hinweis, dass er in seinen Anfangszeiten tatsächlich Kitschromane in Fortsetzungsform für eine Zeitschrift geschrieben habe – ein verblüffender kommerzieller Erfolg. «Herbert – Sie liebten sich nur einen Sommer» und «Erna, die schöne Krankenschwester – Lieben und Leiden einer edlen Dulderin» hiessen die Schinken. Sie waren so begehrt, dass sie später nochmals als Separatdruck erschienen. Er erhalte heute noch Anfragen, ob sie noch lieferbar seien. Minutiös dokumentiert er dann, bei welchen Gelegenheiten die NZZ ihre ärgerlichen Ausfälle wiederholte. Schliesslich enthüllt er vor den Studenten die eigene Faszination für den Kitsch.

Die Gleichung Kitsch = Sonnenuntergang sei auf jeden Fall zu kurz gegriffen. In den letzten Jahren hätten sich etwa zeitgenössischer Kitsch wie minimalistisches Möbeldesign oder postmoderne Architektur auch in anderen Kunstsparten unerkannt etabliert oder – in der aktuellen Literatur – die Verklärung des armen, aber bunten und lebensweisen Osteuropas. Diese Klischees würden von der Kritik weder durchschaut noch benannt.

Weniger erstaunt zeigt sich Peter Stamm über das Etikett eines komischen Autors. Das überrasche nur Leser, die lediglich seine jüngsten Werke kennen – die oft düster grundiert sind. Er selber habe sich schon im Kindergartenalter als Witzerzähler profiliert. Humor, wie es manche Kritiker nannten, ist das bei Peter Stamm allerdings nicht. Situationskomik entsteht bei ihm eher als unerwarteter Nebeneffekt seiner trockenen, lakonischen, genauen



*Düster grundiert:* Schriftsteller Stamm in seinem Arbeitszimmer.

Beobachtungsgabe, mit der er die Differenz zwischen Erwartung und Realität entlarvt und akribisch parodiert – vorzugsweise auch in den Beziehungen der Geschlechter. Darüber kann man sich in seinem neuen Sammelband nun ein Bild machen; die Turbulenzen in offiziellen und inoffiziellen Beziehungen sowie der alltägliche Wahnsinn auf dem Feld der Familie gehören zu seinen bevorzugtesten literarischen Expeditionsgebieten. Es gibt viele Erzählungen, die das Thema immer neu und mit anderem Ausgang variieren.

### Schreibgeschick als Hindernis

Wenn Peter Stamms Bamberger Vorlesungen eines beweisen, dann die Tatsache, dass literarischer Erfolg nicht unbedingt oder nicht nur die Folge einer unerklärlichen Begabung ist, sondern ein angenehmer Nebeneffekt von Fleiss und Schreibübungen seit der Kindheit. Wer in der Schule gute Aufsätze schreibe, sei noch nicht automatisch für die Schriftstellerkarriere prädestiniert, sagt er an einer Stelle. Geschicklichkeit im Schreiben könne sogar ein Hindernis sein. Literarisches Schreiben sei immer ein zähes Ringen um Worte – und gerade die Deutschschweizer Autoren hätten auf diesem Feld vielleicht einen Vorteil. Denn ihr natürliches Idiom sei der Dialekt, Hochdeutsch nicht die Muttersprache. Entsprechend müssten sie um jede Formulierung kämpfen, jedes Wort überdenken – ihre Sprache sei von vornherein eine Kunstsprache.

Bei Peter Stamm verlief der Prozess zum Literaten folgendermassen: Er schlug sich jahrelang als freier Journalist durch, schrieb unbrauchbare erste Romane, dazu massenweise Gebrauchstexte über alle möglichen Themen, machte sich mit einem Fotografen zu Reportage-Tourneen auf, war in der Ära Iwan Raschle ständiger Mitarbeiter des *Nebelspalzers* – alles stille Vorarbeiten und heimliche Planspiele für seine später erfolgreichen Bücher, vor allem den Startschuss «Agnes» (1998), den Debütroman, der ihn auf einen Schlag im ganzen deutschsprachigen Raum bekanntmachte.

Mit der Zeit sei er süchtig geworden nach dem Schreiben – und wer weiss, vielleicht auch nach dem Erfolg und der Öffentlichkeit. Eindringlich beschreibt er, wie er sich schon beinahe in experimenteller Absicht der Einsamkeit einer Grossstadt ausgeliefert habe. In Paris sei er erwachsen geworden, und Hugo Loetschers Satz, dass der Mensch keine Wurzeln habe, sondern Beine, habe er beinahe existenziell erfahren. In einem winzigen Zimmer im Bauch der riesigen Stadt sei er oft einsam, verwirrt und unglücklich gewesen – und Literatur und das Schreiben wurden ihm zum Überlebensmittel.

Offenbar war ihm immer bewusst, dass er ausser über Schreibtechnik und -strategien auch über packende Themen und einen faszinierenden Stoff verfügen müsse, wenn er über die Verarbeitung autobiografischer Erfahrungen hinauswachsen wollte. Stamm studierte zuerst Anglistik, brach das Studium ab, lebte danach in New York, kam zurück und wechselte zur Psychologie, Psychopathologie und Informatik und war als Praktikant in verschiedenen psychiatrischen Kliniken



tätig. Es mag nachträgliche autobiografische Selbststilierung sein – aber wenn man seinen Erinnerungen in den Vorlesungen glaubt, machte er die Studien bereits im Hinblick auf das literarische Schreiben. Der Abbruch des Psychologiestudiums kam einer bewussten Entscheidung für die literarische Karriere gleich.

### In einem winzigen Zimmer in Paris sei er oft einsam, verwirrt und unglücklich gewesen.

Das Material, das er als Journalist gesammelt hatte, verwendete er später immer wieder für literarische Texte – die Erzählungen «Das schönste Mädchen», «Blitzeis», «Die brennende Wand» oder «Deep Furrows» sowie den Roman «Ungefähre Landschaft». Dass die Rechnung aufging, zeigt, dass es für eine Schriftstellerkarriere mehr braucht als die Ausbeutung der eigenen Biografie und einen Zufallserfolg.

Peter Stamms Literatur – das zeigen die beiden neuen Bücher eindrücklich – gründet auf solidem Boden und ist das Resultat einer Mischung aus minutiös geplanter Schreibstrategie, autobiografischen Erlebnissen, starken, ambivalenten Gefühlen, Eintauchen in immer neue Lebensbereiche und schreibend Sich-treiben-Lassen hin zu unbekannten Ufern.



**Peter Stamm:** Die Vertreibung aus dem Paradies. Bamberger Vorlesungen und verstreute Texte. S. Fischer. 349 S., Fr. 34.90



**Peter Stamm:** Der Lauf der Dinge. Gesammelte Erzählungen. S. Fischer. 560 S., Fr. 36.90

## Jubiläums-Geschenk!

ARVI feiert sein 10-jähriges Jubiläum!

Melden Sie sich bis zum 15. Oktober unten folgendem Link an, und erhalten die zweite Ausgabe des 200-seitigen ARVI Jubiläumskatalog direkt nach Hause.

Spannende Geschichten über die besten Domaines und Winzer der Welt, sowie viele interessante Informationen rund um die Welt der feinsten Weine erwarten Sie!



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA  
VIA PEDEMONTE 1  
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75

info@arvi.ch  
www.arvi.ch

www.arvi.ch/ww

# Eine Maus als Emotions-Kraftwerk

Zum Tod des Zürchers Friedrich Streich, der jenes Tier erfand, das «Die Sendung mit der Maus» zum Renner machte. *Von Wolfram Knorr*



Pop-Verjuxtheit: Fernseh-Maus ...



... und deren Erfinder Friedrich Streich.

Kein Tingel, kein Tangel, kaum Kulissen und mehrheitlich die blanke Mattscheibe. Über die klickert und klackt sie mit forschem Schritt und kann ziemlich selbstbewusst und inzwischen mit knarzendem Augenaufschlag frech dreinschauen: die orangefarbene Maus, die längst zum unverwechselbaren und unübersehbaren Gesicht der «Lach- und Sachgeschichten für Fernsehanfänger», wie ursprünglich mal das Fernsehmagazin der ARD hiess, geworden ist. Entwickelt hat sie der Schweizer Karikaturist Friedrich Streich. Den Sachgeschichten gab er mit dem Slogan «Frag doch mal die Maus» ein Gesicht.

Der 1934 in Zürich geborene Streich, der vergangene Woche starb, war zunächst als Journalist, Schauspieler und Karikaturist für verschiedene Zeitungen wie *Tagi* oder *Süddeutsche* tätig. Im Deutschen Institut für Film und Fernsehen (DIFF) zum Trickfilmer ausgebildet, erhielt er Anfang 1970 vom WDR den Auftrag, eine Maus zu entwerfen, die die «Geschichte von der Maus im Laden» von Isolde Schmitt-Menzel weiterentwickeln sollte. Man suchte eine Eigenbau-Konkurrenz zur übermächtigen «Sesamstrasse», die gerade ins deutsche Fernsehen einzog. Zugleich sollte sie sich von Disneys quirlig wirbelnder Micky Maus unterscheiden.

Die Schweiz hat einen weltweiten Ruf in grafischer Kunst, und Streichs Kreation wirkt, als sei sie aus dem Geist dieser darstellenden Kunst

entstanden. Zunächst erinnert sie, wie ausgeschnitten und auf Papier geklebt, an eine darstellende Demonstration. Doch mit ihren subtilen und lautmalerisch grotesken Kapriolen und Pirouetten tanzt sie souverän aus der Reihe konventioneller Trickfilmfiguren. Es ist dieser groteske Effekt, der die Kinder anzieht, vor allem wenn sie mit den Augen klimpert oder mit den Gelenken knarzt.

Längst ist die Maus – in hundert Länder verkauft und in zahllosen Kinder- und Konsumartikeln verwertet – eine Leitfigur.

## Bürste verwandelt sich in Raupe

Den kuriossten Einfall hatte Streich, als er 1975 den blauen Elefanten dazuerfand, dessen Besonderheit vor allem darin besteht, dass er auf seinen vier Beinen mit Rüssel und Segelohren viel, viel kleiner als die Maus ist. Ob Streich sich dazu durch Disneys «Dumbo» animieren liess, in dem eine winzige Maus die schwerfälligen Elefanten zum Tanzen bringt, ist nicht bekannt; aber mit dem radikalen Gegenteil zu spielen, gehört mit Sicherheit zu seinem Prinzip, das sich schon in seiner melancholischen Maus mit den schweren Augenlidern äussert. Wenn man der Wirklichkeit ein Schnippchen schlägt und sie in ihr Gegenteil umkrepelt, ihre Regelmäßigkeit aushebelt, finden das Kinder besonders lustig. Der kleine blaue Elefant, der mit dem Rüssel trötet, ist ein Kuriosum, wie

schliesslich auch noch die Ente, die Streich am Ende hinzuerfand.

Was die Figuren so anziehend, suggestiv macht, ist ihre groteske Stoik, mit der sie einfach daneben liegen: zwischen Wirklichkeit und Nonsense, Anarchie und Ordnung. Sie sind kuriose Grenzgänger, die keinen Ort haben und sich nirgends niederlassen – ausser auf der Mattscheibe. Und dort sind sie ziemlich erfindungsreich. So vermag die Maus schon mal eine Bürste mit vielen Borsten zu zeichnen, sie aufzurichten, damit sie sich an ihren Borsten den Rücken kratzen kann, um ihr dann, wieder in die Waagrechte gebracht, ein Gesicht anzumalen, worauf sich die Bürste in eine Raupe verwandelt. Oder sie und der Elefant treten gemeinsam als Clowns in einem Zirkus auf, der nur als Skizze existiert.

## Buchstaben-Rock-'n'-Roll

Streich brachte mit wenig Strichen die Dinge beziehungsweise die Tiere – oder die Vorstellung von ihnen – aus dem Gleichgewicht. Disney und Co spielen, satirisch überzeichnet, mit ihnen, aber respektieren den Rahmen realer Verhaltensweisen. Streichs Kreationen überhaupt nicht; sie entstammen ein wenig dem Geist des einstigen Pop-Illustrators Heinz Edelmann («Yellow Submarine»), der Demonstrationsästhetik, die in monströser Überzeichnung den Kern der Figuren oder Tiere (oder Gegenstände) freilegte oder in sein komödiantisches Gegenteil verkehrte. Die Maus hat noch etwas von dieser Pop-Verjuxtheit.

Als die inzwischen legendäre Maus 1971 erstmals auftrat, blickte sie ziemlich ratlos und trüb von der Mattscheibe in die Wohnstuben. Vor ihr lag ein Berg von Buchstaben, und sie wusste zunächst nicht, was sie damit sollte.

## Was die Figuren so anziehend, suggestiv macht, ist ihre groteske Stoik.

Aber dann bewies sie eben das, was sie seitdem auszeichnet: Schlitzohrigkeit. Zu Rock-'n'-Roll-Takten gelingt es ihr, die Buchstaben einfach durcheinanderzuwirbeln, bis der Satz «Lach- und Sachgeschichten» daraus entsteht.

Schon ein Jahr später wurde daraus «Die Sendung mit der Maus». Da flog sie mit einem Luftballon durch die Gegend, dann balancierte sie Bücher auf dem Kopf und wurde darüber zum Markenzeichen. Friedrich Streich ist das mit einfacher Animation gelungen. Gerade in dieser radikalen Reduktion, diesem ironischen Augenzwinkern, gelang ihm die hohe Suggestion. Es sind nicht nur Kinder, die sich von der kuriosen Maus und ihren Freunden zu den Reportagen, den «Sachgeschichten», verführen lassen, auch bei Erwachsenen hat die Sendung längst Kultstatus. Das ist das Verdienst von Friedrich Streich. Die Maus als Logo bleibt ein erstaunliches Emotions-Kraftwerk. ○

# Das Fräulein aus Korfu tut einfach gut

Sie ist ein geheimnisvolles Denkmal aus Zurückhaltung und hat 250 Millionen Tonträger verkauft. Nana Mouskouri wurde achtzig. Und geht wieder auf Tournee. Von Thomas Würdehoff

Für alle, die Anfang der sechziger Jahre acht, neun Jahre alt waren, gab es kein Entzinnen. Schwarzweiss war die Dame, hübsch irgendwie, jung auch, aber da war diese Brille. Wir hatten noch nie eine Frau gesehen, die Musik machte und gleichzeitig eine Brille trug. Heidi Brühl war blond, Lys Assia lächelte, aber Nana Mouskouri hatte diese Brille, gross und modern. Und sie war ernst – nicht streng, aber ernst und vernünftig. Sie war die Geografielehrerin, die unsere Freundin sein wollte.

Das freundlich-gefasste Fräulein Mouskouri trat samstagabends bei Peter Frankenfeld auf oder auch bei Vico Torriani im «Hotel Victoria». Es gab keine Farbe, die Fernsehwelt war noch in tiefes Schwarzweiss getaucht. Wie eben auch Nana Mouskouri. Über Jahre hinaus besuchte sie samstags Vico, Frankenfeld und Caterina Valente und sang stets über «Weisse Rosen aus Athen» oder «Ein Schiff wird kommen». Ein vergebliches Unterfangen war das, denn wir hörten Beatles und The Who. Wir nahmen Nana Mouskouri nur am Rande wahr. Ignorieren konnte man sie nicht – für die nächsten zwanzig Jahre war sie einfach da.

## Nana in Amerika?

Und sie hatte diese provozierend glasklare Stimme, die nicht zu überhören war. Lupenrein, makellos. Fast ein Sopran. Und sie sang: «Weisse Rosen aus Athen / Sagen dir: Komm recht bald wieder / Sagen dir: Auf Wiedersehn / Weisse Rosen aus Athen.» Wer singt so etwas? «Komm recht bald wieder...» Diese eigentlich alterslose Dame hatte etwas Gouvernantenhaftes, Öffentlich-Rechtliches, Fernsehgalamässiges. Sie war nicht von dieser Welt – jedenfalls nicht von unserer Welt. Wirklich nicht. Auch nicht im Jahr der Mondlandung.

Jahrzehnte später. Die Musikindustrie ist durch ihre hundertfünfundzwanzigste Krise gewatet, hat wieder einmal die längst vergessenen Archive geplündert und dabei auch einige Schätze zutage gefördert. «Caterina Valente in New York» zum Beispiel. Aufnahmen, bei denen man die Valente fernab von Liedgut wie etwa «Tipitipitipso» als grosse Jazzsängerin erleben konnte. Ein Ereignis. Und kurze Zeit später erschien dann «Nana Mouskouri in New York».

Nana in Amerika? Allein die Vorstellung versammelte viele Fragezeichen hinter sich. Ein Abend unter Exilgriechen oder gar deutschen Heimatvertriebenen in New York? Der Gedanke, dass unsere Geografielehrerin jemals mit Quincy Jones und einigen anderen Weltmeistern in einem Aufnahmestudio in Manhattan verbracht

haben könnte, wäre vermutlich nur wenigen Eingeweihten gekommen. Doch es ist wahr und nachzuhören: Ihr glockenheller Sopran swingt sich tatsächlich durch Meilensteine wie «Love Me or Leave Me», «What Now My Love» oder «Smoke Gets in Your Eyes», und dank der behutsamen musikalischen Führung von Quincy Jones ist das Werk nicht nur anhörbar, sondern verbreitet seltsam sinnliche Farben: Eine aufreizend kühle, fast skandinavisch anmutende Erotik trifft auf die schon bedrohlich makellose Idylle eines David-Lynch-Thrillers.

Es war 1962, ein Jahr nach dem auch in New York bemerkten Erfolg der «Weissen Rosen», als der Gründer des Mercury-Labels, Irving Green, das adrette Fräulein aus Korfu über den Atlantik holte. Nana Mouskouri war ein Star in etlichen europäischen Ländern, und so brachte sie Green mit Jones zusammen, der die grösste Versprechung unter den jungen Produzenten des US-Markts war. An den Reglern stand übrigens Phil Ramone, der später Kapazunder wie Billy Joel, Barbra Streisand und Ray Charles tontechnisch begleiten sollte.

## Die fast skandinavisch anmutende Erotik trifft auf die bedrohliche Idylle eines David-Lynch-Thrillers.

Die Arbeit an dem Album begann nicht etwa im Studio – Quincy liess es ruhig angehen und führte seinen Schützling erst mal jeden Abend aus. In die bedeutenden Klubs von Harlem und Manhattan, wo Nana Mouskouri die grossen Musiker in Aktion erleben konnte. «Nana, you have to come and listen to the masters first!», schärfte er ihr ein und brachte sie mit Harry Belafonte, Duke Ellington und Miles Davis zusammen.

Die zweite Lektion war weniger gemütlich. Geduldig, aber gnadenlos betrieben der Produzent und das Mädchen Sprech-Erziehung: «Nur wenn du jedes Wort auch korrekt aussprichst, kannst du echte Gefühle vermitteln», lautete einer der Lehrsätze des Meisters, die Nana Mouskouri auch heute noch bereitwillig erzählt – und auch beherzigt. Vielleicht ist es bisweilen auch diese Deutlichkeit, die Nana Mouskouris Lehrerinnen-Appeal ausmacht.

Zwar erfüllte sich der Traum des grossen Durchbruchs in Amerika nicht wirklich, aber «The Girl from Greece» war ein ziemlich langlebiger Everybody's Darling der Branche. Zunächst trat Nana in den gängigen Fernsehshows auf, um schliesslich mit Harry Belafonte

auf Tour zu gehen. Im Lauf der Zeit lernte sie die Säulenheiligen des Showbiz kennen, bis hin zu Bob Dylan (der für sie sogar einen Song schrieb) und Frank Sinatra. Sie produzierte Alben zusammen mit Michel Legrand, sie sang mit Udo Lindenberg, und mit Leonard Cohen («Er ist einer meiner *all-time heroes!*») pflegt sie bis heute herzlichen Kontakt – erst kürzlich noch raunte ihr der Kanadier schriftlich zu: «I always listen to your voice!»

## Erfolgreicher als Barbra Streisand

Eine prominente Garde aus der leichten Show-Kavallerie feiert gerade das 80. Lebensjahr. Leonard Cohen, Udo Jürgens, Brigitte Bardot, Abdullah Ibrahim und eben auch Nana Mouskouri. Am vergangenen Montag trat sie in der vollbesetzten Hamburger Laeiszhalle auf, wurde frenetisch mit «Happy Birthday» begrüsst, und zum Abschluss sang das Publikum einhellig «Weisse Rosen» mit ihr. Irgendwann verneigte sich der deutsche Liederpoet Funny van Dannen in einem seiner Songs vor ihr: «Gib es zu, / Du warst im Nana-Mouskouri-Konzert. / Ich war auch da, und du hast geweint.» So war es auch in Hamburg, selbst die hartgesottensten Hanseaten verdrückten öffentlich ein Tränenlein – Nana kriegt sie alle.

Doch passt Nana Mouskouri wirklich in die Reihe jener Jahrhundertfiguren? Es ist keineswegs nur die unerklärlich-unerbittliche Präsenz in den letzten fünfzig Jahren, die diesen Superstar mit Brille zu einer der Ikonen der internationalen Musikszene machte. Erstaunlicherweise ist sie, so wird hartnäckig kolportiert, nach Madonna die erfolgreichste weibliche Künstlerin aller Zeiten. Mit 250 Millionen verkaufter Tonträger verweist sie die Streisand oder Caterina Valente auf die Plätze. Unauffällig, ohne Skandale, in aller Bescheidenheit: Nana Mouskouri – ein Denkmal der Zurückhaltung.

Der Karriereverlauf widerspricht allen gängigen Marketingstrategien. Tritt sie auf – und sie mutet sich nach wie vor viele Auftritte zu –, ist es, als sei sie eine Besucherin aus einem anderen Beruf. Fern lagen ihr die mitreisenden Attitüden eines Elton John oder die lauten Maskeraden einer Lady Gaga, aber auch die tiefende Gefühllichkeit einer Barbra Streisand ist nicht ihr Ding. Nana Mouskouri scheint nicht zu performen – sie statuiert ein Exempel. «Ich hatte immer ein starkes Bedürfnis nach Anerkennung, Liebe und Sicherheit. Auf der Bühne verschwand meine Angst. Ich hatte das Gefühl, alle Leute im Publikum verstehen mich. Sie schienen das Gleiche zu suchen wie ich.» Es ist diese





«Auf der Bühne verschwand meine Angst»: Sängerin Mouskouri in den sechziger Jahren.

Authentizität, die ihr Publikum berührt. Show bedeutet immer auch Verkauf. Doch Nana Mouskouri verkauft nichts, keine Sensationen, nichts Grossartiges. Sie ist einfach da und tut gut. Da ist kein Bemühen, kein Krampf – zu Nana Mouskouri geht man, als träfe man sich mal wieder mit einer Freundin im Café. Ohne Erwartungen. Nur so. Eine Art Schlager-Zen. Man sagt über das Schaugeschäft, es sei die Be-

rufssparte, die am meisten der Prostitution ähnelte. Unvorstellbar, dass Nana Mouskouri jemals irgendetwas unternommen hätte, was ihr widerstrebte. In der «Zuhälterballade» aus der «Dreigroschenoper» heisst es: «Es geht auch anders, doch so geht es auch.» Und es ist diese kindliche Gelassenheit, dieses unbedingte Weltvertrauen der Nana Mouskouri, das seit fünfzig Jahren fasziniert. Happy Birthday! ○

## Jazz

# Architekten des Zwischenraums

Von Peter Rüedi

Nicht jede Kunst ist notwendig eine Projektion von Biografie. Aber manchmal trifft das Klischee zu, nach welchem der Jazz eine Lebensform ist, desaströsen Verhältnissen abgetrotzte Schönheit. Da stellt sich schnell jenes «Durch Nacht zum Licht»-Pathos ein. Im Fall des am vergangenen 11. Juli gestorbenen Bassisten Charlie Haden kann auch ich mich dem nicht ganz entziehen: Zu warm und «human» ist schon der tief natürliche Kontrabassklang des guten Menschen von Shenandoah, Iowa. Dort wurde Haden 1937 geboren, mit viel musikalischem Talent in den Genen und einigen verhängnisvollen Anlagen.

Mit zwei Jahren trat er schon in Radio-Shows der Country-Music-Band seiner Familie auf. Später erkrankte er an Polio, was seine Stimme so angriff, dass er zum Kontrabass wechselte. Und bald auf den Jazz kam und damit fast zwangsläufig auf harte Drogen. Das beschädigte sein ebenso melodiöses wie fundamentales Bassspiel erstaunlich wenig. In L. A. lernte er den Pionier Ornette Coleman kennen, mit dem er Jazzgeschichte schrieb und einige für die Wende zum Free Jazz kruziale LPs einspielte. Haden erdete Colemans «harmolodische» Musik, wie er immer ein tief in der Tradition verwurzelter Avantgardist blieb: in der Zusammenarbeit mit Keith Jarrett, in seinem in der Folge des Vietnam-Protests programmatischen Liberation Music Orchestra, an der Seite von Pat Metheny («80/81»), der Gruppe Old And New Dreams, in seinem eigenen Quartet West, mit dem er sich, inzwischen längst clean, mit der populären Musik der vierziger Jahre beschäftigte. Hadens Bass schaffte immer vibrierende, intime Innenräume, und so hatte er auch eine besondere Vorliebe für Duos.

Eines der schönsten ist das mit dem ebenfalls unlängst verstorbenen Gitarrenmeister Jim Hall, fast ein Vierteljahrhundert nach der Aufnahme am Monterey Jazz Festival soeben auf dem revitalisierten Impulse-Label erschienen: ein Nonplusultra der feinsinnigen, behutsamen, inspirierten Konversation in gedämpfter Stimmlage. Grösste Substanz bei grösster Lockerheit (beide Partner sind Weltmeister des Zwischenraums).



Charlie Haden / Jim Hall:  
Impulse (Universal)  
060253784 1837

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Gone Girl	★★★★★
Regie: David Fincher		
2	Calvary	★★★★☆
Regie: John Michael McDonagh		
3	Gemma Boveri	★★★★☆
Regie: Anne Fontaine		
4	Monsieur Claude und seine...	★★★★☆
Regie: Philippe de Chauveron		
5	Guardians of the Galaxy	★★★★☆
Regie: James Gunn		
6	Get On Up	★★★★☆
Regie: Tate Taylor		
7	The Equalizer	★★★★☆
Regie: Antoine Fuqua		
8	Can a Song Save Your Life?	★★★★☆
Regie: John Carney		
9	Lucy	★★★★☆
Regie: Luc Besson		
10	Phoenix	★★★☆☆
Regie: Christian Petzold		

### Kinozuschauer

1 (-)	The Equalizer	18 546
Regie: Antoine Fuqua		
2 (1)	Gone Girl	17 290
Regie: David Fincher		
3 (3)	Qu'est-ce qu'on a fait au ...	17 162
Regie: Philippe de Chauveron		
4 (2)	Dracula Untold	9647
Regie: Gary Shore		
5 (4)	Sex Tape	6670
Regie: Jake Kasdan		
6 (-)	Annabelle	6470
Regie: John R. Leonetti		
7 (5)	Männerhort	5925
Regie: Franziska Meyer Price		
8 (7)	Yalom's Cure	4403
Regie: Sabine Gisiger		
9 (8)	Der 7bte Zwerg	3612
Regie: H. Siepermann, B. Aljinovic		
10 (-)	Maya – the Bee Movie	3470
Regie: Alexs Stadermann		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (3)	Maleficent – Die dunkle Fee (Disney)
2 (-)	Need for Speed (Rainbow)
3 (2)	X-Men: Zukunft ist Vergangenheit (Fox)
4 (1)	Godzilla (Warner)
5 (4)	Lone Survivor (Impuls)
6 (-)	Tinkerbell und die Piratenfee (Disney)
7 (6)	Bad Neighbors (Universal)
8 (5)	Das Schicksal ist ein mieser ... (Fox)
9 (7)	Snowpiercer (Ascot Elite)
10 (-)	Noah (Rainbow)

Quelle: Media Control



«Hier kann man die Psychosphäre riechen»: «True Detective».

### Serien

## Aus der Welt gekippt

Neben der HBO-Serie «True Detective» auf DVD ist auch das Romandebüt «Galveston» des Serienschöpfers Nic Pizzolatto erschienen. Der Vergleich lohnt sich. Von Wolfram Knorr

Rust hätte sich mit dem Himmel gestritten, weil ihm das Blau nicht gefiel», sagt Marty Hart über seinen ehemaligen Partner Rust Cohle. Es ist das Jahr 2012, Marty sitzt in einem Polizeirevier und soll über seinen Ex-Kollegen, einen inzwischen versifften Alkoholiker, Auskunft geben; aber auch über einen mysteriösen Ritualmord, den die Detektive Mitte der neunziger Jahre aufzuklären versuchten, worüber sie in Streit gerieten. Der Mordfall hat wie eine Säure ihre Lebensentwürfe zersetzt.

Marty ist ein konservativer, familienseliger Selbstbetrüger mit ausserehelichen Affären. Rust, ein verbokrter Exzentriker, eloquent und fanatisch, zornig über die Zustände im Land, die Menschen, das Leben. Erst verlor er ein Kind, dann scheiterte die Ehe, und den letzten Rest gab ihm der Drogensumpf während er als Undercover-Cop arbeitete. Er lässt sich versetzen, wird Partner von Marty Hart und nervt mit aggressiven, nihilistischen Tiraden («Wir sollten mit der Fortpflanzung aufhören, Hand in Hand in die Auslöschung gehen»). Er ist felsenfest davon überzeugt, dass die ermordete Prostituierte Dora Kelly Lange, deren Leiche mit heidnischen Symbolen versehen wurde, keinem Einzeltäter zum Opfer fiel, sondern einem Serienmörder. Spuren weisen zu einflussreichen Polit-Clans von Louisiana. Doch die sind tabu, eine andere Einheit «löst»

den Fall, und das Duo wird auseinandergerissen, befeuert durch Martys Frau Maggie, die hinter die Affären ihres Mannes kommt und Rust in ihre Misere zerrt.

«True Detective» heisst die vielgelobte HBO-TV-Serie, die mit der Buddy-Konstellation zweier Gegensatztypen Klischees erwarten lässt. Das ver-rückte Konstrukt unterläuft sie, im Erzählerischen, Psychologischen, Visuellen. TV-Ästhetik ist weit weg. Perlgrau das Licht, als wären die Farben rausgewaschen, platt und bleiig die Landschaft. «Die Gegend», so Rust, «hinterlässt einen schlechten Geschmack im Mund, nach Aluminium und Asche. Hier kann man die Psychosphäre riechen.» Schwarz die Raffinerietürme, grau die Stummfilmgesichter der Rednecks; und düster die Beziehung der beiden, eine fiebrig überhitzte Symbiose.

Erfunden hat dieses radikale, vom «Tatort» galaxienweit entfernte Konzept der junge Amerikaner Nic Pizzolatto. Obwohl sein Romandebüt «Galveston» 2010 für den Krimi-Preis Edgar nominiert war, war er ein unbeschriebenes Blatt der TV-Branche, auch wenn er als Autor an der US-Version der dänischen Krimi-Serie «The Killing» mitgeschrieben hatte. Dass der Roman in deutscher Übersetzung zur gleichen Zeit erscheint wie die «True Detective»-DVD, ist erfreulich. Der Vergleich lohnt sich. Ursprünglich hatte Pizzolatto seine TV-Serie als Roman ge-

plant, dann verfolgte er die Idee eines Bühnen-Zweipersonenstücks und stellte schliesslich zwei Pilotepisoden her. HBO ging das Wagnis ein und gab die Serie in Auftrag. Pizzolatto gelang es sogar, durchzusetzen, dass er alle acht Folgen alleine schreiben und den Regisseur Cary Fukunaga («Sin nombre») ebenfalls für alle Folgen verpflichten konnte. Er wollte Kinoqualität, was ihm nicht zuletzt durch die grandiose Besetzung mit Woody Harrelson als Marty Hart und Matthew McConaughey als Rust Cohle gelungen ist. Zwei Maniacs, Machos, Egozentriker und Exorzisten, die sich gegenseitig die Teufel auszutreiben versuchen. Das ist von höchster Brillanz. Die Serie ist nach jeder Staffel mit acht Folgen in sich abgeschlossen. Jede weitere bekommt ein neues Team. Deshalb reagierten Fans ungnädig, als bekannt wurde, dass die zweite Staffel, die in Los Angeles angesiedelt sein wird, mit Colin Farrell und Vince Vaughn besetzt wird. Vor allem Vince Vaughns Image ist von Klamaukfilmen geprägt. Ob da etwa als Kontrast ein Schmunzelkrimi geplant sei, wurde entsetzt gemutmasst.

### So etwas wie Emotionen

In Pizzolattos Romandebüt «Galveston» sind Motive seiner Serie bereits angelegt. Klassische Vorbilder des Roman noir, wie Jim Thompson («The Killer Inside Me»), sind ebenso deutlich auszumachen wie jene Charaktere, die sich in einer Welt der Verrohung,



Welt der Verrohung: Autor Pizzolatto.

zerstörter Landschaften und kaputter Seelen mit existenzieller Verzweiflung zu behaupten versuchen. Roy Cady, Schläger und Killer, der von seinem Arzt die Diagnose Lungenkrebs mit kurzer Lebensdauer erhält, gehört wie Rust Cohle zu den seelisch Verwüsteten, zu jenen, die im Sinne Nietzsches zu lange in den Abgrund blicken, bis der Abgrund auch in sie hineinblickt. Von seinem dubiosen Boss in eine üble Falle gelockt, kann er fliehen und nimmt die junge Hure Rocky mit, die Zeugin der martialischen Schiesserei war. Da flackern durch Roys Charakter, eigentlich so undurchdringlich wie eine düstere Wetterfront, so etwas wie Emotionen. Er hilft Rocky, die kleine Schwester zu suchen, und träumt von Friedfertigkeit. Doch Erwartungen sind wie fette Vögel. Besser man dreht ihnen den Hals um, bevor sie wegfliegen.

«Ich versuchte mir vorzustellen, wie es wäre, nicht mehr zu existieren, aber ich besass nicht genügend Einbildungskraft», rät Roy, und so redet auch Rust Cohle. Nihilismus ist allgegenwärtig, aber auch das Aufbegehren gegen die Hoffnungslosigkeit.

In «True Detective» finden 2012 die verkrachten Existenzen Marty Hart und Rust Cohle wieder zusammen. Es gibt weitere Morde – ganz nach dem alten Muster. Rust hatte recht mit seiner Serienmörderthese. In diabolischer Rückblendendramaturgie wird das Drama der Detektive aufgerollt. Günther Anders charakterisierte mal Samuel Becketts Bühnenfiguren («Endspiel») mit dem Ausspruch: «Seine Helden sind nur noch am Leben, nicht mehr in der Welt.» Pizzolattos Helden befinden sich noch in der kaputten Welt – aber sie sind kurz davor rauszukippen.

★★★★

**True Detective:** drei Discs, acht Folgen, mehrsprachig, mit Bonusmaterial, Warner Home Video

**Nic Pizzolatto:** Galveston. Walde + Graf bei Metrolit, 253 S., Fr. 29.90

### Fragen Sie Knorr

Es wird behauptet, die Mafia werde in Filmen wie «Godfather» oder in der wunderbaren Serie «Boardwalk Empire» geschönt dargestellt, in Kleidung, Manieren und so weiter. Die echten Gangster hätten sich die Filmfiguren sogar zum Vorbild genommen. Ist da was dran? M. P., Basel



Da ich in diesen Kreisen nicht verkehre, kann ich nur Vermutungen anstellen. Es stimmt natürlich, dass schon in den Gangsterfilmen der dreissiger Jahre der *bad guy* extrem ele-

gant und smart angelegt wurde. Das erfüllte einen dramaturgischen Zweck: Der rüde Emporkömmling, der sich mit der Knarre in der Hand und im feinen Zwirn durchsetzt, wirkt als Teil einer geckhaften Herrschneider-Prachtparade besonders schaurig, und es hat zugleich den Effekt eines tiefen Falls, wenn er am Ende mit Filzhut und in Nadelstreifen im Dreck endet. Dass sich echte Unterweltler Klamotten und Manierismen abgucken, dürfte sicher sein.

#### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Feministen-Massaker

Von Alex Baur

Ach, die Quote. Die war effektiv schlecht, als SRF 2011 die Wahl zur Miss Schweiz aus dem Programm kippte. Nur ein Viertel des TV-Publikums mochte noch reinzappen. «Nicht mehr zeitgemäss», meinte SRF-Unterhaltungschef Christoph Gebel. «Nicht Aufgabe des öffentlichen Senders», sagte der Publikumsrat.

Ach wirklich? Über die Wahl von Laetitia Guarino vom letzten Samstag auf dem Bundesplatz berichteten alle Medien, seit Wochen. Auch SRF machte mit, recht pro-



Mehr als nur schön: Miss Schweiz Guarino.

minent sogar, nur eben nicht live. Wie üblich gab es Hohn und Gemecker. Dass Frauen sexy und begehrt sein wollen, ist Feministen seit je ein Gräuel. Anderen schwante eine Entweihung des Bundeshauses durch die frivole Show. Bloss – ignorieren mochte den Anlass keiner.

Mit gutem Grund. Wenn die schwächelnde «Arena» dank Christa Rigozzi (Miss Schweiz 2006) zurück ins Gespräch findet und Melanie Winiger (Miss Schweiz 1996) Schawinski eine Traumquote beschert, hat das definitiv nichts mit Oberweiten und nackter Haut zu tun. Die beiden Frauen waren einfach gut.

Der mit 900 000 Franken subventionierte Film «Das Missen-Massaker» sollte 2012 das Ende einer Ära besiegeln. Der Streifen war ein grandioser Zuschauerflop. «Miss Schweiz» ist derweil so aktuell wie eh und je. Frauen verführen gerne, Männer lassen sich gerne verführen, es liegt in der Natur – darum herum eine Show mit Niveau zu machen, ist hohe Kunst. Nicht die Missen waren zu dumm, sondern die TV-Macher. Sie sollten es nochmals versuchen, besser machen. Die am TV übertragene Wahl der Miss Schweiz ist eine nationale Institution, sie gehört zu SRF wie die «Tagesschau.»

# Autos werden zu Helden

Dank kreativer Schleichwerbung können wir Produkte in Kinofilmen und Fernsehserien bald direkt anklicken und kaufen. Auf den Bildschirmen blüht uns ein smart inszenierter Konkurrenzkampf unter Automarken oder Grossverteilern. *Von Tom Kummer*

«Geld», so heisst es in «Die Philosophie des Andy Warhol», «das ist der Augenblick für mich, das ist *meine Laune*.» Oder im Zeitalter des Narzissmus: die unmittelbare Befriedigung eines jeden Wunsches, wie unmoralisch er auch sein mag – besonders wenn es um den nächsten Autokauf geht.

Warhol, der zynischste Fan des amerikanischen Kapitalismus, verdeutlichte wie kein anderer vor ihm, dass alles in unserem Leben zum Tauschobjekt geworden ist, in einer Gesellschaft, in der es an erster Stelle um das Einnehmen von Aufmerksamkeit geht. Werbung wurde bei Warhol logischerweise zur Kunst, Product-Placement oder «Schleichwerbung» zur Würze einer Logik, die das Kapital regiert.

Bloss die Konsumentenschützer scheinen noch heute gegen diese Realität anzukämpfen – gegen das Vergnügen an einer popkulturellen Gegenwart, in der Marken wie Apple, Samsung, BMW, General Motors, Gucci, Nike oder japanisches Dosenbier zur Familie der Dinge gehören, die uns bewegen – mehr vielleicht als unsere eigenen Brüder und Schwester.

## Nesquik im «Tatort»

Ginge es jedoch nach den Moralaposteln unserer Medienwelt, dann würde diese Realität in Film und Fernsehen einer völlig verzerrten Wirklichkeit gleichkommen: Auf unseren Strassen würden nur namen- und markenlose Autos fahren, keine Volvos oder Audis. Ein Frühstückstisch wäre im «Tatort»-Krimi mit Früchten, Brot und einer Schale Milch gedeckt, nicht jedoch mit Kellogg's, Nutella oder Nesquik.

Dabei haben sich die Entscheidungsträger unserer Film- und Fernsehzeitung längst für eine wirklichkeitsnahe Methode entschieden: Kürzlich trafen sich nämlich in Beverly Hills Marketingexperten zum Gipfeltreffen in der Zentrale von WME (William Morris Endeavor), jener einflussreichsten Hollywood-Agentur, mit deren Hilfe unsere Gegenwart produziert wird – oder das, was wir für unsere Wirklichkeit halten: Es sind die Bilder, Töne, Gedanken und Brands, all das, was unsere Fernseh-, Computer- und Medienwelt mit Produkten, Gesichtern und Geschichten füllt und was sich immer weiter hineinfrisst in den Boden der Tatsachen, auf dem wir vielleicht noch immer mit beiden Füssen zu stehen glauben.

Jetzt kam es also zum Gipfeltreffen zwischen den Content-Lieferanten – Drehbuch-

autoren und Regisseuren –, wichtigen Entscheidungsträgern der Werbewirtschaft, Marketingchefs grosser Autokonzerne und Vertretern von MTE Video, einer anspruchsvollen Software-Company, die es uns bald erlauben wird, Produkte in Kinofilmen und Fernsehserien direkt auf unseren Bildschirmen anzuklicken und zu kaufen. (Man stelle sich den «Tatort»-Kommissar vor mit der brandneuen Breitling-Uhr am Handgelenk, am Steuer des allerneuesten Audi-Modells. Gerade hat er den BMW-fahrenden Bösewicht zur Strecke gebracht. Jetzt den Krimi TiVo-mässig kurz stoppen: Breitling-Uhr und Audi anklicken, und ab in den Einkaufswagen.)

## Frisch, Fellini

In der WME-Firmenzentrale sollen wichtige Entscheidungen in Richtung dieser «Universal-Boutique» getroffen werden. Film und TV suchen dringend neue Finanzierungswege. Das Fernsehen zerfasert im Zipping, Zapping, Shifting Hunderter Sender, die man zeitversetzt reklamefrei aufzeichnen kann. Das Publikum ist werbemüde, die Industrie des alten Blocksystems überdrüssig. Das un-

## Es kann nur dann erfolgreich sein, wenn die Marke in einer guten Geschichte auftaucht.

auffällige Product-Placement hat sich längst zur weltweiten Schlüsselstrategie unter den Marketingtaktiken entwickelt. Es geht von der logischen Überzeugung aus, dass sich ein junges Publikum freut, wenn Produkte aus dem täglichen Leben in Filmen oder Videogames gezeigt werden, mit denen es sich identifizieren und auseinandersetzen kann – wie früher die 68er Generation sich vielleicht über den neuen Max-Frisch-Roman oder Federico-Fellini-Film stritt. Wie noch nie in der Geschichte des Konsums definiert sich unsere Gesellschaft über Marken. Product-Placement ist dabei nicht nur wirksamer als klassische Werbung, da es authentischer wirkt, sondern oft auch günstiger. Doch es kann nur dann erfolgreich sein, wenn die Marke in einer guten Geschichte auftaucht.

Beim Empfang der Marketingexperten liefen in der Lobby der WME-Firmenzentrale jene Filmausschnitte auf Grossmonitoren, die beweisen sollen, dass ein paar Minuten reichen, um ein Auto unsterblich zu machen:

Steve McQueen und sein 68er Ford Mustang bilden in «Bullitt» das perfekte Gespann bei der Verfolgungsjagd durch San Francisco gegen einen schwarzen 68er Dodge Charger. Die Verkaufszahlen des Mustang stiegen nach «Bullitt» um mehr als sechzig Prozent. Über die Bildschirme ziehen Bilder der Geburtsstunde des Product-Placements. In «Goldfinger» debütierte das legendärste Bond-Auto von allen: der silberne Aston Martin DB5 mit den Reifenschlitzern und den Maschinengewehren in der Front.

In Steven Spielbergs «E.T.» von 1982 lockt der zehnjährige Elliott den schüchternen Auserirdischen mit bunten Bonbons der Marke Reese in sein Zimmer. Daraufhin verhundertfachten sich in den USA die Verkäufe von «Reese's Pieces»-Schokolade – und eine neue erfolgversprechende Werbeplattform war entdeckt. Zu sehen ist auch die grösste Product-Placement-Aktion aller Zeiten. Ein Frachtflugzeug gerät in ein Unwetter und muss notwassern. Der einzige Überlebende rettet sich auf eine einsame Insel im Südpazifik. Was ihm bleibt, sind ein paar Pakete des Kurierdienstes Federal Express (Fedex) und ein Volleyball, der bald den Namen «Wilson» – wie der Sportartikelhersteller – trägt. Superstar Tom Hanks machte das moderne Robinson-Drama «Cast Away – Verschollen» zum Welterfolg – und die Kurierfirma Fedex zu einem Unternehmen von Weltruf.

## Was fährt der Kommissar?

Product-Placement gibt es, weil sich die Menschen dem Dauerfeuer der Werbung verweigern – und dies dank TiVo-Technologie auch können. Erst wenn der beliebte Fernsehkommissar Mercedes fährt, schaut der Konsument hin. Dass der Kommissar vor allem deshalb Mercedes fährt, weil Daimler-Chrysler den Wagen der TV-Produktionsfirma kostenlos überlassen hat, interessiert den Zuschauer nicht, weil er sich daran gewöhnt hat, dass Kommissare fast immer Mercedes fahren oder BMW oder Audi, aber nur selten Opel oder VW.

Aber das könnte sich bald ändern, wenn der Kommissar im Mercedes gegen das neueste Toyota- oder Hyundai-Modell antreten muss. Denn für die neue Wunder-Kooperation von Fernsehanstalt, Regisseur, Drehbuchautor und Marketingabteilung eines Autobauers gibt es nichts Aufregenderes als zum Beispiel einen Autofilm wie «Drive»: Es ist der einzige Film, in dem es jemals gelungen ist, die Haupt-



Ein paar Fedex-Pakete: Tom Hanks in «Cast Away».



Porsche gegen Audi: «Mission: Impossible 2».



Perfektes Gespann: Steve McQueen und der Ford Mustang in «Bullitt».



Völlig neue Filmwelt: Daniel Craig in «Quantum of Solace».

figur dadurch zu charakterisieren, wie sie Auto fährt. Wenn «Drive»-Star Ryan Gosling als Fluchtfahrer seine Kundschaft nach ihrem Raubüberfall vom Tatort wegsteuert, dann tut er das kalt bis ans Herz, mit jeder Menge Cleverness und nur dann spektakulär, wenn es gar nicht mehr anders geht. Dieser Mann will nicht posen, er hat mit seinem Wagen einen Job zu erledigen. Und so ein *bad boy* wird geliebt, selbst wenn er Toyota oder Nissan fährt – und sein Gegner vielleicht wunderbarerweise Schimanski heisst und in einem alten Opel Speedster auftaucht.

### Warhols Statussymbole

Wunderbare neue Fernsehwelt! Doch: Achtung, Baby! Penetranz kann einer Marke schaden. Optimal ist es, wenn der Zuschauer überlegt – war das jetzt Product-Placement oder

nicht? Deshalb plädieren Experten im Zweifelsfall eher für Zurückhaltung. Noch immer dominiere bei vielen Zuschauern die Moralvorstellung: «Ich lass mich von der Werbeindustrie nicht manipulieren», und bremse die Entwicklung zur aufregenden Marketingkunst am Bildschirm.

Andy Warhol ging konsequent gegen diese Prüderie der Verschleierung unserer marktorientierten Persönlichkeiten vor. Und seine Botschaft hat sich längst bewahrheitet: Die Triebkraft des gesellschaftlichen Verkehrs ist nicht Persönlichkeit, sondern es sind Statussymbole. Wieso dann immer noch dieser Widerstand gegen «Schleichwerbung»?

Wäre es nicht logisch, dass man den Konkurrenzkampf eines smart inszenierten Kapitalismus auch in Kino- und Fernsehbildern offenbart: Apple gegen Samsung, Gum-

mibärchen gegen Ricola, Migros gegen Coop, BMW gegen Mercedes?

### Der Weg ins Dorflädeli

WME-Agenten und ihre Filmemacher fordern besonders die Autobauer auf, in Filmen und Fernsehserien gegen direkte Konkurrenten anzutreten – wie damals in «Mission: Impossible 2», als Tom Cruise sich im Porsche ein Duell gegen eine Audi-Fahrerin lieferte. Das unterstreicht nicht nur die sportliche Note, sondern eine gesellschaftliche Tendenz: Alles ist zum Konkurrenzsystem geworden.

Das Ergebnis könnte in Zukunft die haarsträubendsten Autoverfolgungsjagden liefern, die je gedreht wurden. Eine völlig neue Filmwelt! Und uns nebenbei den Weg ins bescheidene Dorflädeli wieder schmackhaft machen – aus ganz anderen Gründen. ○

# Steinböcke auf Seide

Einstand in der «Labor-Bar»; «A Night at the Grand».  
 Von Hildegard Schwaninger



*Hauchzarte Modelle:* Modeschöpfer Roland Rahal (l.), Michael Muntinga.

In der «Labor-Bar», wo Kurt Aeschbacher jeweils seine Sendung aufzeichnet, geht es meistens heiss her. Und farbenfroh (Aeschbacher liebt bunte Anzüge). Beim Schweizer Modeschöpfer-Paar **Michael Muntinga** und **Roland Rahal**, die unter dem Label Mourjjan seit drei Jahren in Klosters Mode entwerfen und dort eine Boutique haben, war es besonders bunt. Muntinga entwirft die Stoffe, sie werden in Como hergestellt, Rahal macht die Schnitte. Das Resultat sind feinste, hauchzarte Modelle für einen schönen Sommer. Zurzeit denkt man zwar mehr an Pelze, aber die Modeschöpfer sind immer eine Saison voraus; so wurden die Mannequins, die auf hochhackigen Louboutins über den Laufsteg staksten, heftig beklatscht. Dass das Designerpaar aus den Bergen kommt, lässt sich nicht verleugnen. Auf einem Stoff leuchtet – in sonnigen Van-Gogh-Farben – ein Steinbock, auf dem anderen ein Sechzehnder. Mourjjan soll nach Klosters jetzt auch den Rest der Schweiz erobern.

Der Einstand ist geglückt. Die «Labor-Bar» war bis auf den letzten Platz gefüllt. Nur zwei reservierte Stühle blieben leer. **Shawne Fielding** und ihr neuester Begleiter **Patrick Schöpf** erschienen unentschuldigt nicht. Dafür war die neue Showgrösse **Fabienne Louves** da, mit ihrem Dauerbegleiter **Reto Hanselmann** (er lebt mit einem Mann zusammen). Louves probt zurzeit eine Weihnachtsshow

mit **Maja Brunner**, dreissig Aufführungen in Lachen sind geplant. Den Sound machte **Luca Papini**, der quirilige DJ, der sich gern als Frau verkleidet. Zu einem Abendkleid in dramatischem Rot liess er die Wahnsinnsarie aus «Lucia di Lammermoor» laufen, dann kam wieder Pop/Rock. Wichtig auch das Catering (alle hatten Hunger). Das machte **Mario Baldelli**, der seit fünf Jahren im Geschäft ist. Eine neue Kreation: Mango/Mozarella-Spiesschen.



*Neue Showgrösse:* Louves, Hanselmann.

**Nico Maeder** lud bereits zum 22. Mal zur «Night at the Grand». Beim ersten Mal, als Maeder, Gastronom mit Gespür für den Zeitgeist, diese Party organisierte, kamen knapp hundert Leute, die gerade mal die Hotelbar füllten. Jetzt waren es 850, die – auf der

Suche nach Vergnügen oder einem Nachtabschnittspartner – das Luxushotel stürmten. Das Team vom Restaurant «Bärengasse», Wiege von Nico Maeders Aufstieg, wo er nach wie vor erfolgreich wirtschaftet (das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmt einfach!), richtete die Party aus. 40 Franken kostete der Eintritt, dafür wurde in eisgekühlten Bechern ein scharfer Drink gereicht – und etwas Fingerfood, damit man nicht gleich sturzbetrunken war. Für weitere Drinks sorgten Barkeeper hinter mehreren Tresen. Auf der Terrasse gab es einen Hotdog-Stand.

Partys, muss man wissen, fangen in Zürich erst um ein Uhr früh an. Was die Leute bis dahin machen, ist nicht erforscht, ein Szenekenner meint, sie trinken sich erst mal zu Hause gute Laune an. Tatsächlich waren um zehn Uhr abends erst übersichtlich wenig Leute da. Laute Discomusik; wer lieber reden (oder rauchen) wollte, ging auf die Terrasse, wo man die spektakuläre Aussicht auf den See hatte und – da die Outdoorheizung bestens funktionierte – die ganze Nacht rumstehen konnte.

Wer, fragt man sich, geht erst nach Mitternacht in den Ausgang? Nun, es war Samstagabend, da hat jeder am nächsten Tag frei. Aber Stichproben-Interviews bei den Anwesenden ergaben, dass sich die meisten gerade zwischen zwei Jobs befinden oder in einer – beruflich nicht sehr anstrengenden – schöpferischen Pause. Gegen ein Uhr erst ging es



*Gespür für den Zeitgeist:* Nico Maeder.

richtig los. Etwas ostblocklastig sei die Gästeschar, stellte jemand fest. Aber, ist ja bekannt: Von dort kommen die schönen Frauen. Je später der Abend, desto höher die High Heels, kürzer die Röcke, tiefer die Décolletés, desto mehr nackte Haut. Es war eine fröhliche Nacht; die Party, vor fünf Jahren erfunden, um das «Dolder Grand» etwas in Schwung zu bringen, ist heute ein Fixstern im Zürcher Nachtleben.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Glück und Geheimnis

Die Nail-Designerin Valentyna Khomichova, 42, und der Gymnasiallehrer Reto Zingg, 42, haben geheiratet. Gemäss einer ukrainischen Weisheit ist er der Kopf der Beziehung und sie der Hals.



«Tausendmal ja»: Ehepaar Khomichova-Zingg.

**Reto:** An einem schönen Julitag war ich bei meinem Bruder This und seiner Frau Sandra zu Drinks und zum Grillieren eingeladen. Meine Schwägerin hatte auch Valentyna, ihre Nagelstylistin, dazu eingeladen. Valentyna trug ein rassiges Sommerkleid. Ich hatte zwar schon ein ziemliches Damenräuschchen, dass Valentyna aber an ihrem Fuss das Zitat «carpe diem» von Horaz tätowiert hat, entging mir, dem klassischen Philologen, nicht. Am nächsten Tag erwachte ich mit Katzenjammer und dachte: «Diese Dame siehst du nie wieder.» Sandra eröffnete mir wenig später, Valentyna und ich hätten Händchen gehalten. Daran erinnerte ich mich nicht mehr. O weh! Dionysos!

**Valentyna:** Retovski hatte eine sonnige Ausstrahlung, als ich ihn kennenlernte. Er gefiel mir, aber ich hätte nie gedacht, dass wir einmal ein Paar werden. Und er war zu dick, das gefiel mir nicht.

**Reto:** Eine Woche nach der ersten Begegnung sahen wir uns wieder. Wie alte Freunde begrüsst und umarmten wir uns und kamen den lieben langen Abend nicht voneinander los. Wir trafen uns dann noch ein paar Mal, dann lud ich sie in ein schickes Restaurant zum Essen ein.

**Valentyna:** Während des Essens habe ich gemerkt, dass ich ihm gegenüber offen und voller Vertrauen bin. Das hat mich irritiert.

**Reto:** Wir orderten herrliche Delikatessen. Ich war so nervös in der Aura ihrer Schönheit, dass ich keinen Bissen herunterbrachte, während Valentyna die Gänge lustvoll verschlang.

**Valentyna:** Im Westen wird immer geklagt, wie schwierig es sei, einen Partner zu finden. Frauen sind heute nicht mehr bereit, in einer Beziehung nachzugeben, und Frauen sollten auch mehr darüber nachdenken, was die Aufgaben der Frauen in der Beziehung sind. Sie sollten nicht versuchen, sich wie Männer zu verhalten, das musste ich selbst auch lernen. In der Ukraine heisst es von der Beziehung: Die Frau ist der Hals, der Mann ist der Kopf, und wenn sich der Hals dreht, dreht sich auch der Kopf. Eine liebende Frau muss vor allem eine gute Ehefrau, eine gute Hausfrau, eine gute Mutter sein und natürlich – eine heisse Geliebte: Das ist eigentlich alles.

**Reto:** Wer weiss wirklich, was Liebe ist? Der Begriff ist zu gross und zu rätselhaft, als dass man mit Sicherheit wissen könnte, um was es sich handelt. Valentyna und ich fanden zueinander. Das war ein Glück, aber auch ein Geheimnis. Zuerst war die räumliche Distanz nur schwer zu ertragen, ich lebte in Basel am Rhein und Valentyna in Rüti, wo sie auch ihr Geschäft hat. So zog ich kurzentschlossen zu Valentyna und deren Sohn Dima nach Rüti. Jetzt sind wir schon Oma und «Opa», denn Valentynas Tochter, Yuliya, brachte kürzlich einen Sonnenschein namens Levy zur Welt.

**Valentyna:** Irgendwann wusste ich einfach: Er ist es und kein anderer. Den Heiratsantrag erledigte Reto, wie das ein Mann tun muss.

**Reto:** Bei einem Gläschen Champagner bin ich auf die Knie gegangen, zitternd und stotternd, und hielt ihr einen Brillantring entgegen. Valentyna atmete sehr tief durch und sagte: «Ja», und später etwas leiser: «Mit dir tausendmal ja.» Unsere Hochzeitsfeier war der Hammer. Wir assen, tranken, lachten und weinten. Mein Rat an alle? Folgt der Stimme des Herzens!

Hochzeitslimousinen: [www.stretch.ch](http://www.stretch.ch)  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Religionspolizei

Von Andreas Thiel — Der Gottesstaat der Grünen – ein Vergleich.

**Muslim:** Für uns gibt es nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.

**Grüne:** Wir glauben nur an den Klimawandel, und die Grüne Partei ist sein Verkünder.

**Muslim:** Es steht aber allen Menschen frei, sich zum Islam zu bekennen.

**Grüne:** An den Klimawandel kann auch glauben, wer will.

**Muslim:** Wer sich jedoch nicht zum Islam bekennt, ist ein Ungläubiger.

**Grüne:** Wir nennen sie Schädlinge. Wer nicht an den Klimawandel glaubt, schadet der Welt.

**Muslim:** Ungläubige werden bei uns bekämpft. Aber sie werden nicht getötet. Sie müssen bloss höhere Abgaben entrichten als Muslime. Dafür sind sie von den religiösen Pflichten entbunden.

**Grüne:** Das machen wir genau gleich. Wer sich nicht an die Glaubenssätze der Grünen Partei hält, wird mit hohen Bussen und Abgaben bestraft.

**Muslim:** Denn Allah ist der Gott aller Menschen.

**Grüne:** Auch wir betrachten uns als einzige Partei, die diesen Planeten vertritt.

**Muslim:** Und Steuern zu zahlen ist eine religiöse Pflicht.

**Grüne:** Mein Gott! Dieser Satz könnte aus unserem Parteiprogramm stammen.

**Muslim:** Die Aufgabe der islamischen Polizisten ist es auch, die Befolgung der religiösen Gesetze zu überwachen. Deshalb nennt man sie Sittenwächter. Für Prügeleien, Diebstähle und sonstige Vergehen sind sie nicht zuständig. Das sind Angelegenheiten der beteiligten Familien.

**Grüne:** Das sehen wir genau gleich. Die einzige öffentliche Aufgabe der Polizei ist es, die Autofahrer zu büssen. Autodiebstähle hingegen betrachten wir als private Angelegenheit.

**Muslim:** Und die Farbe unseres Glaubens ist Grün.

**Grüne:** Mein Gott! Diese Übereinstimmung!



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Rubens in Zypern

Von Peter Rüedi



Auch Liebhaber kammermusikalischer Finessen werden zugeben: Grosse Quantitäten haben ihre eigenen Reize. Die Besetzung einer Berlioz-Partitur mag Essentialisten aus der Verehrergemeinde von, sagen wir: Beethovens späten Streichquartetten befremden. Sie werden dennoch einräumen müssen: Gewisse Effekte schafft nur die grosse Palette.

Konzentration ist ein, Fülle ein anderes Ideal. Um endlich auf den Wein zu kommen: Ich bin ja ein Liebhaber gemässiger Zonen und fein nuancierter Weine. Aber manchmal, muss ich zugeben, schenke ich mir auch gern ein Glas aus dem Vollen ein, und wenn's ist, um mit einer alkoholreichen Fruchtbombe das Gefälle zu meiner, mag sein, etwas snobistischen Generallinie herzustellen. Dass ferner Schlankheit eigentlich nur beim Wein mein Schönheitsideal ist, gibt mir zuweilen auch bei diesem zu denken.

Dass einer Rubens nicht verachten muss, wenn er Alberto Giacometti schätzt. Dabei ist es eine grobfahrlässige Verallgemeinerung, einem wuchtigen Wein grundsätzlich Finesse abzusprechen. Lehren uns ja schon die grossen Châteauneufs. Oder eben eine Flasche wie diese des zypriotischen Spitzenwinzers mit dem olympischen Namen Sophocles Vlassides. Der spürt in seinen Lagen auf der Südseite des Troodos-Gebirges zwar mit Leidenschaft den Möglichkeiten autochthoner Sorten wie der roten Maratheftiko oder der weissen Xynisteri nach, wie eine Handvoll kreativer junger zypriotischer Önologen auch. Aber er produziert auch (als «Türöffner», wie er sagt) Cabernet Sauvignon, Syrah, Merlot; und seit neuestem eine Cuvée, die er «Private Selection» nennt. Sie hat es nicht nur alkoholisch in sich. Im Gegensatz zum sortenreinen Syrah (der ist für meinen Gusto nicht nur dicht, sondern fett) ist sie zwar ein Hammer, aber einer mit fein ziseliertem Kopf und Stiel. Fabelhafte Frucht, sehr geschickter Umgang mit neuem Holz, gute Säure, kurz: ein austarierendes Vergnügen, das dem deftigsten Fleischgang die Stange hält, aber auch für sich genossen die klarrendste Winternacht mediterran erwärmt.

Domaine Vlassides (Zypern): Private Selection 2011. 14,5%. Paphos Weine, Muttentz. Fr. 31.50  
www.paphosweine.ch

## Die Könige von Spanien

Welcher Wein passt zum Essen? Dieser Frage ging der Weinproduzent Torres akribisch nach. Von David Schnapp



Neue Erkenntnisse am Gaumen: Spitzenkoch Joan Roca.

Der passende Wein zum Essen ist ein uner-schöpfliches Thema und wirft mit der avantgardistischen Küche neue Fragen auf. Die Grundregeln, Weisses zum Fisch, Roten zum Fleisch und Süsses zum Dessert ist zwar nicht falsch, aber mittlerweile ist nicht nur auf den Tellern die Komplexität der Geschmäcker gestiegen, sondern auch in den Gläsern. Der spanische Weinproduzent Torres wollte das Thema erschöpfend behandeln und lud dazu Fachleute und Journalisten (das ist nicht zwingend dasselbe) zum Essen, Trinken und Reden nach Barcelona.

Für den Kanadier François Chartier, so etwas wie der Sommelier der Molekularküche, ist Wein «etwas Statisches, das erst in unserem Kopf» zu einem komplexen Geschmack wird. Er riet daher, eingeübtes Verhalten zu hinterfragen und zeigte an praktischen Beispielen, wie sich die Moleküle von Ei, Artischocken oder Essig mit Wein vertragen – oder eben nicht.

Die Firma Torres als Veranstalterin des Weinforums ist ein aussergewöhnliches Unternehmen mit Sitz in Vilafranca del Penedès, seit 1870 in Familienbesitz. Es beschäftigt 1200 Mitarbeiter. Wenn es ums Essen und Trinken geht, haben sie bei Torres höchste Ansprüche. Das Mittagessen, bei dem sozusagen in der Praxis durchexerziert wurde, wie Weine zu avantgardistischer Küche kombiniert werden können, wurde von niemand Geringerem als der Fami-

lie Roca zubereitet. «El Celler de Can Roca» in Girona wird auf Rang zwei der «World's 50 Best Restaurants» geführt (letztes Jahr war es sogar das beste Restaurant der Welt).

Die drei Brüder Jordi (Pâtissier), Josep (Sommelier) und Joan Roca (Koch) kombinieren beste Produkte mit fortschrittlicher Kochtechnik. Daraus resultieren kontrastreiche Gerichte wie die Scheibe knusprigen Bauchs vom Iberico-Schwein mit einem Gel aus geröstetem rosa Pfeffer und einer Sauce mit Kakao und Johannisbrotbaum-Früchten sowie Feigen – überraschend, aber auch klar im Geschmack. Der «Jean Leon Vinya La Scala», ein Cabernet Sauvignon von 2001, unterstützt dazu ideal die dunklen Fleischnoten und die Pfefferakzente. Das aussergewöhnlichste Gericht ist das Taubenparfait mit Gewürzbrot, Wacholder, konfierten Kirschen, kandierter Orange sowie Curry mit Pinienkernen (dazu ein Pinot Noir «Mas Morràs», 1996). Das schmeckt vielschichtig, tiefgründig und fasziniert durch die unterschiedlich cremigen Konsistenzen.

Von dem bemerkenswerten Menü bleibt das Fazit, dass avantgardistische Küche auch in den Weinkeller übergreift und dort durch die Neuordnung der Moleküle für neue Erkenntnisse am Gaumen sorgt.

Die Weine von Torres, Marimar Estate, Jean Leon oder 7Magnifics sind in der Schweiz bei Bindella erhältlich: www.bindella.ch





## Velo

# Das Töffli heute

Ist das noch ein Fahrrad? Der Stromer ST2 kann mehr, als man bisweilen beherrschen kann. *Von David Schnapp*

So ganz in mattem Schwarz mit den dicken Spezialpneus (Schwalbe Big Ben) und dem kräftigen Rahmen sieht er aus wie der Offroader unter den Zweirädern. Aber der Stromer ST2 ist ein Elektrovélo der zur BMC-Gruppe gehörenden My Stromer AG aus Oberwangen. Der Hersteller preist das Gerät als weltweit erstes digital vernetztes E-Bike an. Ich hingegen hebe das Ding erst mal an (28 Kilogramm etwa) und überlege mir, was passieren würde, wenn einem unterwegs der Strom ausginge. Die Sorge ist allerdings unbegründet, der 5 Kilogramm schwere Lithium-Ionen-Akku hält lo-

cker zwei Wochen ohne Nachladen durch, wenn ich mit dem Stromer ins Büro und wieder zurück radle (3,3 Kilometer). Bis zu 150 Kilometer Reichweite sollen möglich sein, wobei natürlich Topografie, Geschwindigkeit und Temperatur diesen Wert stark beeinflussen können.

### Das Velo kommuniziert

Allerdings: Radeln ist leicht untertrieben. Der Gleichstrommotor des ST2 bietet 500 Watt Leistung und ein Drehmoment von 35 Newtonmeter. Er unterstützt einen, sobald man in die Pedalen tritt, wobei sich die Unterstützung steigern lässt. Das fühlt sich dann schnell einmal an, als würde man von einem pfeilschnellen Riesen an der Schulter gefasst und vorwärts geschoben. So lustig das ist und so gern ich Geschwindigkeit habe, wirkt es anfangs eher etwas beängstigend. Wer einen ST2 fährt, braucht ein gelbes Nummernschild wie für Kleinmotorräder und muss einen Helm tragen. Das E-Bike ist also eher so etwas wie das moderne Töffli, das sich zu Zeiten meiner Jugend grösster Beliebtheit erfreute und von Puch (Maxi) oder Piaggio (Ciao, Si) hergestellt wurde.

Das heutige Töffli hingegen «schreibt SMS», wie es die NZZ formulierte. Das ST2 hat nämlich eine SIM-Karte eingebaut, es gibt einen USB-Anschluss, um das Smartphone zu laden, es kommuniziert via GPS und Bluetooth. So kann man über eine App sein Velo orten und beispielsweise sperren, sollte es gestohlen worden sein. Über die Plattform Omni kann man so etwas über sein Velo erfahren, wobei sämtliche Kommunikationskosten im Kaufpreis inbegriffen sind. Die Technik ist natürlich nützlich, vor allem die Sperr- und Ortungsfunktion macht Sinn. Sie ist aber gleichzeitig anfällig; ein ST2-Kunde erzählte mir, sein Velo habe schon mehrfach nicht mehr entsperren werden können und habe abgeschleppt werden müssen.

Unterwegs orientiert ein kleiner, berührungsempfindlicher Bildschirm im Oberrohr des E-Bikes über die Geschwindigkeit, die Batterienkapazität et cetera. Es ist allerdings gefährlich, zu sehr nach unten auf den Bildschirm zu starren, denn während man geradezu vorwärtsfliegt und andere Velofahrer buchstäblich stehen lässt, kann es sein, dass schon der Blitzkasten in der 30er-Zone wartet. Und es ist nicht so schwer, mit einem Stromer ST2 eine Busse für überhöhte Geschwindigkeit zu kassieren. Das könnte für manchen Velofahrer zur existenziellen Erfahrung werden, denn bisher waren die Bösen immer die andern – zum Beispiel Offroader-Fahrer.

### Stromer ST2 Comfort

Leistung: 500 W, Newtonmeter: 35  
Höchstgeschwindigkeit: 45 km/h  
Preis: 6990 Franken





«Äusserst erstaunliche Naivität»: Hollywood-Star und Modedesigner Malkovich, 60.

MvH trifft

## John Malkovich

Von Mark van Huisseling — Seine Schauspielkunst wird als «intensiv» beschrieben. Zu Recht, aber das ist erst der Anfang.

Was ist Ihre Priorität im Augenblick?» – «Es gibt immer irgendwas, an dem ich arbeite. Ähm, zurzeit mache ich eine Modekollektion. Und fange ein weiteres Stück mit einer klassischen Musikerin an. [Er trägt dabei Texte vor; Aufführung soll 2015 sein.] Dann gibt es einen französischen Film, bei dem ich Regie führen werde kommendes Jahr, hoffe ich ... Ich hatte eine Operation am Knie im Spätsommer, darum der Stock, in letzter Zeit war ich vor allem *in rehab.*» – «Wie wichtig ist Ihnen finanzielle Sicherheit?» – «Ist für mich kein grosses Thema. Ich mache mir nicht oft Sorgen darüber und habe wenige Entscheide darauf fussend gefällt. Ich hatte meistens Glück, doch 2008 investierte mein Geschäftsführer in diese Bernie-Madoff-Sache ...» [Amerikanischer Betrüger, der mit einem *Ponzi scheme*, Schneeballsystem, ungefähr 4800 Kunden einen Schaden von zirka 65 Milliarden Dollar zufügte; wurde 2009 zu 150 Jahren Haft

verurteilt.] – «Ohne dass Sie davon Kenntnis hatten?» – «Oh, nein, ich wusste es, aber, ich meine, Madoff war der Gründer der Nasdaq [grösste elektronische Börse Amerikas] ...» – «Sie scheinen nicht bitter zu sein.» – «Überhaupt nicht. Ich sage immer: Es war eine gesunde Erfahrung, irgendwie. Ich musste danach einfach mehr arbeiten und Jobs annehmen, bei denen ich Geld verdiente. Es ist heute so im Filmgeschäft, dass man es umsonst machen muss, wenn ein Drehbuch gut ist.»

John Gavin Malkovich, 60, geboren im amerikanischen Staat Illinois, der Vater kam aus Kroatien, ist Schauspieler, Regisseur und Filmproduzent. Ausserdem entwarf er in den vergangenen zwölf Jahren Männerbekleidung für zwei italienische Stoffhersteller (an einem Abendessen in Zürich Anfang Monat, zu dem Daniel Grieder, Chef von Tommy Hilfiger, eingeladen hatte, lernte Malkovich Tommy Hilfiger kennen – nun soll eine Kollektion von ihm

für die amerikanische Marke entstehen). Einige der siebzig Filme, in denen er spielte, sind Blockbuster («R.E.D.», auf Deutsch «Älter, Härter, Besser»), andere solche, die Kritiker mögen («Of Mice and Men», «Being John Malkovich»); er war zweimal für einen Academy Award (Oscar) vorgeschlagen. Journalisten urteilen unterschiedlich, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* etwa stand: «Er sieht nicht hübsch, sondern interessant aus – nicht nach teurem Rasierwasser, Schlafzimmersblick und Haargel, sondern nach Bürgerkrieg, Schnaps und schlechtem Wetter.» Und in der *Süddeutschen Zeitung* wurde er als «sehr dandyesk» beschrieben. Während dieses Gesprächs, das im «Widder Hotel» stattfand und zustande kam, weil er am Zurich Film Festival den Preis für sein Lebenswerk erhielt, sah er mehr nach Dandy, weniger nach Bürgerkrieg aus (er hatte ein ungebügeltes Jackett und eine zugeknöpfte Strickjacke an, beides von ihm entworfen). Seine Sätze kamen formal daher wie die eines Dandys, hatten inhaltlich teilweise aber die Radikalität eines Mannes, der zu Bürgerkrieg aufruft, und zwar eines jüngeren Mannes. Malkovich ist zum zweiten Mal verheiratet, hat zwei Kinder und lebt bei Boston, nachdem er länger in Frankreich gewohnt hat.

«Weshalb haben Sie die Freiheit, politisch und weltanschaulich ziemlich, sagen wir, konservative Ideen auszusprechen – und bekommen trotzdem grosse Rollen in teuren Hollywood-Filmen?» [«Kriminelle sollten zu spüren bekommen, was sie anderen antun – der Rummel um die Todesstrafe ist lächerlich», *Guardian*-Interview; über Robert Fisk, einen *Independent*-Journalisten, der streng über Israels Politik urteilt: «Gehört erschossen.» Und er war für den Irakkrieg von 2003.] – «Ich bin ziemlich unpolitisch, im grossen Ganzen, es interessiert mich nicht mal. Wenn ich ab und zu was sage, ist das mehr wie Erbrechen. Ich hab genug davon, zwangsernährt zu werden mit dem momentan herrschenden Mehrheitsglauben. Ich wähle nicht mehr, seit 1972, hab wenig Vertrauen in Regierungen über alles gesehen, und mit gutem Grund, denke ich.» – «Darf man so reden als Schauspieler, der unterhalten möchte?» – «Ich finde es blöd, wenn Leute sagen: «Ich seh mir nie mehr einen Film von sowieso an, weil sie glaubt, bla, bla, bla ...» Ich find's idiotisch, gefährlich idiotisch.» – «Ich denke, genau so läuft's aber.» – «Die Sache ist die: Es ist ziemlich gefährlich, Überzeugungen zu haben, Punkt. Aber wenn man welche hat, muss man sich dran erinnern, dass die Person mit der gegenteiligen Sicht völlig respektable Gründe dafür haben könnte. Das ist keine Kritik, sondern eine Reflexion über die äusserst erstaunliche Naivität vieler Leute immer und immer und immer wieder.»

Sein liebstes Restaurant: «Ich könnte viele aufzählen ... Es gibt eines, das ich liebe, in Lissabon.» «Pap'çorda», Rua da Atalaia 57, Lissabon, Telefon +351 21 346 4811

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28						29	30	
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Formelhafte Formulierungen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Solch eine Beschaffenheit ist für schonende Tätigkeit Notwendigkeit. 6 AA sei dank, durch Alkohol nicht krank: Es begann dort im Osten der USA. 10 Ohne ihn bleiben viele Schätze im Boden. 12 Sie ist unbeweglich, bewegt bei Investoren jedoch oft viel Geld. 15 Die Donau beim Schwarzen Meer, zur Zeit der griechischen Götter. 17 Bekannt ist Reden ohne Ende, doch gewünscht ist solches Singen. 18 Kommt einer so daher, ist das Mass dann schnell mal voll. 19 Was Egoisten gar nicht gerne machen. 20 Der Griff nach ihr eröffnet einen andern Raum. 23 Rasant von Null auf Hundert, am liebsten in Rot. 26 Da wird ennet des Rösti-grabens ein Hals gestreckt. 27 Vielversprechend, wenn nach Art der Haute Cuisine. 28 Tut es gut so, will man meist noch mehr. 31 Dort im berühmten Berner Oberland reichen sich oft viele Promis die Hand. 34 Friedrich von Hagedorn: Es nimmt ein weiser Mann, der ... gibt, noch lieber ... an. 35 Schaggi, diesen mag man einfach, früher sowieso, aber auch heute. 37 Er war mal turbomässig unterwegs, zum Beispiel für 23 waagrecht. 38 Geht mit Verlust einher - schwer, damit umzugehen. 39 Leben wir zuviel mit ihr, kollabieren wir (vielleicht). 40 Bei ihr kann man bestimmt von einer bestimmten Anzahl ausgehen. 41 Machen Millionen, unfreiwillig – eine Tragödie.

**Senkrecht** — 1 Wer da an Holz denkt, stammt wohl aus dem Val d'Anniviers. 2 Sie klingt oft pathetisch, die Kurze gibt sich patriotisch. 3 Hinunter zum Wangener ... , dann in das Küsnachter ... . 4 Insel für Träumer, irgendwo zwischen Afrika und Karibik. 5 Wir sprechen nicht vom Rhein, doch der Reim auf ihn ist fließend. 6 Mit K verwandeln sich nachfolgende Buchstaben zum Gemüse. 7 So eine Art Eva der abendländischen Komponistinnen. 8 Es saust der Stock, es schwirrt sie, dichtete Wilhelm Busch. 9 Solch ein Wind, brrh- kalt! 11 Sich Zeit lassend, und also nicht in stressige Zeiten passend. 13 Kraft, oder dann unter Zuhilfenahme (von was immer). 14 Klar ersichtlich: eine chaotische Orgie. 16 Sie sehen in 21 senkrecht keine Figur sondern eine Stadt. 21 Welch ein tragischer Liebhaber, berühmt ohne Ende! 22 Fähigkeit, die Robotern abgeht. 23 Das Bündel aus Italien gibt bei uns beim Blasen Töne von sich. 24 Empfehlenswert ist es sicherlich ebenfalls. 25 Es brauchte Karl den Grossen, um sie in die Knie zu zwingen. 29 007 - die neueste Nummer mit Namen. 30 Beim Geflügel lässt man sie sich gerne gefallen, als Waffe eher nicht. 32 Die Einheit bedeutet nicht Verbundenheit, doch das ist eh Vergangenheit. 33 ..lsbe.. dort auf dem Weg von Basel nach Biel. 36 Eine, und bestimmt nicht nur in Paris bekannt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 388**

A	D	A	M	M	A	L	I	O	B	A	M	A		
L	O	G	I	S	L	A	G	E	A	G	I	L		
V	E	R	S	T	A	A	T	L	I	C	H	U	N	G
A	R	O	S	A	N	E	U	N	N	A	S	E		
F	I	R	R	E	R	S	H	E	K					
M	E	M	O	R	Y	A	C	E	N	T	T			
I	R	A	N	D	E	L	P	H	I	E	H	E		
T	N	P	E	P	R	A	N	C	H	E	R			
T	O	D	A	R	I	V	E	L	O	E	L	E		
A	L	O	I	S	K	S	T	A	R	R	E	N		
G	O	L	D	K	U	E	S	T	E	T	A	N	Z	
F	A	S	S	R	O	N	L	I	N	E				

**Waagrecht** — 1 ADAM 5 MALI 9 OBAMA  
14 LOGIS 16 LAGE 18 AGIL 19 VERSTAATLICHUNG 20 AROSA (a rosa = port. f. die Rose) 21 NEUN 22 NASE (Karpfenfisch) 23 IRRER 25 SHE (engl. für sie) 27 MEMORY (Spiel, Lied aus dem Musical Cats) 29 CENT 32 IRAN 33 DELPHI (-n) 36 EHE 38 PEP 39 RANCHER 41 TODA 44 RIVEL (war weltberühmter span. Clown) 45 OELE 46 ALOIS (zweiter Vorname Schwarzeneggers) 48 STARREN 49 GOLDKUESTE 50 TANZ 51 FASS 52 ONLINE

**Senkrecht** — 1 ALVA (Lava) 2 DOERFER (Böhmische Dörfer, Redensart) 3 AGRO 4 MISSION 6 ALANE (aalen) 7 LATERAL 8 IGLU 10 BAHNEN 11 AGUA (span. für Wasser) 12 MINSK 13 ALGE 15 STARR 17 EINSCHALTEN 24 RYDER (Cup, von Samuel R. ins Leben gerufen) 26 HEIN (-e) 27 MITTAG 28 MANDOLA 30 TEHERAN 31 TERENCE (zetern) 34 EPIKER 35 PRESTO 37 HELENE 40 CORTI 42 OLOF (fool, engl. für albern, verrückt) 43 AIDS (engl. f. Hilfsmittel, Pl.) 47 SKS (Stiftung für Konsumentenschutz)

**Lösungswort** — **MUSKELKATER**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



  
*Breguet*  
Depuis 1775

## Breguet, créateur.

Extraflaches automatisches Tourbillon 5377

Der Komplikation eines extraflachen Uhrwerks ist nur die Eleganz und Raffinesse des Zeitmessers selbst ebenbürtig. Das extraflache Tourbillon 5377 ist ein komplexes Werk mit klaren Linien, welches dank seines patentierten Hochenergie-Federhauses über eine Gangreserve von 80 Stunden verfügt. Es ist eine Hommage an den klassischen Stil und kreativen Geist von Abraham-Louis Breguet, dem Erfinder des Tourbillons. Wir schreiben die Geschichte fort...

